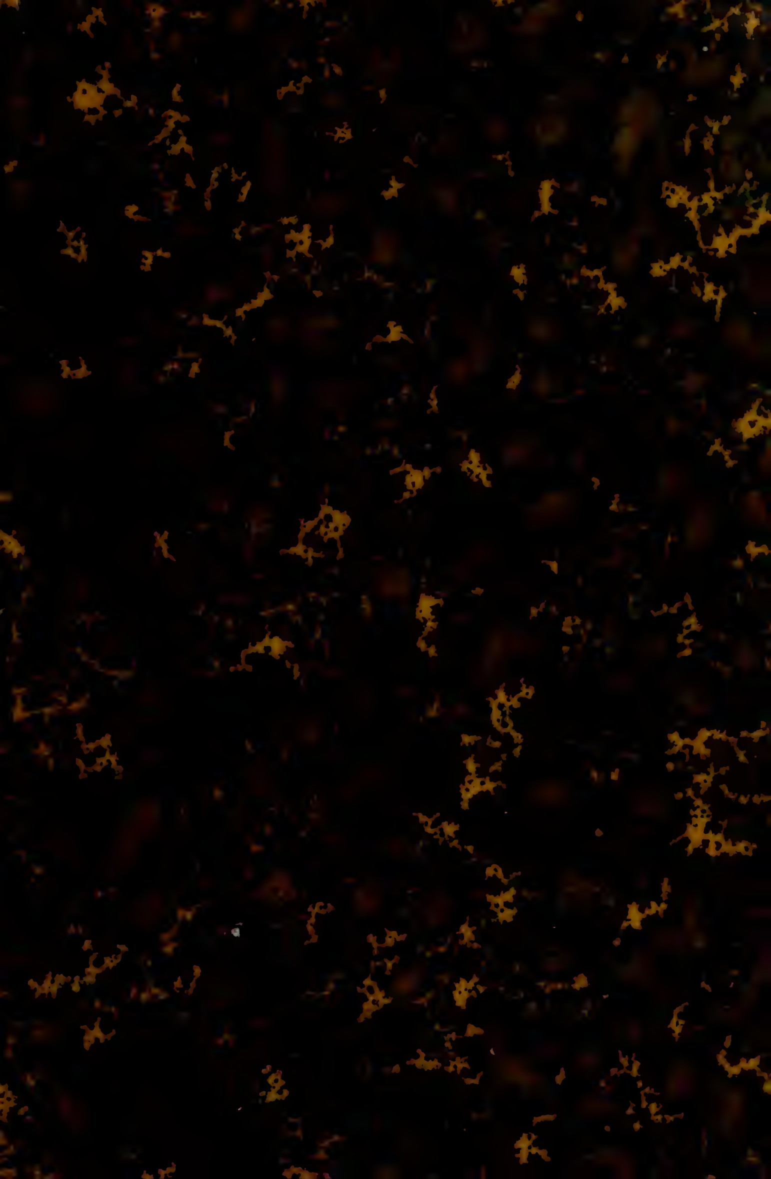






Hundert Jahre.

Erster Theil.



Hundert Jahre.

1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

Heinrich Albert Oppermann.

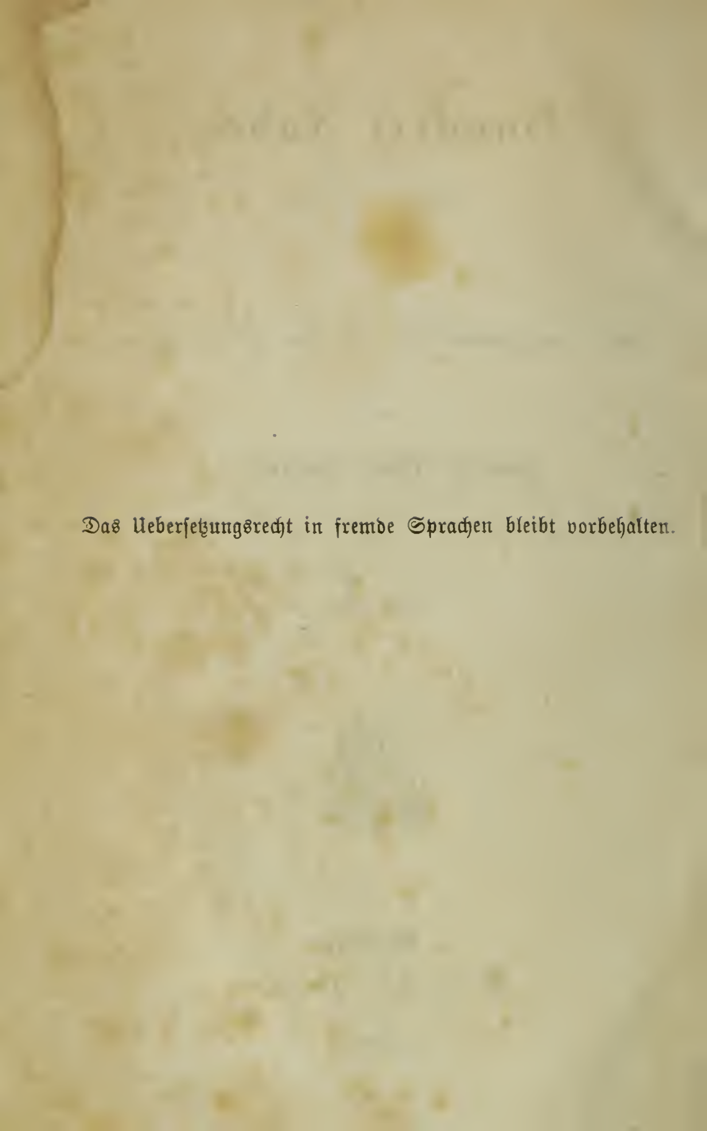
Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1870.



An den Leser.

Es war vor sieben Jahren etwa, als mir, dem Advocaten, eine alte Acte in die Hände fiel, die vor einer Reihe von Jahren aus dem Nachlasse eines verstorbenen Collegen auf mich übergegangen war. Dieselbe war rubricirt: „Verkauf der gräflich Wildhausenschen Güter in Heustedt 1814", und schien offenbar zur Cassation geeignet. In die Acte war aber, absichtlich oder zufällig, eine Specialacte eingeheftet, die nur zwei Nummern umfaßte und kein anderes Rubrum als blos: „von Wildhausen", hatte. Die erste dieser Nummern bestand aus einem von zierlicher Damenhand geschriebenen Briefe, die zweite aus einer Antwort meines verstorbenen Collegen; beide reizten meine Neugierde.

Der Brief war aus Hannover vom December 1792 datirt und unterzeichnet: „Olga, genannt Gräfin von Schlottheim, née von Wildhausen."

Die Gräfin erzählte dem Verstorbenen, kürzer als es im zweiten Theile dieser Erzählung geschieht, und offenbar in der Voraussetzung, daß demselben die Thatsachen bekannt seien, die Geschichte ihrer Trauung und bat ihn dann ihr behülflich zu sein, das Scheinband, das sie an den Grafen Schlottheim binde, zu lösen, sie von einem Manne zu befreien, den sie weder lieben noch achten könne.

Mein College hatte mit steifer, großer, nach links gekehrter Handschrift die Randbemerkung gemacht: „Wahr, zu bedauern, aber nicht zu helfen."

Die zweite Nummer der Acten enthielt sein langstieliges Antwortschreiben, in welchem er der Dame unter vielen veralteten Redewendungen etwa Folgendes erwiderte:

„Sie sei, soviel er sich erinnere, erst zwanzig Jahre alt, 1772 geboren, daher minderjährig und habe keine persona standi in judicio. Es könnten nur ihre Vormünder, also die allergnädigste Mutter und der Vater ihres Gemahls, Geheimrath Graf von Schlottheim selbst, eine Klage auf Ehescheidung oder Annullirung der nicht rite vollzogenen Trauung erheben. Das würde indeß weder die allergnädigste Gräfin, noch weniger der Herr Geheimrath wollen.

„Es bleibe nichts übrig, als daß die gnädige

Gräfin sich bis zu ihrer Volljährigkeit gedulde; dann wolle er ihr gern und treu als Rechtsbeistand dienen; er müsse sie aber warnen, die Ehe zu consumiren, weil dann jeder Versuch der Trennung vergeblich sein würde.

„Der Plan einer Immediateingabe an König Georg III. sei gänzlich aufzugeben; denn erstens sei es bei namhafter Strafe verboten, den König mit Immediateingaben zu belästigen; zweitens leide derselbe bekanntlich an Irrsinn; drittens gehe jedes Immediatgesuch zunächst an das Geheimrathscollegium in Hannover, und dort würde es wahrscheinlich zurückgehalten werden; viertens aber, wenn es der Gräfin wirklich gelinge, dasselbe auf Nebenwegen nach London zu befördern, so sei mit Sicherheit anzunehmen, daß es in der dortigen deutschen Kanzlei liegen bleibt."

Ein Mann Namens Schlottheim (der Name ist von mir erfunden, denn es existirte eine Familie solches Namens nicht in Hannover, der gegenwärtige Träger desselben ist erst mit der Annexion nach Hannover übergesiedelt) stand zur Zeit, als ich die Erzählung begann, an der Spitze einer Camarilla, welche die Geschicke meines Vaterlandes nach meiner Ueberzeugung zu dessen Verderben leitete. Er hatte das Ohr des blinden Königs und benutzte es im österreichischen

Interesse (er besaß Majoratsgüter in Oesterreich), die anerzogene Abneigung Georg's V. gegen den preußischen Vetter, die sich von Schwester gegen Schwester herschrieb, zu vermehren und ihn in dem Glauben zu bestärken, er habe die Macht und das Zeug, eine selbständige kleinstaatlich welfische Politik bis „an das Ende aller Dinge" zu treiben.

Man gab dem Manne, den ich Schlottheim genannt habe, die Hauptschuld an dem Verfassungsbruche, an der Kassentrennung, der Domanialausscheidung, dem Versuche die Katechismuslehre um drei Jahrhunderte zurückzuschrauben, während man die Minister, welche diese Maßregeln ausführten, nur als seine Werkzeuge betrachtete.

Ich hatte mich nie um die Stammbäume der hannoverischen Adelsgeschlechter gekümmert (außer als Knabe, wo es einmal Mode war, Wappensammlungen zu haben wie jetzt Briefmarkensammlungen; das war im Anfange der zwanziger Jahre), nahm daher die erste Gelegenheit wahr, die mich nach Heustedt, der Hauptbesitzung des Grafen von Schlottheim in Hannover, führte, mich nach den Familienverhältnissen zu erkundigen. Man verwies mich an eine sehr alte Köchin im Rathskeller, welche im Jahre 1813 im sogenannten neuen Schlosse bei der

Gräfin Melusine von Wildhausen, der Mutter jener „Olga, genannt von Schlottheim", gedient habe. Leider war die Frau nicht nur alt, sondern beinahe taub; sie plauderte eine Menge alter Geschichten aus dem vorigen Jahrhunderte wirr durcheinander: von einem Vollmeier Dummeier, einem Drechsler und spätern Schlagtmeister Schulz, einem Forsteleven Baumgarten, einer Filler-Marthe, und von des Forstschreibers Haus Sohne, dem Advocaten, die sämmtlich mit den Dingen zu Heustedt im Zusammenhange stehen sollten. Die Gräfin Olga sei ihrem Manne in Neapel entflohen, von Korsaren geraubt worden, und habe dann in Amerika ihren Jugendgeliebten, den Advocaten Haus, geheirathet. Am zusammenhängendsten war die Erzählung von einem Ereignisse, das sie selbst mit erlebt hatte, der Eroberung des neuen Schlosses durch die Kosacken im Jahre 1813 und dem tragischen Tode der Gräfin Melusine.

Das wäre ein Romanstoff für deinen Studiengenossen und Freund Levin Schücking, dachte ich; und ich würde ihm das Material zugesendet haben, wenn ich gewußt hätte, ob er noch am Mondsee wohne. Inzwischen war der König von Dänemark gestorben. Die schleswig-holsteinische Frage trat auch

an unsere Kammer heran, und bald drängte die Agitation für die Elbherzogthümer alles andere Interesse in den Hintergrund.

Im nächsten Sommer schickte mich mein Arzt nach Marienbad. Der Zufall führte mir dort ein nach dänischen Vorlagen von G. F. von Jenssen-Tusch bearbeitetes Werk in die Hand, welches die Ergebnisse neuer Untersuchungen über Leben und Tod der Königin von Dänemark Karoline Mathilde enthielt, und nach dem kaum zweifelhaft blieb, daß sie vergiftet worden. Man hatte ihr die sechs- bis siebenjährige Tochter eines Oberhauptmanns von Bennigsen zu Banteln zur Gesellschaft gegeben, und noch auf dem Todtenbette hing sie mit großer Liebe an dem Kinde.

Ein Sohn des russischen Generals Graf von Bennigsen, der damalige Präsident der Zweiten hannoverischen Kammer, war in Marienbad anwesend. In seiner Gesellschaft pflegte ich, nachdem der Kreuzbrunnen getrunken war, nach dem Ferdinandsbrunnen zu gehen, um dort noch einen mehr kohlensäurehaltigen Becher zu trinken. Auf einem solchen Spazierwege fragte ich ihn, ob die kleine Bennigsen, die im Jahre 1774 am Hofe der Königin Karoline Mathilde gelebt habe, seine Tante oder Großtante sei.

„Nein, meine Schwester", erwiderte er mir. Ich sah ihn verwundert an; der Graf stand im Anfange der Sechzig, seit Karoline Mathilde's Tode waren aber schon einundneunzig Jahre vergangen.

„Ja, staunen Sie mich nur nicht so an, Herr Doctor", sagte der Graf; „es war ein Steckenpferd des höchstseligen Königs Ernst August, mich, wenn er gut gelaunt war, mit dieser vierzig Jahre ältern Schwester, der Excellenz von Lenthe, zu necken. So kommt es, daß einer meiner Neffen, der zur Zeit dem Herrenhause in Wien vorsitzt, um eine Reihe von Jahren älter ist als ich."

Dies gab Veranlassung, weiter von Personen und Zuständen vor hundert Jahren zu sprechen; bald fing die Zeit vor der Französischen Revolution, die ich bisher weniger beachtet, mich so zu interessiren an, daß ich mir von der göttinger Bibliothek Quellen nachsenden ließ, um jene Geschichtsperiode näher kennen zu lernen.

Als Arbeit hatte ich mir ein Convolut ungedruckter Briefe von Justus Erich Bollmann an seinen Vater mitgenommen, die mir von den befreundeten Enkeln desselben anvertraut waren. Ich wollte das Lebensbild, das Varnhagen von Ense zuerst im „Zodiacus", dann im ersten Bande seiner „Denk-

würdigkeiten" von diesem meinem Landsmanne entworfen hat, ergänzen. Varnhagen von Ense waren diese Briefe, die zum Theil Aufklärungen über das amerikanische Leben Bollmann's gaben, unbekannt geblieben.

Indeß, solange das Wetter schön war, kam ich nicht zum Arbeiten; ich streifte lieber in den Fichtenwäldern oder in dem Thiergarten des Fürsten Metternich umher. Nach einigen heißen Julitagen schlug aber das Wetter plötzlich um und es wurde hier im Böhmerwalde so kalt, daß man die Zimmer heizen mußte. Ich blieb zu Hause und setzte mich hinter die Bollmann'schen Briefe; ich begann meine Lektüre da, wo Bollmann in Amerika wegen seines Versuchs zur Befreiung Lafayette's gefeiert wird, wo er Washington und Jefferson besucht und sich zum Föderalisten ausbildet.

Da stieß ich denn recht bald auf ein Schreiben, datirt Pittsburg 1805, der Monatstag war verwischt, dessen Nachschrift mich in höchste Spannung versetzte. Der Brief selbst enthielt viel Günstiges über den Fortgang eines Actienhüttenunternehmens und einer Eisengießerei, an deren Spitze Bollmann als Director stand. Die Nachschrift lautete: „In voriger Woche hat mein Freund Karl Haus, dessen Du Dich, lieber

Vater, vielleicht noch erinnerst, da er mich während der Studienzeit einmal in Hoya besuchte und einige Tage in unserm Hause weilte, die Gräfin Olga von Wildhausen geheirathet, dieselbe, über deren Trauung mit dem Grafen von Schlottheim und den dabei vorgekommenen Skandal Du mir damals nach Paris berichtetest. Das ist ein förmlicher Roman, über den ich Dir, lieber Vater, vielleicht ein andermal, wenn ich mehr Zeit habe, die nöthige Aufklärung gebe."

Das schlug bei mir ein wie ein Blitz! Es hielt mich nicht mehr in der Stube, ich nahm einen Regenschirm und lief hinaus nach dem Ferdinandsbrunnen, wo außer der kleinen Resi (Therese), die fröstelnd in der Halle saß und Pfeffernüsse zum Verkaufe anbot, niemand zu sehen war.

Das Bild der Zustände in Heustedt, wie sie 1770 gewesen sein mußten — die Bürger-, Bauern- und Adelsfamilien, deren Lebensschicksale sich nach der Erzählung der alten Köchin ineinander verschlungen hatten —, stand wie ein Gesicht vor mir. Hier der derbe niedersächsische Bauer Hans Dummeier, beim Deichbruche das Commando führend, dort der Drechsler Schulz und seine schöne Frau aus Mainz, der Forstschreiber Haus, die Gräfin Melusine, Anne Marie, die Amme.

Der tragische Tod Karoline Mathilde's gab einen historischen Hintergrund. Ich wollte nicht, wie die meisten Romane es thun, die Liebe, den Anfang zur Bildung einer Familie oder die Zerstörung einer solchen, zum Vorwurf meiner Erzählung nehmen, weder die oft so sonderbare psychische Entstehung und Entwickelung der Liebe, noch das Aufhören derselben durch Untreue, Eifersucht, Misverständnisse, Unsittlichkeit, Ehebruch, noch die der Liebe entgegentretenden Hemmnisse und Conflicte, welche durch Geburt, Stand, Reichthum, Armuth, Religionsverschiedenheit, Feindschaft der Aeltern, Verrath von Freunden u. s. w., veranlaßt werden. Ich traute mir nicht die Kraft zu, blos seelische Zustände zum Gegenstande der Dichtung zu machen. Wohl aber glaubte ich, in der Geschichte der Familien, die ich zwei oder drei Generationen hindurch schildern wollte, den Charakter des Zeitalters im allgemeinen zeichnen zu können.

Der Gedanke, ob ich das Werk unternehmen sollte oder nicht, plagte mich mehrere Regentage. Da drang die Sonne wieder durch die Wolken, die dunkeln Tannenhöhen verloren ihre Nebel und ihr finsteres Gesicht, die Stadt lag, von meiner Wohnung in der Jägerstraße gesehen, wie ein in einem Weihnachtsgarten erbautes Holzstädtchen, mit ihren

neuen blanken Häusern, gelben Sandwegen, Springbrunnen, grünen Boskets und Rasenplätzen, zu meinen Füßen. Von drüben her lockte der Hamelikaberg mit seinem Goethe-Sitz, gleichsam als werde der Altvater selbst da oben entscheiden, was ich thun solle. Ich habe dort lange gesessen und mich von der Abendsonne bescheinen lassen und geträumt. Als die Sonne untergehen wollte, schien es mir aus den Tannen, die zu Goethe's Zeiten kleine Büsche gewesen waren, jetzt aber schon die Aussicht nach Süden und Westen versperren, zuzuflüstern: Frisch gewagt ist halb gewonnen! und Goethe selbst schien mich aufzumuntern mit seinem Zurufe:

> Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
> Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
> Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Falk schien hinter ihm zu stehen und zu sagen: Nur zu! Der alte Herr hat mir oft genug gesagt, daß der, welcher selbst etwas erlebt, nur dreist zur Feder greifen solle.

So entschied ich mich. Auf einem weiten Umwege über die Hirtenruh und den Mecséry-Tempel kehrte ich zurück. Ich glaubte einen Titel gefunden zu haben. „Wie es war und wie es geworden. Erzählung aus dem Welfenlande“, schrieb ich als

Titel nieder und fing dann an Dispositionen zu machen.

Einer meiner Lehrer, der lange Jahre im Grabe liegt, pflegte zu sagen: „Wozu ein Mensch Neigung hat, dazu hat er auch Fähigkeit und Verstand.“ Nun fing ich an und arbeitete mit Lust.

Da überraschten mich die Ereignisse des Jahres 1866. Die Entthronung einer beinahe tausendjährigen Dynastie war ein zu tragischer Fall; sie bildete einen erschütterndern Abschluß als der Verfassungsbruch von 1855, mit dem ich früher schließen wollte. Ich hatte das Verderben unter meinen Augen groß werden sehen; der Verfassungsbruch Ernst August's im Jahre 1837 war schon in meine Darstellung eingewebt, der Verfassungsbruch Georg's V. sollte noch Gegenstand meiner künftigen Arbeit sein. Ich selbst, als guter Hannoveraner, hatte zeitig genug gewarnt und 1860 schon denen, die zu hören berufen waren, in der Vorrede zum ersten Bande „Zur Geschichte Hannovers“ die Worte Bülow-Cummerow's, die sich 1866 erfüllten, zugerufen, die Worte nämlich: „Preußen ist nur im Vereine mit Deutschland stark genug allen Zufälligkeiten zu begegnen; erkennt Deutschland das nicht an, schließt es sich nicht an Preußen an, so wird, wenn ein neuer Kampf

entsteht, Preußen um seiner Erhaltung willen gezwungen sein, sein Gebiet zu erweitern, bis es stark genug ist, seine Selbständigkeit zu bewahren." Georg V. nannte mich dafür, als ich sein Gast war, einen s c h l e c h t e n Bruder der Loge und s c h l e c h t e n Hannoveraner. Genug, ich erweiterte meinen Plan und zog das Ende des Welfenthums mit hinein. Dabei bin ich nur insofern von der Wahrheit abgewichen, als die beiden Personen Graf Schlottheim und Victor Justus Haus von Finkenstein von mir erdichtet sind.

Justus Erich Bollmann führte von selbst nach Amerika, und da eine Reihe von Personen der Erzählung, zuerst Karl Haus und Comtesse Olga, später Heloise von Wildhausen, Georg Baumgarten, Agnese von Kitzow, dort sich niederließen, so hielt ich es für geboten, die geschichtliche Entwickelung dieses ungeheuern Staats, wie den rothen Faden in den englischen Marinetauen, durch die Erzählung durchblicken zu lassen.

Der Sprung nach Afrika, in das Paradies von Zuvan, war durch ein wahres Ereigniß bedingt; auch schien es mir angemessen, in das Gedächtniß der Zeitgenossen zurückzurufen, daß noch im Anfange dieses Jahrhunderts ganz Europa und Nordamerika den Barbaresken tributpflichtig gewesen, und daß

Europa die Befreiung von dieser Schmach lediglich Nordamerika verdankt.

Daß ich den Versuch gemacht habe, lebende und erst kürzlich verstorbene Zeitgenossen in dem Werke vorzuführen, wird hier und da Anstoß erregen. Indeß versichern mich berliner literarische Größen, daß dieser Versuch gelungen ist; ich habe von einzelnen geschilderten Persönlichkeiten schon die Zusicherung, daß sie die Sache harmlos nehmen, und besorge daher weder von Gutzkow, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, Carriere, Creizenach, noch von meinen politischen Freunden aus der Kammer Hannovers, daß sie es übel nehmen werden, wenn ich eine Scene aus unserm Jugendleben oder dem spätern politischen Leben ausgemalt und darin einige Porträts skizzirt habe. Selbst der Inhaber einer „Krone", mein Freund Fritz Bettmann in Göttingen, hat es nicht übel genommen, daß ich seine Knittelverse und seine Dichterkrönung aus dem Staube der Vergessenheit gezogen habe.

Davon, daß Commilitonen, welche 1831 die göttinger Revolution mitmachten, oder solche, welche 1837 bei dem Jubiläum der Georgia Augusta gegenwärtig waren oder die Entsetzung der Sieben erlebten und dem Auszuge nach Witzenhausen beiwohnten, sich gern

noch einmal ihrer Jugendzeit erinnern werden, bin ich überzeugt.

Weniger erfreulich wird manchen die Rückerinnerung an die frankfurter Parlamentstage und an die wilden Octoberwochen Berlins sein. Zu einem Bilde des Jahrhunderts gehörten aber diese Genremalereien.

Wenn ich endlich im letzten Bande mir erlaube, die schönen Leserinnen mit den Wegebahnern zum Stillen Ocean durch Prairien und Felsengebirge zur Salzseestadt und über die schneebedeckten Gipfel der Sierra-Nevada, nicht zu den Gold- und Silberminen, sondern zu den Erdwundern der Welt im schönen Californien zu führen, so werden sie diese geographische Excursion verzeihen, da sie unter Leitung des dresdener Ingenieurs Hellung geschieht, dessen unverwüstliche Lebenskraft ihn gewiß zu einem Lieblinge mancher Leserin machen wird. Ich verspreche ihnen dafür auf der ersten siebentägigen Fahrt von Neuyork nach San-Francisco die bequemsten Schlafwagen des Nachts und die schönsten Salonwagen am Tage, und auf der Rückkehr Ausruhen im Paradiese der Stadt Hellungen.

Dies habe ich geglaubt sagen zu müssen, indem ich nach einem ersten Versuche fünfunddreißig

Jahre später meinen letzten Versuch, mich auf dem Gebiete der schönen Literatur zu bewegen, dem deutschen Publikum vorlege.

Meinen Freunden, namentlich dem Geheimen Hofrath Schliephake in Heidelberg, Gymnasialdirector Dr. Volkmar in Aurich und vor allen Hermann Harrys in Hannover, sage ich öffentlich meinen Dank für die Förderung, welche sie mir bei der Arbeit freundlichst angedeihen ließen.

Inhalt.



Erstes Buch.

Vor hundert Jahren.



Erstes Kapitel.

Der geheimnißvolle Pavillon.

Jede alte Stadt, habe ich irgendwo gelesen, hat ein Gebäude, oder doch ein altes mit irgendeinem Geheimniß umgebenes Gemäuer, an das sich romantische Gemüther anklammern, das den Stoff zur Unterhaltung hergibt, wenn dieser verbraucht ist, und das sogar sonst schweigsame Zungen beredt zu machen weiß.

Warum sollte Heustedt, die Stadt oder Stätte des Heues, das sich eines höhern Alters rühmte als das Geschlecht der (deutschen) Welfen, da es sich schon städtischer Privilegien von Kaiser Ludwig dem Frommen her rühmte, leer ausgegangen sein?

Freilich war das Gebäude, welches in Heustedt mit romantischem Nimbus umgeben war, nicht so alt als die von Adalbert von Bremen erbaute byzantinische Stadtkirche, nicht einmal so alt wie das Schloß mit seinem Burgverlies, sondern erst mit dem neuen Schlosse

erbaut, ein chinesischer Pavillon nämlich, in dem dazugehörigen Parke.

Wo liegt denn aber Heustedt? höre ich eine ungeduldige Leserin fragen. Verzeihung! Aller Anfang ist schwer, aber der einer mehrbändigen Erzählung erst recht schwer; man kann es unmöglich allen recht machen, der eine will dies, der andere jenes wissen, und der Autor kann doch nur eins nach dem andern erzählen. Also, Heustedt, der Ort, von dem unsere Erzählung ausgeht und zu dem sie öfter zurückkehren wird, war zur Zeit, von der wir reden, ein kleines kurfürstlich hannoverisches Städtchen, unterhalb der Porta Westphalica und oberhalb Bremens, das man indeß auf der Landkarte schwerlich finden wird. Es hatte seine Weststadt am linken, seine Oststadt am rechten Weserufer. Das linke Weserufer war bedeicht, das rechte war unbedeicht und der Frühjahrsüberschwemmung ausgesetzt. Heustedt hatte zwei Kirchen und zwei Schlösser, aber nicht mehr als ein halbes Dutzend Straßen in jedem Stadttheile.

Wenn man über die hölzerne Brücke von der Weststadt zur Oststadt kam, sah man, daß die Weser hier einen großen Bogen machte. Die Oststadt lag auf einer Art Halbinsel in grünem Marschboden, der sich beinahe eine Stunde lang ins Land streckte, bis ein

mit Föhren und Eichen bestandener Bergrücken die Weser, welche hier kaum eine Viertelstunde zwischen oben und unten auseinanderlag, obgleich der Bogen, den sie beschrieb, sechsmal so groß war, sich nordwestlich zu wenden zwang. Die Weser passirte hier die letzte Enge zwischen zwei Sanddünen, Paß Hengstenberg genannt, und hinter diesem Paß begann die Geest, der Lehmsandboden, dahinter Moor und Heide.

Das alte Schloß lag auf einem Hügel und war mit hohen dicken Mauern umgeben, die mit Schießscharten versehen, aber stark im Verfall begriffen waren. Ein alterthümlicher Thurm und verschiedene alte hohe Dächer ragten über die Mauer empor, ebenso ein neuer Ziegelbau mit eisenvergitterten kleinen Fenstern.

Man sah, das Schloß mußte in alten Zeiten stark befestigt gewesen sein, nicht nur durch sein Mauerwerk, sondern auch durch Wasser, denn auf südlicher Seite zog sich aus der Weser ein breiter Graben um Schloß und Garten, der erst unterhalb des neuen Schlosses wieder in die Weser einmündete. Der Graben führte den einfachen Namen „die Graft" und bewirkte, daß die Oststadt eine eirunde Insel war, auf der einen Seite von der Weser, auf der andern von der Graft umflossen.

Das alte Schloß war Stammsitz eines am Ende des sechzehnten Jahrhunderts ausgestorbenen Dynasten-

geschlechts, der Grafen von Heustedt, deren Erbschaft dem Hause der braunschweig-lüneburgischen Herzoge zugefallen und unter verschiedenen Linien dieses Hauses vertheilt war.

Zur Zeit, von der wir reden, es war im Jahre 1772, diente das Schloß als Amtssitz, aber das Amt hatte schon die Bedeutung verloren, die ihm die alte noch in Gültigkeit befindliche Amtsordnung anwies. Heute verlangte man von dem Amtmann und dem Amtsschreiber nicht mehr, danach zu sehen, daß gut gebuttert werde, daß der Käse gehörig umgewendet werde, daß das Korn nicht zum größten Theile im Stroh bleibe. Jetzt braucht der Amtsschreiber nicht mehr die Vorwerke zu bereiten, um auf Knechte und Mägde zu sehen und die aufgemessene Anzahl Geschäfte auf das Kerbholz zu schneiden. Aus dem gutsherrlichen Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts hatte man einen großen Schritt in den Staat, wenn vorläufig auch nur in den alles beaufsichtigenden und mechanisch ordnenden Polizeistaat gethan. Der Amtmann, oder wenn derselbe von Adel war, Amtshauptmann oder Drost, der Amtsschreiber, der Kornschreiber bis auf den Supernumerar-Amtsschreiber fühlten schon so etwas als Staatsdiener in sich, empfingen sie doch nicht mehr Gesiedelohn, nicht mehr Entschädigung für Sommer- und Winterkleidung und einige Mariengroschen zum

Weihnachtsgeschenk. Das Bewußtsein, Gesinde des Kurfürsten zu sein, hatte sich um so eher verloren, als die Kurfürsten schon seit sechzig Jahren im Lande nicht mehr weilten, und die Monarchie nur noch dem Namen nach existirte; in Wirklichkeit wurde das Land von einer Adelsaristokratie beherrscht.

Aber dem Volke war seine alte Selbstverwaltung genommen, seit funfzig Jahren etwa hatte die Rechtsprechung des Volks in Vor- und Gohgerichten aufgehört, gelehrte Richter sprachen jetzt sein Recht, Hofgerichte und Justizkanzleien entschieden in höherer Instanz, und im Oberappellationsgericht in Celle war das erste Zeichen der über die sieben oder acht Fürstenthümer, Herzogthümer, Grafenthümer hereinziehenden Einheit.

Vom alten Schlosse herab wurde jetzt durch einen Amtshauptmann, einen ordentlichen Amtsschreiber, einen Kornschreiber, einen Supernumerar-Amtsschreiber und einen Auditor regiert; gutsherrliche, gerichtsherrliche, oberlandespolizeimäßige Ge- und Verbote erlassen, decretirt und sportulirt, und daneben Recht gesprochen.

An das alte Schlosse, das die Gerichts- und großen Amtsstuben, die neuerbauten Gefängnisse auf der einen Seite, Registraturen, Ställe und Kornböden darüber auf der andern Seite des Hofes enthielt, stieß ein großer im Osten von der Graft umflossener Garten,

nach Westen und Norden mit einer steinernen Mauer umfaßt. Nach Norden in demselben lag das neuerbaute vom Oberhauptmann von Schlump bewohnte Amtshaus, und die Straße, die vor demselben herlief, nannte man deshalb die Amtsstraße. Sie führte zu einer steinernen Brücke, die Hohe Brücke genannt, über die Graft. Hohe Brücke hieß sie wol deshalb, weil sich sofort hinter ihr und der Graft das Geestterrain, auf dem die eigentliche Stadt lag, um mehrere Fuß zur Marsch senkte.

Von der Amtsstraße lief von Süden nach Norden eine ziemlich lange wohlgebaute Straße, die Schloßstraße, in deren Hintergrunde das neue Schloß auf einer theils künstlichen, theils natürlichen Erhöhung sich um so mehr hervorhob, weil die Straße sich bis zum Anfang des Parkes senkte und von da erst wieder stieg. Das Schloß wurde aber außerdem durch seine Hinter- und Nebengründe, hohe mächtige Kastanienbäume, Platanen, deutsche Pappeln und den Halbbogen einer mächtigen Buchenallee gehoben, welche die Wirthschaftsgebäude, die rechts zur Seite lagen, vor den Blicken versteckte.

Die Schloßstraße würde eine Fortsetzung der Kastanienallee vom alten bis zum neuen Schlosse gebildet haben, wenn sich nicht, offenbar zu einer Zeit, wo das

neue Schloß noch nicht existirte, ein Haus über die Hälfte vor den andern Häusern der Schloßstraße vorgedrängt hätte, das alte Rathhaus, jetzt der Rathskeller genannt.

Es stand isolirt und vornehm vor den Reihehäusern der Schloßstraße, und man sah es schon der Keckheit dieses Hervortretens an, daß es etwas anderes sein wolle als die übrigen Häuser. Es war am Ende des vierzehnten Jahrhunderts erbaut, in der gegen Osten gekehrten Vorderseite schmal, aber hochgegiebelt, stufenartig. Auf den zwei ersten Stufen des Giebels standen zwei Bären, auf den folgenden waren Zierathen damaligen Stils, auf der obersten stand ein Roland als Sinnbild, daß Heustedt sich hier sein Recht selbst spreche. Auf der Ostseite des Rathskellers befand sich der Eingang von reicher Steinhauerarbeit, sechs Stufen führten zu demselben hinauf. Ueber dem Eingang war eine die ganze Front einnehmende Laube erbaut, allwo Gerichts- und Rathszimmer sich befanden. Ueber diesen Zimmern befanden sich Mansardenwohnungen mit niedrigen Fenstern, darüber große Böden. Auf der Längenseite des Hauses, die dem alten Schlosse und dem Süden zugerichtet war, hatte der Rathskeller sieben kleinere hohe Giebel, die zu der Mitte des sehr hohen Daches reichten, und nur eine Etage, welche den großen Rath-

haussaal bildete. Die ersten Fenster in den Giebeln entsprachen der niedrigern zweiten Etage der Frontseite.

Der Rathhausbau, unternommen in der Blütezeit Heustedts, wo dasselbe Mitglied der mächtigen Hansa war, und der Graf, den Uebermuth des Städtchens zu strafen, sich ein paar Stunden oberhalb der Weser die Neue Burg baute und seine Residenz dahin verlegte, hatte das Kapitalvermögen der Stadt verzehrt, das geringe Grundvermögen mit Hypotheken belastet, und als der Dreißigjährige, und dann der Siebenjährige Krieg hinzugekommen waren und nun auch noch die einzelnen reichen Bürger ihres Vermögens beraubt hatten, war Heustedt immer mehr gesunken, bis es zu einem Centralpunkt der Provinzialbehörden gemacht war.

Vor dem Rathskeller befanden sich drei Linden, welche den Platz unter der Laube beschatteten, der Lieblingsaufenthaltsort der heustedter Herren an sonnigen Sommernachmittagen. Trat man vor diese Linden, so sah man die Schloßstraße hinunter und zum neuen Schloß hinauf.

Die linke Seite der Schloßstraße bestand aus einer langen Reihe meist gleichartig nach einem Brande im Siebenjährigen Kriege auferbauter Bürgerhäuser,

sämmtlich mit den Giebeln nach der Straße, und endete kurz vor dem gräflichen Park in der Weserstraße, einer kurzen zur Weser herabführenden Straße von wenig Häusern. Nach dem Schlosse und an die Schloßmauer gelehnt stand sogar nur ein Häuschen.

Auf der andern Seite der Schloßstraße, dem Rathskeller gegenüber, befanden sich die großen Wirthschaftsgebäude der Burgmannswohnung, eines Herrn von Vogelsang. Das Wohnhaus desselben stand in einem schönen Blumengarten dem Amtshause gegenüber, hinter diesem Garten war eine hohe weiße Mauer gezogen, welche Garten und Park des neuen Schlosses von den Burgmannswohnungen sowie von den übrigen Stadtwohnungen trennte.

An die Nebengebäude des Vogelsang'schen „castrum", wie es in der Kunstsprache hieß, grenzte in der Schloßstraße die zweite Burgmannswohnung, das castrum nobile des Herrn Barons von Bardenfleth. Das war ein bis an die Straße vorgedrungener Neubau, ein bloßes Herrenhaus ohne andere Wirthschaftsgebäude als Stallung, weil ohne größern Grundbesitz. Hinter dem Hause war ein Garten, der sich an die Parkmauer lehnte. Dann kam, durch einen Garten von der vorigen getrennt, die dritte Burgmannswohnung, sie war in bürgerliche Hände übergegangen, und aus dem alten

castrum waren drei Häuser erbaut, von denen das, auf dem die Landtagsstimme ruhen geblieben, seine Front gegen die Schloßstraße, die beiden Häuser solche aber gegen Norden, einen Kirchplatz mit der Schloßkirche erstreckten.

Am Kirchplatze vorbei führte ein Weg in den Park, schlechthin der Heuweg genannt, weil das Heu aus den gräflichen Weiden hinter dem Park auf diesem Wege eingefahren wurde.

Hinter der Kirche lagen die Pfarrwohnung, das Küsterhaus und die Schule. Dann begannen schon eine ganze Reihe weitläufiger zum Schloß gehörender Wirthschaftsgebäude, namentlich ein sehr großer Marstall.

Das neue Schloß war bis vor nicht langer Zeit im Besitz des Grafen von Alvensleben, dessen Vorfahren damit dotirt waren, weil sich einer derselben große Verdienste erworben hatte, die Erbverbrüderung zwischen dem braunschweig-lüneburgischen Hause und dem Grafen von Heustedt zu Stande zu bringen. Das ganze Geländer, vom alten bis zum neuen Schlosse, das sich hinter den Burgmannshöfen und der Schloßstraße bis zur Weser hinwegzog, die kostbaren Weideländereien dahinter, daneben viele Meierbauern, Eigengehörige, Zehnten und andere gutsherrliche Gefälle waren dem Burgmann Alvensleben geschenkt. Sein

Enkel, der sich eine Zeit lang neben dem um die Kurwürde für Hannover ambirenden Kanzler Grote in Wien aufhielt, wußte sich dort den kaiserlichen Reichsgrafentitel für Geld und gute Worte zu verschaffen. Der Sohn dieses ersten Grafen folgte Georg I. als Hausminister nach England, er war es, der das neue Schloß erbaut hatte.

Am Ende der Schloßstraße war ein großes, mächtiges, aus Granitquadern erbautes Thor, mit zwei Nebenpforten für Fußgänger. Auf den Quadern standen zwei Bären, welche dem Eintretenden das Wappen der ausgestorbenen Dynastie, die Bärenklaue im goldenen Felde, als einen Schild entgegenstreckten. Der Kaiser hatte dem neuen Reichsgrafen dieses Wappen verliehen.

Seit kurzer Zeit war jedoch der Schild des Bären zur Linken verändert, statt der Bärenklauen sah man einen vom Spieße durchstochenen Mohrenkopf, das Wappen der Grafen von Wildhausen.

Das Geschlecht des Grafen von Alvensleben war nämlich seit kurzem bis auf eine Erbtochter ausgestorben, und diese, Melusine, hatte sich mit dem Grafen von Wildhausen, Geheimem Rath und Oberstallmeister Sr. Majestät des Königs Georg III. von England, Kurfürsten von Hannover u. s. w., vermählt.

Eine etwa 150 Schritt lange Lindenallee führte nach der Einfahrt ins Schloß rechts und links um ein Rasenrondeau, durch das sich Fußwege in Form einer 8 zu der Höhe des Schlosses schlängelten. Hier war in einem Gebüsch von Myrten und Rosen, die aus dem Gewächshause erneuert wurden, die Statue des Amor und der Psyche, nach antikem Muster von geschickter Hand in Marmor gehauen, aufgestellt, während in der Mitte des Rondeau eine Fontaine ihre Strahlen in ein marmornes Becken warf.

Das Schloß zeigte ein auf dorischen Säulen ruhendes Portal, das oben als Balkon, zur Erde als Unterfahrt diente, und das sich vor der ganzen Front des Hauptgebäudes herzog. Dieses hatte neben der großen Balkonthür vier hohe Fenster und nur ein Stockwerk. An das Hauptgebäude schlossen sich aber zwei Seitenflügel, welche mit demselben eine Front bildeten, aber von vorn die Aussicht zweier Thürme hatten, da sie thurmartig gegiebelt und eine Etage höher waren als das Mittelgebäude. Ein Thurm selbst befand sich am nördlichen Ende des linken Flügels, er enthielt in seiner obern Etage die Wasserbehälter für die Fontaine. Von Norden sah man in ein großes längliches Viereck als Hofraum.

Im rechten Flügel des Schlosses befand sich zu

ebener Erde der Gartensalon und Wintergarten, vor demselben eine Veranda, von der im Sommer Orangenblüten ihre köstlichen Düfte aushauchten und zu deren Fuße Granatbäume, Oleander und andere Pflanzen eines wärmern Klimas vergessen ließen, daß man sich in einem Winkel des nordwestlichen Deutschlands befand.

Der Park war durch den Heuweg dem Publikum zugänglich, nur in der nächsten durch ein eisernes Staket abgeschlossenen Nähe des Schlosses duldete man dasselbe nicht, auch war der nordöstliche Theil des Parks auf ähnliche Weise für die gnädigste Herrschaft reservirt. Das ganze Volk nannte das den Geheimpark.

Diese topographisch-historische Abschweifung verdankt der Leser jener neugierigen Frage einer Mitleserin, und da ich aus den Mienen ihres freundlichen Antlitzes lese, daß sie vorläufig zufrieden gestellt ist, so kann ich nunmehr getrost fortfahren.

Der mit geheimnißvollem Schleier umhüllte Ort war ein achteckiger Pavillon im reservirten Park, von dem Erbauer des neuen Schlosses bei Umgestaltung des Parks nach englischer Manier aufgeführt.

Oskar Baumgarten, der achtzehnjährige Forsteleve, war seit sechs Wochen bei dem Oberforstamte in Heustedt angestellt und wohnte bei seinem nächsten Vor-

gesetzten, dem Forstschreiber Haus, der eins der kleinen Häuser, welche vom dritten Burgmannshofe abgetrennt waren und am Heuwege nahe dem Eingange in den Park lagen, bewohnte. Er hatte in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit in Heustedt schon mehrfach die Erfahrung gemacht, daß, wenn das Gespräch stockte und nur irgendjemand ein Wort vom Pavillon fallen ließ, etwa sagte: „unsere Magd will heute beim Melken bemerkt haben, daß die eisernen Jalousien des Pavillons geöffnet waren", Hans und Kunz, die Leibmedicussin und die Kornschreiberin, beredt wurden, daß einige Damen, wie Frau von Bardenfleth, und Adele, genannt das Kind, die Tochter des Oberhauptmanns, errötheten und noch viel zimperlicher als sonst thaten. War aber das Gespräch einmal im Gange, so blieb niemand zurück, ohne eine Conjectur vorgebracht zu haben. Nach den Versicherungen der einen Dame, die es von ihrem Vater wußte, der selbst im Pavillon gewesen, enthielt dieser nichts als ein chinesisches Zimmer mit japanesischen und chinesischen Spielereien. Die Frau Superintendentin meinte dagegen, in Erfahrung gebracht zu haben, der Pavillon enthalte nur einen Betsaal, in welchem der Großvater der jetzigen Gräfin seine Jugendsünden abgebüßt habe. Ein dritter wollte wissen, der Pavillon habe ursprünglich zwei Gemächer

gehabt, von denen der Erbauer aber noch bei seinen Lebzeiten das hintere habe wieder vermauern lassen. Aber wozu denn diese Geheimnißkrämerei, fragte ein vierter, wenn die Sache so unschuldiger Natur ist? Der dicke Forstschreiber Haus pflegte dann wol zu sagen: „Meine Damen und Herren, zerbrechen Sie sich den Kopf nicht, was war, ist nicht mehr. Der höchstselige Graf war in seiner Jugend ein arger Heide, und da hatte er denn einer griechischen Göttin, ich habe den Namen vergessen, in den hintern Räumen Opfer gebracht. Nachdem er sich später aber zum Christenthume bekehrt, hat er die Räume vermauern lassen."

Nach wenig Tagen nun glaubte der Forsteleve den Geheimnissen des Pavillons auf der Spur zu sein.

Er hatte den vielbesprochenen Pavillon noch nicht einmal von außen gesehen, denn derselbe lag auf der Ostseite des Parks, und hier hatte niemand etwas zu suchen. Es befand sich hier das gräfliche Hochwiehe, eine große Weide, welche zum Privatgebrauch der gnädigen Herrschaft diente. Da, wo dasselbe im Süden an den öffentlichen Heerweg stieß, war es bis über das Heuthor des Parks hinaus zum Graswuchs bestimmt. Dann kam eine zweite durch Hackelwerk abgesonderte Abtheilung, die zur Weide für die Pferde,

Stuten, Füllen des gräflichen Marstalls diente. Die dritte Abtheilung nach Norden, durch die Weser begrenzt, diente dem gräflichen Rindvieh als Weide und Tränke.

Zwar lag hinter dem Hochwiehe das Tiefwiehe, das an die Einwohner verpachtet war und täglich von hundert Melkerinnen, den Eimer auf dem Kopf oder gar zwei, das Strickzeug in der Hand, morgens, mittags und abends betreten wurde, aber dort sah man vom Pavillon nichts, denn die um einige Fuß niedriger liegende Weide war gegen das Hochwiehe durch einen hohen, sechs Fuß breiten Knick und einen ebenso breiten Graben „wehrbar gemacht", gegen das Weidevieh nämlich. Nur wenn die Melkerinnen auf dem Wege nach Hause einen Theil des Hochwiehes, den sogenannten Milchweg, der auf die öffentliche Straße führte, passirten, sahen sie den Pavillon, der ihre Neugierde aber nicht in dem hohen Maße fesselte, als dies bei der Gesellschaft der Fall war.

Oskar Baumgarten hatte sich bei den Leuten des Schlosses, mit Ausnahme des alten unzugänglichen Haushofmeisters, schnell beliebt zu machen gewußt, und ihm war infolge dessen eine Freiheit gestattet, die andern versagt war, er durfte über den Schloßhof und die Schlutbrücke den nächsten Weg zum Badeplatze an der Weser nehmen. Hinter dem Schlosse, am west-

lichen Eingange in den Geheimpark, wo dieser in einen spitzen Winkel nahe dem Weserufer auslief, mündete die Graft durch eine Sieleinrichtung in die Weser. Die Graft mußte bei Hochwasser sowol bei Ausgang wie Eingang verschlossen werden, und nannte man die Vorrichtung „das große Slut". Hier war eine eiserne Brücke über die Graft, und der Weg am weidenbebuschten Weserufer führte zu der kleinen Slut, wo der Graben, der Hochwiehe von Tiefwiehe schied, in die Weser mündete, gleichfalls verschließbar. Hier in der Nähe der Tränke der Bürgerkühe war die einzige gute Badestelle, mit grandigem Untergrunde und gehöriger Tiefe ohne zu starke Strömung. Man konnte diese Stelle nur auf einem großen und nicht ungefährlichen Umwege, durch das Tiefwiehe mit dem bürgerlichen Milchviehe, erreichen oder mußte mit einem Kahn die Weser herabfahren, wo dann die Auffahrt beschwerlich war.

Oskar hatte sich in den Fluten der Weser erfrischt und ging in Gedanken versunken zum Schlosse zurück, als er sich erinnerte, daß man auf dem Rathskeller viel von zwei kostbaren Füllen gesprochen hatte, die der Graf in England erworben habe. Er war der Pferdeweide nahe, er brauchte nur links abzubiegen und das Hackelwerk zu übersteigen, welches sie von

der Kuhweide trennte. Schon sah er von fern, wie die muthigen Dreijährigen im wilden, aber schönen Trabe am Hackelwerk entlang ihm entgegensprangen, als wären sie neugierig, hier einmal einen Menschen zu sehen. Es waren überhaupt ausgezeichnete Thiere, die hier weideten, und der Jüngling konnte es nicht unterlassen, das ganze Weiderevier hindurchzugehen. So kam er dem Park näher und sah hier den chinesischen Pavillon vor sich. Er ging der Graft entlang, diese hatte nur einige Fuß tief Wasser, das man leicht hätte durchwaten können, auch hätte man auf den hier und da durch die Graft geschlagenen Palissaden, die oben durch ein Querholz zusammengehalten wurden und sehr breit auseinanderstanden, um den Wasserabzug nicht zu erschweren, trockenen Fußes herüberkommen können; aber drüben starrten dicht aneinandergereihte eichene, oben spitz zugeschnittene neun Fuß hohe Palissaden und dahinter eine Schwarzdornhecke, welche noch über jene hervorragte, dem Eindringling entgegen. Von der Graftseite konnte man nicht in den reservirten Park gelangen, und doch war darauf Oskar's ganzes Streben gerichtet, denn er bemerkte, daß Thür und Jalousien des Pavillons weit geöffnet waren, um dem Sonnenschein Einlaß zu verschaffen.

Oskar mußte sich dem Ausflusse der Graft zu=

bewegen, um über die Slutbrücke in den Geheimpark zu kommen. Kurz vor dem Pavillon entdeckte er auf beiden Seiten der Graft einen Vorbau von Sandsteinen, der den Zwischenraum auf etwa zwölf Fuß ermäßigte. Mit einer Stange wäre es ihm ein Leichtes gewesen hinüberzuspringen. Aber obwol an der Parkseite die Palissaden und die Hecke auf etwa sechs Fuß fehlten, war an ihre Stelle eine Art eiserne Laube noch einmal so hoch als die Palissaden getreten, welche offenbar niedergelassen werden konnte und dann als Brücke eine directe Verbindung zwischen Geheimpark und Hochwiehe herstellte.

Es blieb für den Forsteleven daher nichts anderes übrig, als durch den öffentlichen Park auf einem Wege, den er sich schon früher ausgedacht, in den Geheimpark zu steigen. Allein das Glück begünstigte ihn, der alte Haushofmeister hatte die Thür zum Geheimpark zu verschließen vergessen und sich bei der Mittagshitze zu einem Schläfchen im Schatten einer mächtigen Platane ausgestreckt.

Es gab aber Wege genug, zum Pavillon zu gelangen, ohne an dem Schläfer vorübergehen zu müssen. Der Forstmann schlich sich vorsichtig durch das Gebüsch dem Pavillon zu. Dieser stand auf einer Höhe, welche an ihrem Fuße ringsum durch dichtes, wildes, unzu=

gängliches Gesträuch und nach Westen von einem in der That undurchdringlichen Nadelholzbestande umgeben war.

Oskar umkreiste den Platz und fand endlich zwei Hängeeschen mit zur Erde reichenden Aesten, davor einen wilden Rosenbusch. Letztern umgehend, und unter die Eschen kriechend, fand er einen schmalen Fußweg, den man gebückt bis auf die andere südöstliche Seite umschreiten mußte, wo Stufen zu dem Plateau der Erhöhung emporführten. — Klopfenden Herzens stand er oben.

Aber er ist enttäuscht, er sieht sich in einem chinesischen Zimmer mit zwei Fenstern, einer geraden Giebelwand und zwei schrägen Wänden. An diesen stehen zwei Sofas vom feinsten Strohgeflecht, vor denselben zwei Tischchen von japanischer Arbeit mit Blumen und Vögeln der buntesten Farben in Perlmutter ausgelegt. An den Fensterseiten stehen vier Stühle, fein aus Stroh geflochten, gewiß chinesische Arbeit. Auf der Hinterseite, der Thür gegenüber, befinden sich chinesische Gemälde mit Korkschnitzereien. In der Mitte der Wand unter Glas und Rahmen hängt ein großer Hühnerhof mit vielem Geflügel von allerlei Aussehen, in der Mitte der große Pfau, alles aus den Federn gar künstlich gearbeitet. Daneben hängen auf Seide gestickte

Gemälde, darüber schöne Korkschnitzereien, nach oben zu folgen auf die Wand selbst gemalte Charakterfiguren im chinesischen Stil. Es ist ein sechseckiges Gemach, in dem Oskar sich befindet. In allen sechs Ecken befinden sich chinesische Hängebörte mit zahlreichen chinesischen Nippes von Elfenbein, Porzellan und Bronze. Auf einem der Börte befinden sich auch ein Paar chinesische Kinder- und ein Paar Damenschuhe. Der Forsteleve hält beide für Puppenschuhe. Außerdem befindet sich allda ein aus Bambus angefertigtes Instrument, dessen Gebrauch er nicht errathen kann. Wir wollen verrathen, daß es ein Kopfhalter für chinesische Damen ist, ein Kopfbänkchen, das die Chinesinnen so wenig entbehren können als unsere Damen die Fußbänke. Oskar sieht alle diese Herrlichkeiten nur flüchtig an, er besorgt, durch den Haushofmeister überrascht zu werden. Er mißt jetzt die Größe des Zimmers und die Entfernungen der Wände und Winkel, mißt den Umfang des Tempels und notirt sich die Zahlen. So viel ist ihm unzweifelhaft, es muß hinter dem chinesischen Zimmer noch ein Raum sein, beinahe noch einmal so groß als das Zimmer selbst.

Er kehrt zurück und untersucht die Hinterwand, um womöglich eine Tapetenthür zu finden oder etwas Aehnliches.

Allein soviel er pocht mit der Hand wie mit dem Griff des Hirschfängers, den er bei sich führt, nirgends ein hohler Ton. Bis auf das in der Mitte hängende Bild lassen sich alle Bilder abnehmen und verschieben, dieses scheint in der Wand selbst befestigt zu sein. Nirgends die Spur einer Ritze, einer Spalte, nirgends ein Klang von Holz.

Der Neugierige untersucht nun auch den Fußboden, nachdem er die feinen von Bast geflochtenen Decken gelüftet; er ist parketirt, nirgends eine Spur von Maschinerie, oder was darauf hindeutete, daß der hintere Raum zugänglich sei. Was kann in diesem Raum überhaupt sein, da er kein Fenster hat, keine Luft zuläßt? Oskar läuft nochmals um den Tempel, untersucht jede Wand, alles ist Stein, bis auf das unter dem kupfernen Dache herlaufende Gesims von Stuccaturarbeit.

Die Sorge, überrascht zu werden, läßt ihn nicht länger weilen. Er eilt durch den Park, ohne für diesen Augen zu haben; der Haushofmeister schläft auf seiner Moosbank noch den Schlaf des Gerechten, und der junge Mann athmet erst frei, als er im öffentlichen Park ist. Zu Hause angekommen, vergißt er, daß es Zeit ist, das Mittagsmahl auf dem Rathskeller einzunehmen. Er zeichnet einen Grundriß des Tempels

nach den von ihm aufgenommenen Messungen, zeichnet das chinesische Zimmer hinein und findet nun, daß der unbekannte Raum dahinter ein Zehneck bildet.

Der Forsteleve glaubte wunder welche Entdeckung gemacht zu haben und freute sich auf den Abend, wo er zum Forstschreiber Haus zu einer kleinen Spielpartie eingeladen war. Er tafelte allein nach, spazierte dann in den Park, darüber nachdenkend, wo wol ein Eingang in das Zehneck zu finden sei, denn er war entschlossen, den noch übrigen Theil des geheimnißvollen Verstecks zu enträthseln.

Als man am Abend nach beendigtem Spiele hinter dem Becher saß, verfehlte er nicht, seine Entdeckung vorzutragen, seine Zeichnung hervorzuziehen und zu erläutern; aber ihn traf das Schicksal vieler Propheten im eigenen Vaterlande, niemand schenkte ihm Glauben, ja man lachte ihn aus — jeder dachte bei sich, ich weiß besser, was in dem Tempel ist.

Zweites Kapitel.

Vor dem Rathskeller.

Es war acht Tage nach Pfingsten, als die Honoratioren Heustedts an einem schönen Nachmittage sich vor dem Rathskeller zu einem kühlen Trunke alten Rheinweins, wie alltäglich im Sommer, versammelten. Der behäbige, beständig schmunzelnde Wirth, Herr Krummeier, mußte auf einen zahlreichen Besuch rechnen, denn er hatte zu beiden Seiten der Hausthür die großen runden Tische aufgestellt und die mit Leder überschlagenen Stühle mit den geraden langen Lehnen. Für den Forstschreiber Haus, der häufig am Zipperlein litt und keinen Zug ertragen konnte, wenn er zu Hause und misgelaunt war nicht einmal das Aufziehen einer Kommodenschieblade, weil das Zug verursache, war auf der steinernen Bank ein bestimmter Platz reservirt und mit einem abgesessenen Plüschkissen belegt; ein zweites für seinen Rücken hing an der Wand. Es war ein stattlicher Mann, der Herr Forstschreiber, wie er mit

langsamem Schritt in einem grünen Frack mit kurzen breiten eingeschlagenen Schößen und breiten Patten auf der Brust, im breiten Ledergurt, der den dicken Bauch statt einer Taille umfaßte, den Hirschfänger an der Seite, einhertrat. Er trug freilich einen dreieckigen Hut, aber keinen Zopf, sein schon grau melirtes braunes Haar fiel ihm in natürlichen Locken um den breiten Hals. Jetzt setzte er sich, zog die Pfeife mit dem gemaserten ulmer Kopfe aus der Tasche, stopfte sie aus einem wildledernen Tabacksbeutel, nahm Stein, Stahl und Schwamm in die Hand und schlug mit dem ersten mal Feuer. „Ja! ja, wer's mit seinen funfzig Jahren noch so kann, wie der Herr Forstschreiber!" schmunzelte der Wirth, indem er ein im Sonnenschein wie Gold funkelndes Glas Wein vor demselben niedersetzte. — Ein Lächeln überzog das Gesicht des Gastes. Sehen wir uns dieses an. Woher kommt es, daß uns, die wir beinahe hundert Jahre später leben, Gesicht und Gestalt so bekannt vorkommen, ja ich möchte sagen anheimeln? Die Gestalt, nun ja, sie erinnert an den tapfersten der Tapfern, unsern lieben Hans Falstaff. Aber das Gesicht? Ja da haben wir es, diese kleinen schlauen lächelnden Augen, dieser breite, aber ironische Mund, diese Nase, die freilich noch keine neue gebiert, aber auf rühmlichst bestandene Kämpfe hinter dem

Römer hinweist, erinnern sie uns nicht an das allbekannte Gesicht des Kladderadatsch? Und doch ist er die Seele des Oberforstamtes, ohne die sein Chef, der Oberforstmeister von Teufel, nicht acht Tage als solcher leben und existiren könnte, denn der Herr gehörte nicht zu den klugen Teufeln, wohl aber zu der hannoverischen Aristokratie, von der man sagte, daß sie nichts zu wissen und nicht zu lernen brauche, daß bei ihr der Verstand mit dem Amte komme. Herr von Teufel kannte seinen Oberforstamtsbezirk sehr wenig. Von Forstculturen, haubaren Beständen, von Boden, der mit Eichen, Buchen, Birken oder Kiefern bestellt werden mußte, hatte er keinen Begriff; das Einzige, was er verstand, war, daß er einen Rehbock von einem Kalb unterscheiden, einen Hasen schießen, und wenn es die Noth erforderte, einen Eber abfangen konnte. Am liebsten ging er auf die Schnepfenjagd; — er war ein alter Junggeselle. Aber er war von sehr altem Adel, seine Urahnen hatten große Verdienste um das Fürstenhaus gehabt, man mußte ihn placiren. Die Forstcarrière erforderte kein Genie. Als Oberforstmeister bezog er einen Gehalt von 3000 Thalern. Ihm wurden zwei Wagenpferde und zwei Reitpferde vergütet, damit er seinen großen Bezirk bereisen könnte, nie war er aber über die nächsten Forstreviere hinausgekommen,

und Unterförster wie reitender Förster spielten ihm manchen Streich. Alle Arbeit fiel auf den schlecht besoldeten Forstschreiber, einen Lebemann, der viel arbeiten mußte, aber auch viele Bedürfnisse hatte. Herr von Teufel war daneben geizig, von ihm selbst hatte Haus für alle Arbeit, die er für ihn that, nichts, als daß er auf Geschäftsreisen Wagen und Pferde seines Chefs benutzen durfte, während er sich daneben Diäten und Extrapost anrechnete. Außerdem fielen manche kleine Accidentien, namentlich für die Küche ab, dafür, daß er ein Auge zudrückte zu dem, was er sah, und was der Herr Oberforstmeister nicht sah. Das Accidentienwesen, das Leben und Lebenlassen, das ein Auge Zudrücken, damit zur rechten Zeit ein anderes Auge gleichfalls zugedrückt werde, hatte unter dem aristokratischen Regiment im Lande der Welfen, wie in manchen andern, die höchste Stufe erreicht. Die schlecht bezahlten Arbeiter suchten Nebenverdienste, und die gut bezahlten Nichtsthuer begünstigten das in aller Weise, um zufriedene Diener zu haben.

Der Forstschreiber war schon seit funfzehn Jahren verheirathet, er hatte aber erst im zehnten Jahre der Ehe das Glück gehabt, daß ihm ein Sohn geboren wurde, und seitdem auf Andrängen der Ehehälfte verschiedentliche Versuche gemacht, etwas zurückzulegen,

was ihm aber nicht gelungen war. „Wer kann bei einem Fixum von 600 Thalern etwas zurücklegen?" pflegte er zu sagen, „mag sich der Junge durch die Welt schlagen, wie ich selbst es gemußt habe."

Mit hastigem Schritte kam jetzt ein kleiner beweglicher Mann, einen großen Rohrstock mit goldenem Knopfe in der Hand, in feinem braunen Frack mit übergeschlagenen Patten, dreieckigem Hute, schön gepudertem, in zwei Locken gelegtem, hinten zum Zopf zusammengebundenem Haar, weißem glattrasirten Gesicht, weißem Halstuch, dessen Spitzenenden tief auf die große seidene Weste hinabfielen. Er kam mit einer Hast, als wenn er etwas versäumt habe, setzte sich auf einen Stuhl in der Nähe des Forstschreibers, legte den Hut auf den Tisch, wischte sich den Schweiß von der Stirn, zog dann eine große Horndose aus der Tasche, präsentirte sie seinem Nachbar und nahm selbst eine Prise. Haus niešte stark auf. „Prosit, Herr Bruder", sagte der Kleine, „gut, daß wir unter uns sind. War heute Morgen im Sellinge, zu versuchen, ob mit dem Rietbauer ein Vergleich zu schließen sei. Herr von Teufel will, wie du weißt, die Sache um jeden Preis aus der Luft haben, fürchtet Verweise von Hannover, mag einsehen, daß dem Rietbauer unrecht geschehen ist. Ist aber nicht auf den Kopf gefallen,

der Rietbauer, hat heute im Termin an Ort und Stelle den reitenden Förster so zugedeckt mit Spitzen über die vortrefflichen Waldculturen desselben, die verdienten in Hannover zur Nachahmung bekannt zu werden, daß der reitende Förster, der ja eigentlich die Ursache des Streits ist, ganz kleinlaut wurde und mit einem Vergleichsvorschlage herauskam, den selbst der Rietbauer und mein College Bardeleben annehmbar fanden. Soll die streitigen zwanzig Morgen Wiesen am Riet haben, dagegen aber am Hämelsberge vierzig Morgen zu Forstculturen abtreten; kennst ja den Sandboden dort. Wird auf dich ankommen, den Vergleich zur Genehmigung bei der Rentkammer zu empfehlen, möchte aber dazu rathen.

„Uebrigens treibt es der Hacke doch zu arg. Bisher waren es nur sechs bis sieben Morgen Weizen, die er im Walde cultivirte, dies Jahr sind es zehn Morgen, und dann an einer zweiten Stelle noch zwei Morgen mit weißem und braunem Kohl. Wie viel Geld wird der Rentkammer für Anpflanzung von Eichheistern auf diesem Terrain berechnet?“

„Amtsadvocat und Bruderherz“, erwiderte Haus und kniff das linke Auge ganz zu, mit dem rechten verschämt lächelnd, „bist heute Morgen wol einige Stunden zu früh aufgestanden, und dein Fuchs ist ein

Harttraber, siehst viel zu schwarz. Bin ich doch seit zehn Jahren nicht in Hacke's Revier gewesen, da es das einzige ist, das mein würdiger Chef selbst inspicirt. Ich sehe nichts, was er nicht sieht, ich höre nichts, was er nicht sagt. Hat immer verdammt hübsche Deeren der Hacke, ist ein Blitzkerl, weiß den Alten um den Finger zu wickeln. Neue Methode das, sollen Eichen besser wachsen, wenn das Land erst einige Jahre ordentlich umgearbeitet, bedüngt und mit Früchten bestellt ist. Hat Erlaubniß zum Versuch mit vier Morgen, und wenn der Versuch gelingt, mit noch acht Morgen. Wird nun wol das Ganze in Cultur gesetzt haben, ist eine schwere Arbeit, und wenn schließlich als Resultat herauskommt, daß sich das Land zum Ackerbau besser eignet als zur Forstcultur, hat die Rentkammer noch immer Vortheil. Was den Kohl anlangt, lieber Freund und Bruder, nichts wie eine Hasenfalle. Bedenk, was du sprichst. Hacke hat mir im vorigen Jahre drei Rehböcke, zwei Hirschkeulen, ein Paar Dutzend Rebhühner und Becassinen geschickt, und dann jene Birkhühner, die dir so ausgezeichnet mundeten. Dafür überlasse ich Herrn von Teufel das Hacke'sche Revier zur Revision."

„Sollte mich sehr irren", versetzte scheu lächelnd der andere, „wenn nicht auch in die Küche der Frau

Liebsten dein so ein Dutzend Langohren und etwas Geflügel und Hochwild Eingang gefunden hätten. Ist ein verständiger Mann der Hacke, brauchst ihm nur anzudeuten, daß seine Hasenfalle im Sellinge ihm wol das Schießen sehr erleichtere, wird's verstehen. Uebrigens soll euer Vergleich bestens empfohlen werden, obgleich das Brot gegen Stein vertauschen heißt."

Es trat ein neuer Ankömmling an den Tisch, ein langer dünner Mann im silbergrauen Kleide, grauen Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Sein Zopf war sehr lang und steif, und ebenso steif war sein Rücken.

Der an seiner Seite hängende Galanteriedegen benahm sich sehr störrisch und machte das Niedersitzen des steifen Herrn zu einer Kunst. Das war der Amts- und Kornschreiber Motz. Beinahe gleichzeitig mit ihm erschien der kaiserliche Notarius und Advocat Bardeleben, der im Geruche stand, nach dem Forstschreiber der größte Freigeist und Spötter zu sein, ein echter Voltairianer und Feind „der Schändlichen". „Seiner Hochwohlgeboren Herr Oberhauptmann von Schlump", sagte er, „geht, wie ich vor meinem Hause gesehen, tief in Gedanken versunken schon seit einer Stunde auf der Brücke auf und ab, der Schweiß rinnt ihm von der Stirn. Ich wette zehn Buddel

gegen einen, daß er darüber nachdenkt, mit welchen Redensarten er morgen die Excellenz begrüßen will, oder daß er die vom Supernumerar-Thorschreiber, wollte sagen Amtsschreiber, entworfene Rede einexercirt.“ Man lachte, der Forstschreiber wollte etwas erwidern, in diesem Augenblicke trat aber der Wolf in der Fabel um die Ecke des Rathskellers, grüßte steif und vornehm und nahm den für ihn reservirten Stuhl ein. Von der andern Seite, aus seiner Hofthür, keuchte der Freiherr Kurt von Vogelsang heran, ein noch junger Mann, aber über zweihundert Pfund schwer, seit kurzem von der Provinziallandschaft zum Landrath erwählt. Sein Gesicht verrieth mehr Gutmüthigkeit als Intelligenz, seine Körperfülle bei vierunddreißig Jahren mehr Phlegma und Gleichgültigkeit als Energie.

Es kam noch der eine und der andere, der Bürgermeister der Stadt, der Advocat und Gerichtshalter Prinzhorn, der Baron von Bardenfleth, der Forsteleve Oskar Baumgarten. Die jüngern Leute nahmen an dem zweiten Tische jenseit der Thür Platz. Die Unterhaltung bewegte sich zunächst vertraulich zwischen den nächsten Nachbarn. Als indeß der Wirth, der das Bedürfniß eines jeden kannte, diesem ein Glas, dem eine halbe Flasche, dem eine Drittelflasche mit dickem Bauche vorgesetzt, verschiedene neue Thonpfeifen gebracht

und einen marmornen Tabackskasten mit Knaster auf den Tisch gesetzt hatte, berührte der Forstschreiber das Thema des Tages, das allen auf dem Herzen und vielen schon auf der Zunge lag. „Wird die gnädige Excellenz morgen schon annehmen?" sagte er. „Sollte es glauben", entgegnete der Gerichtshalter, „hoffe auch, daß wir morgen schon zum Diner befohlen werden. Wird sehr großartig werden, der Gerichtsdiener hat mir berichtet, daß schon gestern drei kurfürstliche Rüstwagen angekommen, auch Küchenmeister, Mundkoch, Bratenmeister, Gegenküchenschreiber und anderes Volk."

„Es wird der Aufenthalt der Excellenz wenigstens lange dauern", verlautete der Forstschreiber, „haben vom Oberjägermeister Befehl erhalten, die gräfliche Tafel acht Wochen mit Wild zu versehen, gestern schon zwei Rehböcke geliefert und ein Dutzend wilde Enten. Nach Herrenhassel Befehl, einen Hirsch zu schießen, Federschützen überall in Thätigkeit gesetzt. Verdammt schlechte Zeit jetzt, werden unsern Wildstand schön ruiniren." „Möchte, Excellenz wäre wo der Pfeffer wächst", brummte der Landrath halblaut. Der Supernumerar-Amtsschreiber fragte, zum Herrn Oberhauptmann aufsehend: „Ist es denn wahr, daß die gnädige Gräfin hier ihre Wochen abhalten will?"

„Da muß Er den Leibmedicus fragen", erwiderte

der Oberhauptmann von Schlump kalt. „Da kommt er, lupus in fabula", riefen mehrere. Der Leibmedicus Dr. Ludolph Chappuzzeau, ein kleiner geschniegelter Herr, „wie aus der Lade genommen", sagte man in Heustedt, hatte die Frage noch vernommen, er begrüßte die Gesellschaft sehr förmlich und hatte die Ehre, wie er sagte, bestätigen zu können, daß Ihre Excellenz die Gräfin von Wildhausen Heustedt die Ehre erzeigen würde, ihr erstes Wochenbett im Schlosse ihrer Ahnen zu halten. Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein, da dem Leibmedicus erst ein Stuhl gebracht werden mußte.

„Aber Forstschreiberchen, Forstschreiberchen, schon wieder hinter der Flasche? Ist doch das Zipperlein erst seit drei Wochen vertrieben", sagte der Arzt.

„Nur gefärbtes Wasser, Herr Leibmedicus, — reine Gottesgabe."

Im Hause des Oberhauptmanns schien Damengesellschaft zu sein, denn es verging keine Minute, daß nicht ein Damenkopf mit hoher Frisur aus einem der offenen Fenster hervorkam, um nach Osten zu schauen. Jetzt hörte man in der Ferne das Geräusch eines Wagens, und fünf Köpfe schauten auf einmal aus den Fenstern, und sämmtliche Herrenköpfe, die nach dem Rathskeller zugewendet waren, drehten sich nach Osten.

Ein Wagen kam in starkem Trabe die hohe Brücke herab. „Ist nicht!“ sagte der Forstschreiber, „ist nur der Oberdeichgräfe.“

Der Wagen kam näher, ein einzelner alter Herr saß darin, der freundlich grüßte und gegrüßt wurde.

„Kennen die Herrschaften denn die neueste Geschichte von meinem Herrn Gevatter?“ fragte der Gerichtshalter und fing sogleich zu erzählen an:

„Vorgestern, als die Frau Oberdeichgräfin große Wäsche halten will, fehlen sechs neue Hemden, die sie erst zu Weihnachten ihrem Manne geschenkt. Natürlich großer Lärm. Es wird zu mir geschickt, die Hemden müssen von den Dienstboten gestohlen sein, behauptet die Frau. Ich soll die Koffer der Dienstboten und des Kutschers öffnen lassen, dies geschieht. Es findet sich nichts. Der Kutscher ist erbost, er sagt, ich solle nur einmal den Verschlag in der Kutsche des Herrn öffnen, der käme ihm verdächtiger vor als sein Koffer, der stänke seit acht Tagen schon, als sei eine Kindesleiche darin.

„Ich begebe mich auf das Studirzimmer des alten Herrn, er sitzt in Acten vertieft und schiebt, als ich hineinkomme, die Brille von den Augen auf die Stirn, wo schon zwei Brillen sitzen, in demselben Augenblick fängt er aber auch sofort an, nach einer Brille zu

suchen und auf dem Schreibtische herumzutappen. Ich will einen Scherz machen und sage: «Lieber Gevatter, ich komme in einer ernsthaften Criminalangelegenheit. Es ist zur Anzeige gekommen, daß in Ihrem Kutschkasten ein neugeborenes Kind seit länger verborgen sei, das jetzt in Verwesung übergegangen. Ich bitte um den Schlüssel dazu.» Der alte Koch wird blaß, er fängt am ganzen Leibe zu zittern an, dann fällt er mir in die Arme und schluchzt: «Ums Himmels willen, Gevatter, daß meine Frau nichts erfährt. Hier ist der Schlüssel, verbergen Sie sofort das Ding unter dem Mist.» «Das Kind?» sage ich. «Ach was Kind», schreit jener, «den schönen Kalbsbraten, den ich vor vier Wochen in Nienburg bei Spellerberg gekauft, um meine Frau zu überraschen, und in dem verdammten Kutschkasten habe liegen lassen.» Ich halte mir den Bauch vor Lachen; indeß kommt auch schon die Frau wie eine Furie heraufgestürzt: «Was ist das mit dem Wagen? Die ganze Remise stinkt ja wie die Pest, her mit dem Schlüssel!» Ich bemühe mich, die Frau zu besänftigen, den Vorfall aufzuklären, mein Gevatter habe ihr eine Ueberraschung bereiten wollen, bei seiner Rückkunft aber von Geschäften in Empfang genommen, habe er den Kalbsbraten vergessen.

„Nun ging aber der Lärm erst los. Als ich glaube,

die Frau habe sich ausgetobt, kommt auf einmal ein neuer Raptus über sie. «Er ist der Dieb», schreit, sie, «der alte Basel=Peter ist der Dieb! Ich muß ihn selbst untersuchen.» Damit springt sie auf den Mann zu, reißt ihm Schlafrock und Weste auseinander. «Da haben wir's, hat der Basel=Peter wahrhaftig sechs Hemden eins über das andere gezogen bei der Hitze! Mann, Mann, was soll daraus noch werden, du steckst mir in der Baselei noch das Haus über dem Kopfe an.»

„Ich konnte nicht länger bleiben, ich wäre vor verbissenem Lachen erstickt."

An beiden Tischen lachte man laut, selbst das ernsthafte Gesicht des Amtsschreibers verzog sich zu einem sauern Lächeln.

Wie selbstverständlich, wußte nun jedermann von der Vergeßlichkeit des alten Herrn zu erzählen, und doch war dieser tüchtiger als die meisten, die hier versammelt waren.

Als der Anekdotenvorrath über den Oberdeichgräfen erschöpft war, begann der Hofmedicus sich durch Husten, Schnauben, Räuspern zum Sprechen vorzubereiten. Man kannte seine Manier. Man wußte, daß jetzt etwas Gewichtvolles kommen würde. „Herr Ober=hauptmann", begann er, „werden wol heute Morgen gesehen haben, daß eine Extrapost durchfuhr." „Ja=

wohl", nickte Herr von Schlump, und jener fuhr fort: „Der Postmeister hatte seine Pferde auf dem Acker, und während des Umspannens besuchte mich der Insasse des Wagens. Es war der Hofchirurg Ihrer Majestät der Königin Mathilde von Dänemark, der seine in Syke wohnenden Aeltern besuchen wollte. Die Königin ist vor acht Tagen mit ihrem Gefolge in Stade gelandet. Mein College mußte gegenwärtig sein, als man am 27. April Struensee und Brandt enthauptete. Ein schauderhaftes Schauspiel, da der Scharfrichter vier- bis fünfmal zuhieb, ohne Struensee's Kopf vom Rumpfe zu trennen, und diesem Schauspiele sah Juliane Marie, mit dem Tubus in der Hand, vom Schloßthurme der Christiansburg zu.

„Mein College versichert hoch und theuer die Unschuld Mathildens, obgleich dem Struensee durch die Folter das Geständniß abgepreßt wurde, daß er mit ihr ein zärtliches Verhältniß gehabt. Alles sei nur eine schändliche Intrigue der Königin-Witwe, zur Herrschaft zu gelangen.

„Die Königin", fuhr der Erzähler wichtig fort, „hat sich nach der Göhrde begeben, begleitet von der Oberhofmarschallin von Werpup, der Majorin von Ompteda und der Gesandtin von Steinberg, außer der von Dänemark mitgebrachten Dienerschaft. Graf

Platen fungirt als aufwartender Hofjunker. Es würde unsere gnädigste Gräfin, die ja Jugendfreundin der Königin ist, zur Gesellschafterin der höchsten Frau befohlen sein, wenn sie sich nicht in den jetzigen Umständen befände."

Damit war dem Stoffe der Unterhaltung neue reichliche Nahrung gegeben. Die furchtbare blutige Hofintrigue war in ihren Details sehr wenig bekannt, in ganz Heustedt hielt nur der Oberhauptmann eine Zeitung, die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen". Er konnte daher mindestens einiges referiren. Diese Relation wurde durch ein Ereigniß unterbrochen, das wir erst im nächsten Kapitel näher erörtern.

Drittes Kapitel.

Die Crême der Societät.

Wenn es in der Stadt Hannover selbst möglich war, daß der alte Adel eine Kaste für sich bildete, die sich streng abgesondert hielt, selbst vom zweiten Range, der aus dem neuen Adel und der obern bürgerlichen Dienerschaft, die mit dem Titel: Hof- oder Kanzleirath, und Geheimer Secretär und dergleichen versehen war, so war das in der Provinz nicht durchzuführen. Einen gewöhnlichen Landjunker, selbst wenn er Landrath war, und nicht etwa außerdem gute Verbindungen bei Hofe hatte, rechnete man eigentlich nicht einmal zum ersten Range. Der Oberhauptmann von Schlump gehörte freilich zum alten Adel, in Beziehung auf seine Frau aber war ein Makel vorhanden; die Mutter derselben war eine Bürgerliche gewesen. Allein er konnte doch nicht für sich eine Gesellschaft bilden, und selbst mit den beiden Burgmännern sich nicht wohl von seinen Collegen und der übrigen Gesellschaft in Heustedt ab-

sondern. Man hatte angefangen, einen Herrenclub zu bilden, zu dem man alle kurfürstlichen Diener, den Bürgermeister, den Leibmedicus, selbst die Advocaten und einige Kaufleute heranzog. Dieser Herrenclub bestand aber nur im Winter, man kam im Saale des Rathskellers zusammen, um dort Karten zu spielen, und alle 14 Tage mindestens ein gutes Souper einzunehmen. Der Herrenclub veranstaltete dann auch im Sommer Pickenicks, im Winter Bälle und Tanzkränzchen.

Was die Damen anlangt, so waren die drei von Adel selbstverständlich die Spitzen der Gesellschaft, die, da es keiner gelungen war, sich die ausschließliche Führerschaft anzumaßen, eine Trias bildeten, aber eine durchaus feindselige.

Die Oberhauptmännin von Schlump glaubte, daß ihr der äußern Stellung nach das Principat gebühre, ihr Mann bekleidete die höchste Charge in Heustedt, sie hätte die Mutter der Landräthin und Baronin sein können, denn ihre unverheirathete Tochter Adele war schon sechsundzwanzig Jahre alt. Allein ihre Mutter war bürgerlicher Abkunft, ein Umstand, der merkwürdigerweise von den Bürgerlichen selbst zuerst und am meisten hervorgesucht und in das gehörige Licht gestellt war. Sie hatte aber ihren Anhang, alle Frauen und

Töchter der Beamten hielten zu ihr, bildeten ihre Clienten, vertraten, wenn sie abwesend war, ihr Principat.

Die Landräthin von Vogelsang, eine fünfundzwanzigjährige üppige Gestalt, war ebenso wenig herrschsüchtig wie ihr Mann, es wäre ihr nie eingefallen, mit der Oberhauptmännin oder der Baronin von Bardenfleth um die Führerschaft der Gesellschaft zu streiten, aber auch um sie hatte sich beinahe wider ihren Willen eine besondere Clientel gebildet, und diese war es, die beständig darauf drang, daß sich die Landräthin geltend machte, und die dies für sie that, ja häufig vielmehr Prätensionen machte, als es die Landräthin für gut fand.

Die Baronin von Bardenfleth, erst zweiundzwanzig Jahre alt, sehr hübsch, klug und gewandt, Intriguantin, wollte als Erste glänzen, es sollte alles nach ihrem Kopfe gehen, sie wollte bestimmen, ob und wann Pickenick oder Ball sein solle, sie wollte auf dem Balle und in der Gesellschaft am schönsten angezogen sein, sie verlangte, daß ihr Geist von allen anerkannt und bewundert werde. Sie hatte namentlich einen förmlichen Haß auf die Landräthin geworfen, weil deren Mann dem ihrigen jüngst bei der Landrathswahl vorgezogen war, weil dieselbe reicher war als sie, einen alten Familienschmuck

von Diamanten besaß, Kleider von Atlas und Mantillen von flandrischen Spitzen haben konnte, soviel sie nur wünschte, während es ein großes Kunststück war, ihrem Manne ein solches Kleid und eine Mantille abzulocken, vor allem aber, weil ihr Mann sich nicht schämte, wie sie unter vier Augen sagte: dem dummen dicken Weibe, der Landräthin, die Cour zu machen. Auch sie hatte ihren Anhang, namentlich unter der Jugend und bei den unverheiratheten Männern, mit denen sie die zu veranstaltenden Festlichkeiten gern vorher besprach.

Jede dieser Damen hatte nicht nur ihren besondern Anhang in Heustedt, sondern unter diesem eine besondere Leibadvocatin, welche die Streitigkeiten der Patronin mit ihren Colleginnen ausfocht, hübsche kleine Geschichtchen, die diesen zum Nachtheil gereichen konnten, ersann oder mindestens unter die Leute brachte, den Ruhm ihrer Patronin predigte und sie gegen alle Angriffe und Klatschereien vertheidigte. Daß sich diese drei Advocatinnen gegenseitig noch mehr haßten, als ihre Patroninnen das thaten, war selbstverständlich.

Nun hatte der Himmel oder der Zufall aber vor drei Jahren die Besitzerin des neuen Schlosses nach Heustedt geführt, und seit der Zeit war diese, wenn

sie gegenwärtig, die absolute Herrscherin im Orte, ohne deren Willen nichts geschah.

Die Gräfin stammte von mütterlicher Seite aus dem Geschlechte der Meisenburg, sie war Urenkelin der sogenannten bösen Gräfin Platen, der das Gerücht die Ermordung des Grafen von Königsmark schuld gab. Es hatte dieses Geschlecht in drei Generationen sich Ernst August, seinem Sohne wie seinem Enkel in Liebe zugeneigt, und die Gräfin selbst war fest davon überzeugt, daß königliches Blut in ihren Adern, wenigstens von der Mutter her, flösse, obgleich Horace Walpole, der scharfe Beobachter, in seinen Memoiren dies sehr bezweifelte.

Georg II. hatte aber ihre Mutter an seinen hannoverischen Premierminister Grafen von Alvensleben verheirathet und die Mutter als Staatsdame der Prinzessin von Wales beigegeben, nachdem der Prinz selbst 1751 gestorben war.

Melusine, das einzige Kind dieser Ehe, war in Carltonhouse erzogen worden und die Gespielin und Freundin der Prinzessin Mathilde gewesen. Sie hatte hier nicht an ihrer Mutter, die eine ziemlich untergeordnete Rolle spielte, wohl aber an der herrschsüchtigen Prinzessin Auguste ein Vorbild, das nur zu sehr sich ihr einprägte. Als sie siebzehn Jahre alt war, starb

die Mutter, und der Vater gab die Tochter, um die er sich bis dahin wenig bekümmert und die er kaum zu lieben schien, unter den Schutz der spätern Herzogin von Kingston, damals noch Miß Elisabeth Chudleigh, einer großen Koketten. Die junge Dame wurde 1767 bei Hofe vorgestellt und ließ nichts unversucht, die Aufmerksamkeit Georg's III. auf sich zu lenken. Dies gelang ihr weniger, aber sie zog die Aufmerksamkeit der Prinzessin von Wales, der königlichen Mutter, auf sich, welche ihrem Lord Bute sagte: „Der hessische Aff muß in Hannover verheirathet werden.“ Lord Bute war aber nicht mehr Minister, er konnte nur indirect auf Lord Chatham wirken, der auf das hannoverische Meiergut des Königs mit Verachtung hinsah.

Erst Ende 1768 war Georg zu bewegen, einen jüngern Collegen an die Stelle des Grafen von Alvensleben zu berufen, diesem selbst seinen Dienst in Hannover anzuweisen. Melusine war eine schöne und reiche Erbin, einer der Collegen ihres Vaters, der Oberstallmeister Graf von Wildhausen, Geheimrath, im Besitz zwar von großen, aber verschuldeten Gütern, wurde zu ihrem Gemahl ausersehen.

Im Sommer 1769 nahm sie von den väterlichen Gütern in Heustedt Besitz, die ihr bis dahin unbekannt waren. Sie trat auf als Königin, und alle sanken

zu ihren Füßen nieder als Sklaven. Sie hätte kaum zu befehlen gebraucht, aber sie befahl, wo die kleinste Bitte, die leiseste Andeutung genügt hätte, ihre Wünsche zu erfüllen. Sie befahl kraft der Herrschaft, die sie über ihren Vater, den Geheimrath hatte. Der Oberhauptmann wie der Freiherr von Vogelsang und der Baron von Bardenfleth wurden von ihr wie Hofdienerschaft von einer Königin behandelt, von ihr, der damals noch nicht Zwanzigjährigen.

Aber die Excellenz Geheimrath starb plötzlich, und nun war es Melusine selbst, die ihre Heirath mit dem Grafen von Wildhausen betrieb, der sie bis dahin ausgewichen war. Sie erlangte noch als Braut vollkommene Herrschaft über diesen, und gegen Geldopfer, die sie seinem Steckenpferde brachte, unbedingte Freiheit, als Gattin zu thun und zu lassen, was sie wollte. Graf von Wildhausen, obgleich Vorgesetzter eines so vorzüglichen Marstalls, wie es damals wenige in Deutschland gab, hatte die Marotte, ein eigenes Gestüt für Vollblut haben zu wollen. Er hatte ganz ungeheuere Summen aufgewendet, um in England Hengste und Stuten kaufen zu lassen, und sein Hauptgut an der Elbe in ein großes Gestüt verwandelt. Alle Einkünfte des großen Guts wurden von diesem Gestüte verzehrt, Hypotheken auf Hypotheken gehäuft, um dasselbe

zur Blüte zu bringen. Der Graf selbst verstand sehr wenig von der Sache, und seine Stall- und Gestütmeister betrogen ihn. Die Braut bezahlte die Schulden des Grafen, und er verlegte sein Gestüt von der Elbe auf ihr Gut nach der Weser, indem sie die Unterhaltungskosten desselben übernahm.

Dann ward große Hochzeit gefeiert in Heustedt. Alles was außer den bürgerlichen Offizieren zu den Hoffesten in Hannover (die auch in Abwesenheit des Kurfürsten an seinem Geburtstage oder bei sonstigen oft herbeigeführten Veranlassungen abgehalten wurden) Zutritt hatte, ward eingeladen und fürstlich bewirthet. Melusine verwirrte mit ihrer Schönheit nicht nur die Köpfe der Kammer- und Hofjunker, der Pagen und Offiziere, sondern selbst der alten Excellenzen, die das Geheimrathscollegium bildeten. Sie wußte den Sitz in demselben, den ihr Mann nur nominell einnahm, in der That einzunehmen und auszufüllen. Es geschah nichts mehr ohne ihren Willen. Die Correspondenz mit London mußte durch ihre Hand gehen, und mit dem durch die „Junius-Briefe" berüchtigten Herzog von Grafton, Premier nach Pitt dem Aeltern, unterhielt sie eine Privatcorrespondenz, die nicht selten das widerrieth, was officiell vorgeschlagen war. Diese Allmacht besiegte denn in Heustedt jedes Herz, das sich bisher

noch nicht gebeugt hatte. Der Titel Excellenz hatte damals noch etwas Mystisches, die Gemüther unwillkürlich mit Dunst und Nebel Umgebendes, zur Dienstbarkeit geneigt Machendes.

Es wurde nun das gräflich Wildhausen'sche Wappen neben dem Alvensleben'schen auf den Thorweg zum Schlosse gesetzt, sonst blieb alles beim alten; die Gräfin war Herrin, von ihr gingen die kleinsten wie die größten Befehle aus, nur in Beziehung auf das Gestüt galt der Wille des Grafen.

Seit der Verheirathung im Jahre 1770 hatte sich die Gräfin verschiedentlich wochen-, ja monatelang, niemals natürlich ohne einen größern oder kleinern Schwarm von begleitenden Cavalieren, in Heustedt aufgehalten. Sie hielt dann nach der Art, wie sie es in London gesehen, ein förmliches Lever. Nach ihrer Ankunft versammelten sich alle, die auf die Gnade einer Einladung zum Diner, Souper oder einen Ball und sonstige Festlichkeiten rechneten, am Morgen gegen zwölf Uhr in einem Vorzimmer. Der Oberhauptmann nebst Gattin, die beiden Burgmänner mit Gemahlinnen, wie der Oberforstmeister von Teufel kamen erst, wenn die übrigen Aufwartenden schon versammelt waren, und wurden nach ihrer Ankunft ohne Aufenthalt in das Empfangszimmer der Excellenz geführt, wo diese

sie zum Sitzen nöthigte und einige gnädige Worte mit ihnen wechselte, wobei sie höchstens den Herrn von Teufel als ihresgleichen behandelte und sich einen Scherz mit ihm erlaubte.

Alle verließen zu gleicher Zeit den Empfangssalon, dann riß der Kammerdiener die Flügelthüren des Vorzimmers auf und meldete die Namen der Harrenden womöglich nach Stand und Rang, die Namen des Herrn Superintendenten und des Pastors, des Leibmedicus, des Amts- und Kornschreibers, des Amtsschreibers, des Supernumerar-Amtsschreibers, des Forstschreibers, des Bürgermeisters, des Gerichtshalters, des Amtsadvocaten bis herunter zu dem Rector, Apotheker und Forsteleven. Die Bürgerfrauen wurden für einen andern Tag befohlen. Die Gräfin stand dann auf, empfing die Verbeugungen und Anreden, gab dann und wann eine gnädige Antwort oder knüpfte ein kurzes Gespräch an, während dessen sich die im Vorzimmer Befindlichen nach dem eingebildeten Range ordneten, wobei es oft nicht ohne Stöße und Püffe abging.

Diejenigen, welche bei der Gräfin vorbeigegangen waren, ordneten sich dann im Halbkreise. Nachdem auch der letzte passirt war, pflegte die Gräfin entweder eine kurze allgemeine Ansprache zu halten, oder sie lud

einzelne oder sämmtliche Anwesende auf den Nachmittag oder den andern Tag zum Diner.

Die Einladungen an die Adelichen wurden schon am Morgen vor dem Empfange abgeschickt, sie bildeten gleichsam das Zwangsmittel, bei diesem Lever zu erscheinen.

Der Graf Wildhausen erschien nie gleichzeitig mit der Gräfin, er besuchte sein Gestüt viel öfter, aber nur auf kürzere Zeit, und pflegte dann nur adeliche Herren zu Tisch und zum Spiel zu sich zu laden.

Es ist leicht zu erachten, daß unsere vorhin geschilderte Trias nicht sehr davon erbaut war, daß der Gräfin ohne Anstrengung das zugefallen, wonach eine jede von ihnen gerungen, die unbedingte Herrschaft. Hatten sie sich doch selbst vor ihr beugen, sie als Herrscherin anerkennen müssen. Es kochte vor Neid und Eifersucht selbst in der sonst harmlosen Brust der Landräthin, wie vielmehr in dem seit lange nur von Gift und Galle lebenden Herzen der Oberhauptmännin; die Baronin beneidete Grafentitel, Schönheit, Reichthümer, das Heer der Anbeter. Die Feindschaft und Nebenbuhlerschaft war vergessen, vereint waren alle drei gegen den mächtigen Feind, der jetzt gegen Heustedt anrückte. Die vertrautesten der drei Clientengenossenschaften waren denn heute geladen, um den

Einzug der Feindin in die Festung zu beobachten und womöglich einen gemeinsamen Feldzugsplan gegen dieselbe zu schmieden. Die hohen silbernen Kaffeekannen und die sehr kleinen chinesischen Tassen waren in Bewegung gesetzt, allein das Gespräch wollte nicht in Fluß kommen; die Damen waren mit Entrelacs und Réseau-Arbeit beschäftigt oder spielten nur mit dem Fächer.

Die Amtsschreiberin Motz, der Leibadvocat der Oberhauptmännin (sie hatte sich dazu aufgedrängt, denn diese bedurfte eigentlich niemals eines Fürsprechers), konnte es nicht lassen, mit einigen Stichelreden die allgemeine Unterhaltung, die sich um die hohen Kornpreise drehte, zu würzen. „Es sind heute schon wieder zehn Schiffe mit Ostseegetreide die Weser hinaufgefahren. Ja das muß man sagen, die kalenbergische Landschaft sorgt doch für die Unterthanen, während gewisse andere Landschaften nur Leben und Bewegung zeigen, wenn es eine Sinecure oder eine Justizrathsstelle zu vergeben heißt, oder darum zu petitioniren, daß die Herren Ritter rothe Röcke und blaue Hosen mit Goldstreifen als Uniform anziehen dürfen.“ Der Hieb saß, er traf die Landräthin wie die Baronin, deren Männer ja beide in der Provinziallandschaft als Ritter saßen. Es war das dasselbe unbrauchbare Korn, von dem hier geredet

wurde, das später zu dem berühmt gewordenen Processe mit den Branntweinbrennern Veranlassung gab.

Fräulein Emilie Bardeleben, die Schwester des Advocaten, die Tochter eines wirklichen Korn- und Amtsschreibers, der zum Amtmann ernannt werden sollte, als er starb, welche das Unverehelichtsein vorgezogen hatte, weil, wie sie sagte, alle Männer treulos wären, und die dafür die mütterliche, zärtliche Freundin der Landräthin geworden, spitzte ihr Schwert, d. h. ihre Zunge zu einem Ausfalle: „Aber gnädige Frau Oberhauptmännin", sagte sie, die eigentliche Sprecherin nicht beachtend, so dünn und spitz wie Glas, „mein Bruder meint, die kalenbergische Landschaft soll ihre Nase von Dingen lassen, die sie nicht verstehe, dieselbe habe sich in Bremen weidlich über das Ohr hauen lassen, habe lauter faules, vom Wurm angefressenes Zeug gekauft, das nicht einmal zum Branntweinbrennen gut sei. Der bremer Mäkler hatte an unsern Branntweinbrenner Peter eine Probe geschickt, dieser hat den Roggen aber nicht brauchen können, obgleich er den Himten sechs Grote billiger haben sollte als die Landschaft, die nun auch noch den Transport bis und von Hameln zu tragen hat." — „Und dann", fiel die Baronin Bardenfleth ein, indem sie Demoiselle Puvogel, der Schwester des Superintendenten, welche für sie das Wort ergreifen

wollte, zuvorkam, „gnädige Frau, unsere Unterthanen sind denn doch wol glücklicher gestellt als die kalenberger, welche die Kriegsschulden des Siebenjährigen Kriegs durch eine Kopfsteuer abzahlen und tragen müssen; bei uns klagt man höchstens über das Sportuliren, und das geht die Landschaft nichts an."

Es war so auf dem besten Wege, daß aus einem Friedens- und Versöhnungsfeste ein Zank und Kampf unter dem Dreiblatte geworden wäre, als Mama „dem Kinde", ihrer Adele, einen Wink gab. Diese legte das Nähwerk, an dem sie arbeitete, zur Seite und kam mit einem Papier aus dem Nebenzimmer, dessen bezeichnete Seite sie sorgsam verdeckt hielt.

„Meine Damen", begann Adele, das Kind, „ich weiß nicht, ob Sie schon von der merkwürdigen Entdeckung gehört haben, die der Forsteleve Oskar Baumgarten in diesen Tagen gemacht hat." Alle verneinten und baten, zu erzählen. Adele erzählte nun ausführlich, mit etwas aufgetragenen Farben, wann und wie Oskar den Tempel im geheimen Park gefunden, und ließ zum Schluß die Handzeichnung herumgehen.

„Ich erinnere mich", begann nun ein unverehelichtes Fräulein von Spitznas, die einen kleinen Höcker im Rücken trug und bei der Landräthin, einer Verwandten, das Gnadenbrot aß — „mit Erlaubniß", unterbrach

die Oberhauptmännin die Erzählerin, „Kind, Adele, Kind, geh' doch in die Küche und sage der Köchin, daß sie neuen Kaffee besorgt, und auch den Kuchen heraufschickt" — dann, als Adele sich entfernt, sagte sie, ihren Blick auf Fräulein von Spitznas richtend, — „meine Damen, sie ist noch ein Kind, ein pures unschuldiges Kind, doch Sie verstehen mich?" — Adele mußte sich sehr beeilt haben, denn sie trat in die Stube zurück, als Fräulein von Spitznas wieder anhob: „Ich erinnere mich aus meiner Jugend, ich glaube, es war im Jahre 1740, als der König Georg II. von England hier war und in Verden das Regiment Dragoner, bei dem mein seliger Vater stand, musterte. Damals lebte der Großvater der Gräfin noch, der Vater war in England. Dieser Großvater der Gräfin, ein sehr alter, aber immer noch lustiger Mann, hatte Se. Majestät den König wie die Gräfin Yarmouth zum Diner und Ball eingeladen, wie auch die Generale, adelichen Offiziere und den ganzen alten Adel der Umgegend Heustedts.

„Majestät speisten mit der Gräfin Yarmouth und einigen Hofleuten an einer besondern Tafel. Kaffee ward im Freien eingenommen. Gegen Abend, kurz bevor der Ball beginnen sollte, bat der Graf Alvensleben sich vom Könige und der Gräfin Yarmouth die

Gnade aus, ihnen seinen chinesischen Tempel zeigen zu dürfen. Man ging ohne weitere Begleitung, der Graf kehrte bald zurück. Der König weilte wol eine Stunde, wenigstens ward uns jungen Leuten die Zeit sehr lang, da der Anfang des Balles bis zur Zurückkunft der höchsten Herrschaften verschoben war. Endlich kam der König zurück. Mein Vater hatte mich gerade dem alten Grafen, denn wir wohnten damals in Verden, vorgestellt, und wir traten zur Seite, als Majestät auf den Grafen zutrat, ihm zwei Schlüssel, einen größern und einen kleinern zurückgab, und, wie ich deutlich vernahm, sagte: «Ein sehr vorzüglich eingerichtetes chinesisches Zimmerchen, Herr Graf! macht Ihrem Geschmack alle Ehre, nicht wahr, meine Liebe?» sich an die Gräfin wendend. Diese erröthete über und über. Der König achtete das nicht, sondern sagte lächelnd: «Wenn ich wieder nach Deutschland komme, werde ich Ihnen, schon des Tempelchens wegen, ein Nachtquartier abzwingen müssen.»

„«Ew. Majestät würden mich zum glücklichsten Dero Unterthanen machen», erwiderte der Graf, sich tief verbeugend. Darauf eröffnete der König den Ball. Es ist merkwürdig, ich habe an diese alte Geschichte viele, viele Jahre nicht gedacht, und jetzt steht sie vor

mir, als wäre sie eben passirt. Die Gräfin Yarmouth war übrigens eine Cousine der Gräfin."

„Aber, meine Gnädige, sollten Sie da nicht irren?" unterbrach Fräulein Bardeleben, die sich etwas darauf zugute that, den Staatskalender, wie er damals hieß, im Kopfe zu haben — „Sie verwechseln das wol? Die Gräfin Kielmannsegge-Darlington, der sogenannte Elefant, war die Großtante der Gräfin."

„Meine Liebe", fuhr Fräulein von Spitznas auf, „Sie werden mich doch nicht unsere Adelsgeschlechter kennen lehren? Die Generalin Weick, verwitwete Frau von dem Bussche, welche mit Georg I. liirt war, war eine geborene von Meisenburg und eine rechte Schwester der bösen Gräfin Platen. Ihre Tochter, die des Generals Weick wie man sagte, verheirathete sich mit dem General von Wendt. Aus dieser Ehe stammte Amalie Sophie, die sich an den Oberhauptmann Adolf Gottlob von Wallmoden verheirathete und später zur Gräfin Yarmouth in England erhoben wurde."

„Jedoch", fiel Fräulein Bardeleben ein, indeß die Oberhauptmännin unterbrach sie. „Meine Damen", sagte sie mit Würde, „es lohnt sich nicht der Mühe um diese Maitressenfamilie. Lassen wir das." Aller Blicke spendeten Beifall.

„Sie treffen, gnädige Frau“, sagte die Amts- und Kornschreiberin Motz, „den Nagel doch immer auf den Kopf, und ich erlaube mir hinzuzufügen, daß der Apfel nie weit vom Stamme fällt.“

Es kam jetzt die Jungfrau mit frischem Kaffee und Kuchen, und die Eßwerkzeuge wurden von neuem in Bewegung gesetzt unter lobenden Ausrufungen über den vortrefflichen Topfkuchen, zu dem sich verschiedene Damen das Recept ausbaten, obgleich alle Topfkuchen in Heustedt nach einem und demselben Recept zubereitet wurden. Während dieser Pause verfehlten diejenigen, welche das Glück hatten, den Fenstern am nächsten zu sitzen, nicht, aus diesen öfters hinaus über die hohe Brücke hinwegzusehen.

Es geschah das natürlich nur, um zu sehen, ob das Wetter sich hielt, oder aus sonst einem Vorwande.

„Was mag denn das für eine Extrapost gewesen sein, die heute Morgen hier durchfuhr?“ fragte die Hauswirthin.

„Da kann ich dienen“, erwiderte die Frau Gerichtshalterin. „Mein Mann war bei dem Posthalter, um nachzufragen. Es war der Hof- und Leibmedicus der Königin Mathilde von Dänemark, die sich nach Hannover geflüchtet hat.“

„Was ist es eigentlich mit dieser?“ fragte die Landräthin unbefangen. „Mein Mann erzählt mir nie etwas Neues, was er auf dem Rathskeller gehört, ich erfahre es alles erst, wenn es schon veraltet ist!“

„Man hat den Minister des Königs, Leibarzt Dr. Struensee, eines Liebesverständnisses mit der Königin Mathilde beschuldigt; die Königin-Witwe, Juliane, und Graf Rantzau haben ihn auf Specialbefehl des Königs, der etwas geistesschwach sein soll, verhaften lassen und ihm den Proceß gemacht. Ebenso ist sein Anhänger, Graf Brandt, verhaftet, weil er den blödsinnigen König, mit dem er sich wrangte, in die Hand gebissen hat, und als Hochverräther enthauptet. Die Witwe Juliane und ihr Sohn Friedrich führen seitdem die Regentschaft. Georg III. hat seine Schwester Ende vorigen Monats nach Hannover abholen lassen“, erzählte die Oberhauptmännin.

„Aber Mama“, sagte das Kind Adele, „die Sache ist ja in der Zeitung, die Papa hält, ausführlich zu lesen, soll ich die holen und vorlesen?“

Alle Damen baten darum. Adele kam mit einem schmuzig-gelben Zeitungsblatt in Quart. Ein Adler ruhte über einem Medaillon mit den Worten: „Mit Königlicher Freiheit.“ An der Erde lag ein Packet mit Waaren, darunter ein sehr langer Mercuriusstab,

der wie eine Hellebarte zugespitzt und mit Lorber-zweigen und Blüten umgeben war. Es waren das: „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten-sachen, Nr. 55, Donnerstag, den 7. Mai 1772.“ Adele las: „Kopenhagen, den 28. April: Nachdem am Sonnabend Vormittag von der Inquisitionscommission über Johann Friedrich Struensee und Enevold Brandt das Urtheil gesprochen war, so wurde selbiges dem außerordentlich versammelten Staatsrathe (worin jedoch der König nicht zugegen war) vorgelegt. Des Nach-mittags ward der Staatsrath abermals versammelt; und als Se. Majestät von Charlottenlund, wohin Sie, um das Mittagsmahl einzunehmen, gegen drei Uhr von hier weggefahren waren, um sieben Uhr wieder zurück-kamen, verfügten Sie Sich in den Staatsrath, be-stätigten daselbst das gefällte Urtheil, und erhoben Sich hierauf in die Italienische Oper. Den beiden Gefan-genen wurde um zwölf Uhr des Mittags durch ihre Advocaten ihr Schicksal bekannt gemacht. «Ich habe Ihnen eine sehr unangenehme Nachricht zu bringen», sagte der Procurator Uldall zu Struensee. «Sie kommt mir nicht unerwartet», erwiderte dieser; nahm ihm hier-auf das Urtheil aus der Hand, las es mit vieler Gelassenheit und ohne eine Miene zu verändern, ganz durch und gab es ihm wieder zurück. Er erkundigte

sich nach dem über Brandt gefällten Urtheile und erfuhr, daß es mit dem seinigen ganz gleichlautend sei. Dies schien ihn mehr zu bewegen als sein eigenes Schicksal."

Die Gesellschaft hatte schon beim Anfange der Vorlesung mehr auf ein aus der Entfernung sich nahendes Geräusch als auf das Lesen gehört; als sich jetzt Pferdegetrappel und Wagengeräusch vernehmen ließ, mußte das weitere Lesen unterbrochen werden. Alle eilten an die Fenster.

Zwei Vorreiter in rothen dick mit Gold besetzten Jacken sprengten im Galop über die hohe Brücke. Eine offene Chaise von sechs Schimmeln gezogen folgte, in ihr saß die Gräfin von Wildhausen im Hintersitz in blauatlassener Robe, einen weißseidenen Shawl über den schönen Schultern; im Vordersitz des Wagens saßen zwei Cavaliere, ein Hofjunker und ein anderer in Offiziertracht, welche die Gräfin auf dem langweiligen schlechten Wege von Hannover durch Médisancen über Hofpersönlichkeiten unterhalten hatten.

In einem zweiten Wagen saßen Kammerfrau, Kammerjungfer und eine Hebamme.

Ein dritter Wagen vom Umfange eines Omnibus hatte Kammerdiener und Jäger als Insassen. Nach einer Stunde kam noch ein Rüstwagen mit Extrapost-

pferden nachgeschleppt; die ersten drei Wagen waren mit Pferden aus dem königlich-kurfürstlichen Marstalle bespannt. Man konnte an diesem Beispiele wieder sehen, wie böswillig selbst diese Thiere von den Böswilligen, die es ja jederzeit gab, verleumdet wurden. Man sagte damals in Hannover von ihnen mit Horaz, sie wären fruges consumere nati, und doch wußte die Gräfin, wie andere Excellenzen, sie wohl zu benutzen.

Wollten wir alles Schlechte, was über die Angekommenen in der Damengesellschaft bis zum Herumreichen der Torte gesprochen wurde, niederschreiben, wir würden kein Ende finden mit diesem Kapitel.

Viertes Kapitel.

Die Ammenwahl und der Sommernachtsball.

Wir sind in der That schuldlos, daß unsere gegenwärtige Heldin so ist, wie sie ist, und nicht anders. Wir begreifen vielmehr nicht, wie sie anders sein könnte, wenn wir uns in die Zeit versetzen, wo sie geboren, und unter die Menschen, unter denen sie erzogen war, deren Leben sie als Muster und Norm angeschaut hatte. Die englische Aristokratie jener Tage war völlig glaubenslos, und was schlimmer, ideallos. Genußsucht, Eitelkeit, Hervorragenwollen durch irgendeine bizarre Absonderlichkeit, Herrschsucht, Luxus, Verschwendung, Intriguen, Ehebruch, Schamlosigkeit waren die Erscheinungen, welche die Gräfin von Wildhausen von Kindheit an umgeben hatten. Die Bedeutung der Besuche Lord Bute's bei der Prinzessin von Wales waren ihr schon in der Kindheit keine Geheimnisse mehr gewesen.

Die Skandale in den letzten Tagen der Regierung Georg's II. und zu Anfang der Regierung Georg's III.

drangen bei der unbeschränkten Oeffentlichkeit bis in die erbärmlichsten Hütten, warum hätten sie nicht nach Carltonhouse dringen sollen?

Wenn Herzoge öffentliche Dirnen heiratheten und zum Lever führten, und Herzoginnen Kutscher zu ihren Gatten machten oder etwas noch Schlimmeres thaten, wenn die vornehmsten Damen sich offen mit Dingen, die man in andern Städten möglichst zu verbergen suchte, rühmten, ist es da zu verwundern, wenn solche Neigungen und Wünsche in dem Herzen Melusinens von Alvensleben entstanden, wie wir sie im weitern Verlaufe sehen werden, zumal Meisenburgisches, vielleicht gar königliches Blut in ihren Adern heißer wallte als bei der Mehrzahl von Menschen? War es ihre Schuld, daß die Herzogin von G. sie, die kaum Achtzehnjährige, in ihre Liebschaft mit einem jungen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüten, dessen Liebe sie mit Diamanten erkaufte, eingeweiht hatte; daß die Patroneß, deren Schutz sie der Vater anvertraut, mit ihren Liebhabern wechselte? War es ihre Schuld, daß vom Parlament herab alles in England käuflich war?

Es gab nach der Ansicht der Gräfin zwei Sorten von Menschen, deren eine zum Herrschen und Genießen, die andere zum Dienen und Arbeiten geboren war. Unter der herrschenden Klasse seine Stellung zu nehmen

und zu behaupten, diejenigen, die gleichberechtigt waren, und die man zum Dienen nicht zwingen konnte, mit Klugheit für seine Zwecke zu benutzen, und daneben so viel Vergnügen zu genießen wie nur möglich, das war nach der Philosophie der Gräfin die Bestimmung der bevorzugten Klasse. Vergnügen gewährt aber vor allem die Abwechseluug, hatte ihr Elisabeth Chudleigh gesagt.

Die Gräfin hatte kaum ihre Gemächer betreten, während den mitgebrachten Gästen ihre Zimmer angewiesen wurden, als sie den Haushofmeister, den Verwalter und Rentmeister, die, der Dinge gewohnt, schon unten im Schlosse warteten, zu sich befehlen ließ, jeden einzeln natürlich. Der Haushofmeister hatte schon seit acht Tagen keine ruhige Stunde gehabt; er war ein alter treuer Diener ihres Vaters gewesen, an knechtischen Gehorsam gewöhnt; Angstschweiß lief ihm unter der weißgepuderten Perrüke auf das weiße Gilet, und seine in weißseidene Strümpfe gehüllten Beine zitterten; in solchen Respect hatte sich die Gräfin zu setzen gewußt.

„Hat Er die Einladungen auf morgen bestellt?“ „Zu dienen, Excellenz!“ „Wer wird morgen aufwarten, den ich noch nicht kenne?“ „Soweit ich weiß, nur der Forsteleve Oskar Baumgarten, ein junger

Mann, der die obere Carrière zu machen gedenkt.“ „Wie sieht er aus?“ „Gut gewachsen, Excellenz, und tüchtig gebräunt.“ „Abtreten, Verwalter soll kommen.“ Der Verwalter, der schon zu Lebzeiten des Großvaters im Dienst gewesen und seit des Vaters Herrschaft die Verwaltung der Güter besorgt hatte, war gleichfalls ein alter gebückter Mann und etwas schwerhörig. Er schien schon vorher schriftliche Befehle erhalten zu haben, denn er brachte Register und Acten in der Hand mit. Er mußte sich dicht vor die Gräfin stellen, die, um sich ihm verständlich zu machen, aufstand und ihren Mund seinem Ohre zuneigte. „Geht's mit dem Gestüt noch immer rückwärts?“ „Leider ja, Excellenz!“ „Besonderes Unglück?“ fragte sie weiter. „Auch, da hat der Achill das Bein gebrochen und mußte getödtet werden. Den Ajax wollten die Bauern nicht einmal umsonst zum Springen, ist auch schon zu faul jetzt.“ „Nichts verkauft?“ „Außer den zwei dreijährigen Füllen, welche Excellenz für den Marstall in Hannover bestimmt hatten, an Private nichts, lieben hier nicht die dünnen Knochen des Vollbluts, sprechen von eigener hoyaischer Rasse.“ „Und der Stallmeister?“ fragte die Gräfin weiter. „Uebermüthig wie immer“, antwortete der Diener, „ist ihm alles Dreck an den Schuhen, der Mensch kann des Hafers nie genug kriegen.“

„So leg' Er nur die Papiere dahin und lasse den Rentmeister eintreten.“

Dieser war ein kleiner Mann mit grauen Haaren, grauen Augen und grauem Rock und Beinkleidern, dreieckigem Hute, den er unter dem Arm trug. Die Gräfin redete ihn freundlich an und lud ihn durch eine Handbewegung zum Sitzen ein, während sie selbst sich in einen Fauteuil warf.

„Excellenz“, begann der Alte, ohne von der Erlaubniß, Platz zu nehmen, Gebrauch zu machen, was ihn in der Gnade der Gräfin steigen machte, „haben mich gnädigst beauftragt, ein Verzeichniß derjenigen Ew. Gnaden Eigenbehörigen und Meier aufzustellen, welche sich in dem letzten Jahre verheirathet, und daneben Erkundigungen einzuziehen, welche davon gegenwärtig Kinder geboren haben und etwa tüchtige Ammen abgäben. Verheirathet sind im vorigen Jahre zwei Meier, ein Halbmeier, ein Köthner, ein Brinksitzer und vier Eigenbehörige. Von den Frauen haben drei im vorigen Monat Mai geboren, davon möchten indeß nur zwei zu Ammen tüchtig sein, die Frau des Vollmeiers Piepenbrink in Hengstenberg und die Frau des Vollmeiers Dummeier in Eckernhausen, beide gesunde, tüchtige Weiber mit gesunden, kräftigen Kindern.“

„Beide sollen zu Wagen abgeholt werden, morgen

Mittag mit den Säuglingen hier sein. Nun, Lieber, hätte ich noch ein besonderes Anliegen, es soll in sechs oder acht Wochen zur Feier der Geburt eines Stammhalters, wie ich hoffe, ein großes Volksfest im Park gefeiert werden, daneben ein kleineres Zelt für die Gesellschaft. Es soll davon im Orte vorläufig so wenig wie möglich Gerede geschehen. Den Zimmerleuten ist daher das tiefste Schweigen aufzuerlegen. Die Risse zu den beiden Zelten habe ich mitgebracht, hier sind sie. Hat Er nun alles wohl verstanden?"

„Zu Befehl, Ew. Excellenz."

Die Gräfin beschied Kammerjungfer und Kammerfrau, kleidete sich zum Souper an und nahm dieses mit den mitgebrachten Cavalieren ein, worauf man sich zum Spiel setzte.

Am andern Morgen elf Uhr war Empfang. Es blieb nicht eine Person aus, welche hoffte, bei den Einladungen Berücksichtigung zu finden, nur einige wenige Mitglieder des Herrenclubs, welche in frühern Tagen verschiedentlich ihre Aufwartung gemacht hatten, ohne je eine Einladung erhalten zu haben, blieben zu Hause, oder gingen vielmehr auf den Rathskeller, um dort einen Morgentrunk zu nehmen und natürlich auf alle diejenigen loszuziehen, welche zum Lever der Gnädigsten gegangen waren.

Es erfolgten übrigens nur einzelne Einladungen; es ward ein petit diner beliebt, der beiden Cavaliere wegen, die man nicht mit dem bürgerlichen Pöbel, welchen die Gräfin, weil es so hergebracht, bei sich sehen mußte, zusammenbringen wollte. Außer den am vorigen Tage eingeladenen Standesgenossen empfingen nur noch die Spitzen der Gesellschaft durch die Kammerdiener die Anzeige, daß die Gnädige sie nachmittags fünf Uhr zum Diner zu sehen wünsche.

Die nicht eingeladenen Herren begaben sich meistens nach dem Rathskeller, wo Herr Forstschreiber Haus seiner Erbitterung, nicht eingeladen zu sein, dadurch Luft machte, daß er den Forsteleven Oskar Baumgarten zur Zielscheibe seiner Witze machte, die das Thema behandelten, wenn er der Gnädigsten seine Entdeckungen über den Pavillon mitgetheilt hätte, würde dieselbe nicht unterlassen haben, ihn einzuladen. Alle, die mit Haus in einer Lage, das heißt, uneingeladen waren, schienen sich weidlich an diesem Spaß zu ergötzen, und Herr Krummeier, der Wirth, schmunzelte stärker denn je, denn er mußte sehr oft in den Keller, um eine Frische zu holen, bei welcher Gelegenheit er nie versäumte, nachzuprobiren, ob sein eigener Lieblingswein auch noch klar und rein sei.

Während sich die beiden Gäste der Gräfin im

Billardzimmer zu unterhalten suchten, war diese in ihre Appartements getreten, wo Dr. Chappuzzeau sie stehend erwartete. Bald darauf wurden zwei Bauerfrauen mit Kindern auf dem Arme eingeführt, die eine war eine große, lange, beinahe männliche Figur, die Piepenbrink. Ihr Kind hatte schon im Vorzimmer geschrien und schrie hier noch mörderlicher. Die gute Frau war nämlich voll Ehrgeiz. Eine Stellung als Amme bei der Gräfin erhob sie in den dritten Himmel, und um sich qualificirter darzustellen, hatte sie ihr Kind hungern lassen. Daher das unaufhörliche Geschrei. Die Gräfin richtete ihre Blicke zunächst auf sie, die einen steifen Knicks machte und von der hohen Gnade zu sprechen anfing, welche — allein die Gräfin winkte ihr Schweigen, klingelte, der Kammerdiener erschien: „Die Frau kann nach Hause gefahren werden."

Die Dummeier war eine kleine rundliche Figur mit blondem Haar, blauen Augen, glänzendrothen Backen, ihr Säugling, ein Mädchen, sog mit vollen Zügen an der Mutter Brust, welche sie offen zeigte.

Der Doctor lächelte zufrieden. „Ew. Excellenz", sagte er, „wissen immer das Rechte zu treffen, ich würde der Dummeier unbedingt den Vorzug gegeben haben."

Die Gräfin setzte sich und hieß die Dummeier näher treten.

„Wie alt ist Sie?“

„Drüttig Jahre, ähre Gnaden.“

„Wie heißt Sie?“

„Anne Marie Dummeier.“

„Wie kann Sie einen so dummen Namen haben?“

„Da möt ähre Gnaden ähren selgen Großvadern fragen. In genner Tiet harr de Anarwin van de Bullmeierstähe Nr. 1 in Eckenhusen ä Kind, woto se den Vader nich nönen dörfft. Aehr Großvader, de ohle selge Graf, gav ähr sinen Kutscher Johann ans Brägam, und hat düssen in'n Meierbrev Dummeier nönnt. Is aber nich mien Mann, dat Kind, was 'ne Deren. Mien Mann kamm erst, ans sien Vader Johann all siev Jahr frehet härre.“

Die Gräfin schien zu begreifen. „Sie gefällt mir, kann meine Amme werden für guten Lohn.“

„Danke ähre Gnaden; Hans Dummeier's Nr. 1 Frue bruket nich fär Lohn to deinen.“

„Was, Sie weigert sich? Dummeier ist mein Meier, der Hof ist mein Eigenthum!“

„Neh, ähre Gnaden.“

„Was, nein? Ist es nicht so?“

„Weiht nich, ähre Gnaden, arwet doch de Hoff

up miene Kinner, un dat Avmeiern geiht nich so lichte. Will woll dat gnädge Kind sogen, aber —"

„Aber? Will Sie mir Bedingungen stellen?"

„Ja, Gnaden, mott miene Anne Marie bie mie beholen, hebbe Melk fär tweh Kinner, un denn, wenn deselben entwähnt sind, mott ick'n Frebrev hebben fär mienen Mann. Schall'n frehen Meierburn währn, als mien Vader wöhr."

„Sie gefällt mir, es sei, ich werde Sie rufen lassen, oder was besser ist, ich lasse Sie schon morgen abholen und sie richtet sich hier schon häuslich ein."

Ehe Anne Marie antworten konnte, stand die Gräfin auf und reichte ihr die Hand. Sie sah das Kind, welches sie freundlich anlächelte, mit Wohlgefallen an, ließ es sich reichen und küßte es. Das gewann ihr das Herz der Mutter.

Nach drei Tagen gebar die Gräfin ohne Beschwerden. Es war aber kein Stammhalter, es war nur eine Tochter. Die Gräfin mochte das Kind, nachdem sie es gesehen, nicht leiden, sie wies es von sich, glich es doch dem ungetreuen Vater, dem russischen Gesandten in Berlin. Da sie selbst überreiche Nahrung für ein Kind hatte, ließ sie sich, wenn es ihr just beliebte, das Kind von der Anne Marie Dummeier bringen, um es an die Brust zu nehmen.

Für die begleitenden Cavaliere war das Ereigniß der Niederkunft das der Abreise.

Sie brachten dem Grafen die Nachricht, daß ihm eine Tochter geboren sei, und er stellte sich pflichtschuldig in Heustedt ein, um sich zu diesem glücklichen Ereigniß Glück wünschen zu lassen, und der Gemahlin sein Bedauern auszusprechen, daß für seine Lehngüter kein Erbe geboren sei.

Sechs Wochen später war Kindtaufe. Das Kind ward auf den Namen Olga getauft. Herren und Damen aus erster Gesellschaft waren zum Kindtaufsfest gebeten, und der landsässige Adel der Umgegend war zahlreich vertreten.

Die Herrschaften dinirten im Schlosse, während im Park in den auferbauten Zelten das Volksfest schon am Nachmittage begann. Das Hauptzelt genügte allen Ansprüchen. Es faßte die gesammte tanzlustige Welt Heustedts wie die zu dem Feste eingeladenen Meierleute und die nicht mit Aufwarten beschäftigten Dienstleute des Schlosses. Auf einem erhöhten Rundsitz in der Mitte hatte die Musik des nächstgarnisonirenden Husarenregiments Platz genommen. Nach vier Seiten von diesem Mittelpunkte erstreckten sich vier Tanzsalons mit gedielten Fußböden und Leinwandbedachung. Die Zwischenräume auf dem abgeschorenen weichen Rasen

des Parks waren mit langen Tafeln, runden Tischen, Bänken und Stühlen bedeckt, um den Nichttanzenden Sitze zu gewähren.

Vor dem Tanzsalon, der nach dem großen Parkwege zum Schlosse mündete, war das Privatzelt der Excellenzen gebaut, ein türkisches Zelt von einem starken Holzgerippe mit Wänden und Bedachung von feinem rothen Wollstoffe, die, je nachdem Sonne oder Wind belästigten, verschiebbar waren. Es hatte Raum, um 20—30 Personen auf weichen Divans Platz zu geben, und war im Innern auf das comfortabelste eingerichtet. Rings um dasselbe waren auch die Boskets zu lieblichen Lauben und Gängen im Freien eingerichtet, um den speciellen Gästen die Möglichkeit zu gewähren, im Freien Platz zu nehmen, sich absondern und etwa eine Pfeife rauchen zu können, was einigen der alten Herren, Excellenz Wildhausen selbst an der Spitze, ein unerlaßliches Bedürfniß war.

Der anschließende Salon war für die Tanzlustigen, welche schon vom heißen Nachmittag an sich diesem Vergnügen hingaben, freigelassen, in dem nächstfolgenden zur rechten Seite hatten sich die oststädter Bürger gesammelt, nach Süden zu tanzten, auf Rath des Hofmeiers: „weil weit vom Schloß und nahe beim Bier der beste Platz sei", die Dienstleute und einige

Dutzend von den Meierbauern der Gräfin, dann rechts vom gräflichen Salon die Weststädter.

Hinter dem Salon der Dienstleute waren Buden aufgeschlagen, in denen Kaffee und Kuchen, Bier und kalter Braten, Limonade und Mandelmilch nach Wunsch der Fordernden verabreicht wurde. Branntwein im Park zu trinken war streng untersagt, dagegen sollten am Abend einige Fässer Wein aufgelegt werden.

Bei dem Diner im Schlosse ging es gleichfalls hoch her, und war man viel vergnügter und freier als bei sonstigen Galadiners der Gräfin.

Das kam daher, weil man ganz unter sich war. Der Schloßprediger, der das Kind getauft hatte, war der einzige Bürgerliche in der Gesellschaft. Dann aber waren es nicht dieselben Gesichter, die man immer sah, die Landjunker aus der nächsten Nachbarschaft, ein immer lustiges Völkchen, wenn es etwas Gutes zu essen und zu trinken gab.

Der frühere Staatsminister und Chef aller Landes-collegien in Bremen und Verden, der Geheimrath von Bodenhausen, ein alter College und Freund des Vaters der Gräfin, wie befreundet dem Grafen Wildhausen, hatte sich in Verden zum Besuch befunden und war eingeladen.

Er hatte seinen Stiefsohn bei sich, den erst kürzlich

zum Regierungsrath in Lauenburg ernannten Friedrich Ludwig von Berlepsch, da er dessen früh zur Witwe gewordene Mutter, eine Tochter des Grafen von Hardenberg, geheirathet.

Bodenhausen war früher längere Zeit in England um Georg II. gewesen und konnte mit der Gräfin, die er zu Tische geführt, über Personen und Zustände des Hofs in London wie den des Prinzen von Wales plaudern. Der junge Berlepsch hatte sich die schöne Frau von Bardenfleth zur Tischnachbarin erkoren, deren Gemahl dadurch freie Hand bekam, die Landräthin von Vogelsang zu führen. Der Oberhauptmännin von Schlump wurde die hohe Ehre zutheil, von Excellenz von Wildhausen geführt zu werden. Herr von Teufel hatte die Excellenz Bodenhausen zur Nachbarin, das Kind Adele war von einem Husarenoffizier, Otto von Wangenheim, geführt. Jede Dame war mit ihrem Cavalier, und so umgekehrt, zufrieden, wie es selten bei größern Gesellschaften vorkommt.

Merkwürdigerweise waren zwei der Anwesenden Nachkommen jener beiden Ritter, die Luther auf seiner Rückreise von Worms bei der Luthereiche in der Nähe von Altenstein überfielen und in sichern Verwahrsam auf die Wartburg brachten, nämlich des Hund von Wangenheim und des Schloßhauptmanns von Berlepsch.

Man beschäftigte sich bei Tische aber mit ganz andern Angelegenheiten als dergleichen Erinnerungen, und wie man vom Tische aufstand, war die Baronin von Bardenfleth nicht nur sich bewußt, eine neue Eroberung gemacht zu haben, sondern die prüfenden Blicke, welche die Gnädigste bei Tische vom Vater auf den Stiefsohn geworfen, waren ihr auch Beweis, daß sie um diese Eroberung beneidet wurde.

Man hatte prachtvoll gegessen und Weine getrunken, die noch vom Großvater her im Keller lagen. Die griechischen und sicilianischen Dessertweine hatten das Blut der Damen schneller wallen gemacht, als man in den reservirten Park ging, den Kaffee einzunehmen. So schön auch hier alles arrangirt war, gar zu verlockend schallte vom Zelte her die Tanzmusik herüber, es trieb die Damen zum Tanz. Melusine hatte es schlau zu veranstalten gewußt, daß der Stiefvater den Stiefsohn zu seinem Stellvertreter herrief, um den Tanz der Crême zu eröffnen. Die Baronin Bardenfleth wurde blaß, als sie Berlepsch durch Excellenz Bodenhausen von ihrer Seite zu der Gräfin geführt sah, sie ahnte mit weiblichem Instinct die Absicht, und ihr Auge zauberte den Husarenoffizier zu ihr, der „das Kind" treulos verließ, das einen

Landjunker aus dem benachbarten Hoya als Ersatz annahm.

Als die Herrschaften den reservirten Park verließen, um sich nach dem türkischen Zelte zu begeben, eilten Sendboden nach verschiedenen Theilen der Stadt.

Die Honoratioren, die Korn- und Amtsschreiber, Bürgermeister und Gerichtshalter, Aerzte und Advocaten, welche zum Diner keine Einladungen erhalten, hatten sich nämlich verabredet, nicht früher bei dem Volksfeste zu erscheinen, als bis die Gräfin erschienen sei. Es dauerte aber keine Viertelstunde, so fehlte niemand mehr, denn alle hatten des Augenblickes schon mit Sehnsucht geharrt und die Advocatinnen der Trias waren schon in dem entlegenern, an der Hohen Brücke belegenen Theile des Parks versammelt, um nichts zu versäumen.

Excellenz Melusine von Wildhausen und Berlepsch eröffneten den Tanz im vierten Salon. Man wollte in den übrigen Salons pausiren, aber die Gräfin befahl, daß dort fortgetanzt werde. Berlepsch tanzte schön, aber er trug nichts bei zu den Kosten der Unterhaltung, er war zerstreut, sein Blick schweifte oft nach Otto von Wangenheim und seiner Tänzerin. Selbst wenn der Cavalier minder stattlich gewesen wäre, würde Melusine, schon um die Bardenfleth zu

züchtigen, nichts unterlassen haben, um denselben an sich zu fesseln. Und sie that ihr Möglichstes, ihre Blicke sprühten Feuer, alle ihre Bewegungen verriethen Leidenschaft, aber Berlepsch wurde nur stummer, kälter, zurückhaltender. Melusine glühte vor Zorn, als er sie ins türkische Zelt zurückgeführt hatte und sich nun sofort zur Baronin Bardenfleth wendete, sich bei ihr ziemlich laut entschuldigte, daß die Pflichten der Gastfreundschaft überwogen hätten über süßere Pflichten der Freundschaft, und er erst jetzt von der bei Tisch ihm gnädigst ertheilten Erlaubniß Gebrauch machen könne, um den nächsten Tanz zu bitten. Hätte die Gräfin auch kein Wort von dem verstanden, was Berlepsch sagte, während keine Silbe ihr entgangen war, der triumphirende Blick der Bardenfleth würde es ihr gesagt haben, daß diese über sie gesiegt.

Der Gegenblick loderte voll Haß und Rache, und sehr wahrscheinlich trug dieser Moment die Schuld, daß mehr als zwanzig Jahre später Berlepsch's Name in den Annalen der leidenden Menschheit einen Platz fand und ein Broschürenstreit im Lande der Welfen geführt wurde, der seinesgleichen nie wieder erlebt.

Die Gräfin, so exclusiv sie war, so sehr sie im Innern das Volk verachtete, konnte sich doch einem Volksfeste ganz hingeben. War es doch in ihrer Jugend

in England Sitte gewesen, daß die vornehmsten Cavaliere sich in Bettlerkleider hüllten, um sich unter das Volk zu mischen, und daß einzelne Damen das nachahmten. Die Gräfin nahm den Arm Otto's von Wangenheim, um sich von ihm von Salon zu Salon führen zu lassen und in jedem derselben zu tanzen, freundliche Worte zu spenden, zum Vergnügtsein zu ermuntern. Man sah heute nichts von der Excellenz, man sah nur ein schönes, liebedürstendes, liebenswürdiges Weib, bestrebt, allen ihren Gästen Vergnügen zu bereiten. Selbst dem eigenen Manne widerfuhr das noch nicht Geschehene, daß sie ihn umschmeichelte, ihn halb mit Gewalt nöthigte, mit ihr eine Menuet zu tanzen. Da die bürgerlichen Herren der ersten Gesellschaft es nicht zu wagen schienen, die Gräfin zum Tanz aufzufordern, so war sie selbst es, welche den Forsteleven Oskar Baumgarten zum Tanze entbieten ließ. Je mehr die Kühle des Abends hereinbrach, je mehr steigerte sich die Lust. Hinten beim Zelt der Dienerschaft wurden die Weinfässer aufgelegt, im türkischen Zelte und dessen näherer Umgebung die Champagnerflaschen entkorkt. Graf Wildhausen, Excellenz Bodenhausen und Landrath von Vogelsang saßen bei Austern und Rheinwein. Frau Landräthin wurde von dem Baron Bardenfleth zum Langtanz geführt, und

er flüsterte ihr so viel zu, daß sie ein über das andere mal bis an den Hals erröthete. Die Frau von Bardenfleth und Berlepsch erholten sich vom Tanz in sentimentalen Betrachtungen über den Abendstern durch einen Spaziergang im Park und stießen dabei auf das Kind Adele, die mit dem Landjunker ähnliche Betrachtungen in einer beinahe ausgeblühten Jasminlaube anstellte.

Seitdem die Gräfin erschienen war, hatte man nur künstliche Tänze, wie sie das Volk nannte, getanzt, Menuets, Quadrillen, Ecossaisen. Die Gräfin befahl jetzt einen Walzer und schwebte in dem derzeit üblichen langsam rhythmischen Takt im Arme des überglücklichen Oskar Baumgarten dahin. Aber inmitten des Tanzes hielt sie inne, griff nach ihrem Kopfe und ließ sich durch den Tänzer in das türkische Zelt führen. Es gab keinen geringen Aufstand, man drängte sich von allen Seiten um dieselbe. „Frisches Wasser", befahl sie mit aller Energie, „und Fortsetzung des Tanzes." Man brachte Wasser. Der alte Haushofmeister eilte bestürzt herbei. Die Gräfin hatte sich erholt, sie flüsterte dem Haushofmeister einige Worte zu und befahl dann mit der Illumination des Parks zu beginnen. Ueber Hitze, beengte Luft und Kopfweh klagend, erbat sie sich den Arm ihres Tänzers zu einem Gange im Park. Excellenz schlug den nächsten Weg zum Geheimpark ein,

wo schon der Haushofmeister sie empfing und das verschlossene Thor öffnete.

Nachdem sie sich auf der ersten Bank, wo damals, als Oskar zum Tempel geschlichen, der Haushofmeister schlief, einige Minuten ausgeruht und tief Athem geschöpft hatte, erhob sie sich anscheinend gestärkt, griff aber nach dem Arm ihres bisherigen Führers, der sie bis dahin lautlos angeschaut. „Geleite Er mich zum chinesischen Pavillon, dort ist die Luft freier, ich fühle mich in diesem Bosket, in diesem Rosenduft und Blumengeruch noch mehr beängstigt.“

„Wie Excellenz befehlen“, stammelte der Forsteleve.

Beide gingen einige Schritte schweigend, dann lehnte sich die Gnädigste näher an ihren Begleiter und sah ihn mit einem halb verschämten, halb herausfordernden Blicke an. „Ich sollte Ihm zürnen“, sagte sie lächelnd; „Er ist ein neugieriger Bursche, höre ich, hat meine Geheimnisse zu erlauschen gesucht, hat eine Zeichnung von meinem chinesischen Zimmerchen verfertigt und herumgebracht.“

„Gnädigste Excellenz“, sagte jener und senkte sich auf die Knie. „Verzeihung, ich wußte nicht, was ich that, ich hatte keine Ahnung, welche Göttin —“

„Stehe Er auf“, sagte sie streng, „ich halte Ihn für einen wohlerzogenen Mann und verzeihe Ihm.

Zum Beweis dessen werde ich Ihm die Geheimnisse des Pavillons zeigen. Wird Er schweigen können?"

Der Jüngling faßte die Hand und drückte einen Kuß auf den Handschuh, abermals bereit, auf das Knie zu sinken.

„Laß Er das! Finde ich Ihn verschwiegen und treu, so kann Er meiner Protection sicher sein"; und sie zog die Handschuhe aus und reichte ihm die weiße schöne Hand zum Kusse.

Der entzückte Forsteleve geleitete die Gräfin auf demselben Wege zum Pavillon, den er vor acht Wochen entdeckt, sein Puls klopfte auf dem Wege durch das Buschlabyrinth, auf dem die Gräfin voranschritt, noch schneller als damals, und beinahe athemlos kam er oben an. Die Gräfin ließ ihn verweilen, während sie die Thür öffnete.

Die Tanzmusik hatte aufgehört, aus dem Park erscholl ein unbestimmtes Geräusch, hier und da wurden Lampions und bunte chinesische Laternen sichtbar. Plötzlich erscholl ein lautes, zischendes Geräusch, ein Dutzend Raketen flog in die Luft und ein tausendstimmiges Ah! wie einzelne Bravos erschallten. Ehe es noch wieder dunkelte, hatte die Gräfin Oskar's Hand ergriffen, ihn in das chinesische Zimmer geführt, das erleuchtet war, und dasselbe geschlossen. —

Den drei Fürsprecherinnen der Trias war heute

eine beinahe übermenschliche, mindestens überweibliche Arbeit zugefallen.

Sie hatten sich stillschweigend vereint, die Gräfin und alles, was in Beziehung auf sie und ihre Gäste vorging, zu beobachten, aber ebenso waren sie förmlich erpicht darauf, die Nebenbuhlerinnen ihrer Patronessen zu beobachten, und wenn es ging, diese vor den Beobachtungen ihrer Genossen zu schützen, deren Beobachtungen abzulenken. Gab nun freilich die Oberhauptmännin von Schlump keine Ursache, die Aufmerksamkeit der Frau Amtsschreiberin Motz von ihrem Ziele abzulenken, so desto mehr das Kind Adele, in dem der Syrakuser eine ganz besondere Lebhaftigkeit erregt hatte. Man kannte das schüchterne Kind kaum wieder, die sonst matten blauen Augen glühten und sahen sich begehrlich um, die Schönpflästerchen waren von Schweiß mitsammt der rothen und weißen Schminke in eine gewisse Flüssigkeit gekommen, die keineswegs zur Erhöhung ihrer Schönheit beitrug, dennoch war es der Amtsschreiberin unmöglich, näher zu ihr zu treten, da sie entweder im Kreise der Tanzenden weilte oder mit ihrem Tänzer promenirte.

Fräulein Emilie Bardeleben wußte gar nicht, was sie heute von ihrer Freundin, der Landräthin von Vogelsang, denken sollte, der Baron Bardenfleth auffallender als

jemals die Cour machte, und doch interessirte sie noch mehr das intime Verhältniß, das sich in so kurzer Zeit zwischen der Baronin und dem fremden Regierungsrath entsponnen, sowie die ausnehmende Herablassung und Liebenswürdigkeit der Gräfin. Jungfer Puvogel war erzürnter auf das „dicke Weib" als auf die Gräfin, denn diese blieb nicht ewig in Heustedt, wenn aber die Vogelsang ihrer Gönnerin vorgezogen würde, das wäre ja zu schlecht. Nur Fräulein von Spitznas blieb sich treu, sie ließ, soweit sie folgen konnte, keinen Schritt und Tritt, keinen Blick, keine Handbewegung der Gnädigsten aus dem Auge, und sie hatte richtig combinirt, als sie sich schon vor deren Schwindelanfall aus dem türkischen Zelt entfernte und dem reservirten Park auf Um- und Schleichwegen zueilte.

Aber sie sah nur die Thür hinter der Gräfin und Oskar schließen, genug freilich für Médisance, wenn auch zu wenig für ihren Wissensdrang. Das Feuerwerk, welches auf dem Hochwiehe abgebrannt wurde, zog den bei weitem größten Theil der Zuschauer nach dem Theil des Parks, wo dieser an die Graft stieß.

Feuerräder und Feuerregen, Feuertöpfe und bengalische Flammen wechselten mit Raketen und Schwärmern, welche letztere oft auch im Park selbst im Gebüsch aufknallten und die Zuschauer auseinandersprengten.

Nur die alten Herren waren bei der Flasche geblieben. Plötzlich stand die Gräfin unter ihnen und forderte sie auf, vor das Zelt zu treten. Es erfolgten einige Kanonenschläge und dann erglänzte in entgegengesetzter Richtung von dem bisherigen Feuerwerke, nach der Stadtseite zu, wo eine Reihe von italienischen Pappeln die Stallgebäude vom Park schied, ein neues Feuerbild. In dieser Pappelreihe bis zu den obersten Spitzen trat der Namenszug des Grafen und der Gräfin mit der Grafenkrone darüber, und darunter der Name Olga in Brillantfeuer hervor.

Alles drängte jetzt nach dieser Seite. Als die Namenszüge nach und nach erloschen, erglänzte der ganze Platz vor dem türkischen Zelt in rothen und weißen bengalischen Flammen, und der Rentmeister führte einen Zug Dienerschaft und Bauern vor das Zelt, welche die gnädige Herrschaft und die Comtesse Olga hochleben ließen.

Das Volk stimmte ein, bis sich die Musik wieder an ihren Platz begab und von neuem zum Tanz aufspielte.

Im Gedränge des Feuerwerks hatte ein Aufpasser den andern aus den Augen verloren und war namentlich Fräulein Spitznas sehr erstaunt, die Gräfin vor dem Zelte an der Seite ihres Gemahls wiederzufinden,

während sie selbst doch den Eingang zum Geheimpark in der ganzen Zeit nicht aus den Augen gelassen.

Obwol man bis tief in die Nacht tanzte, hatte doch Herr von Berlepsch nicht mehr die mehrfach erbetene Gnade eines Tanzes mit der Gräfin erlangt. Nur auf Veranlassung der Baronin von Bardenfleth hatte sich Berlepsch zu der Bitte um diese Tänze bequemt.

Das Sommerfest würde noch länger, bis an den Morgen gedauert haben, hätte nicht plötzlich ein heftiger Windstoß schwarze Wolken über den bisher sternenhellen Horizont hergetrieben, rollender Donner und Wetterleuchten sich von Westen geltend gemacht. Das Fest gab aber den Heustedtern, der Societät sowol als dem Volke, Stoff zum Klatschen auf ein Jahr.

Fünftes Kapitel.

Karoline Mathilde.

Wer im Jahre 1773 vor der Stadt Hannover nach den städtischen im Walde liegenden Schenken, dem Listerthurm und dem Pferdethurm, spazieren wollte, hatte es nicht so bequem wie heute. Zwar war vom Steinthore aus ein breiter Heerweg nach Celle in Anlage begriffen, und die mächtigen Linden, die heute noch diesen Weg schmücken, standen dort schon als junge Stämmchen, aber der Weg selbst war im Winter und Frühjahr Ein Morast, im Sommer Ein Staub. Der Posthof war bis zum Listerthurme das einzige Haus am Wege, der noch gänzlich schattenlos war.

Durch das magere Steinthorfeld schlich sich zwar ein Feldweg nach dem Blattern-Hospital, welches wir jetzt das Neue Haus nennen; aber da, wo jetzt ein neuer Stadttheil mit einer prangenden Königsstraße entstanden, wo unaufhörlich Locomotiven sich bewegen, und eine kleine Armee Fabrikarbeiter beschäftigt ist,

wurden damals höchstens Erbsen und Bohnen neben Kartoffeln und Kohl gebaut. Vom Neuen Hause nach dem Listerthurme gab es nur einige Schleichwege und einen schmalen Holzweg neben dem Holzgraben. Vom Listerthurme nach dem Pferdethurme glaubte man sich in einen undurchdringlichen Urwald versetzt, nur wenige Kundige, welche den Lauf der Abzugsgräben genauer kannten, Jäger und Forstbediente, oder ein die Einsamkeit suchendes Liebespaar, wagten es auf diesem Wege vorzudringen.

Vom Egidienthore aus ging dann an der Stelle, wo heute eine schöne gepflasterte Chaussee zum Zoologischen Garten und tiefer in das Holz führt, ein schwarzer schmuziger Holzweg nach Osten, nordwestlich neben dem Schiffgraben her, in nasser Jahreszeit kaum zu passiren. Neben dem mit Ulmen und jungen Weiden bepflanzten linken Ufer des Schiffgrabens lief wie noch heute ein Fußweg. Endlich führte auch die Braunschweiger Straße dem Theile der Eilenriede zu, in welchem der Pferdethurm lag. Auf allen diesen Wegen wogten nun am 20. Juli 1773 viele Tausende von neugierigen Hannoveranern und, wie sich von selbst versteht, auch Hannoveranerinnen zu Wagen, zu Roß und zu Fuße. Es war noch sehr früh am Morgen, und der Thau glänzte auf Gräsern und dem Nieder-

holze, als die gesammte Eilenriede schon so lebendig war, wie sie es jetzt nur an einem Pfingstmorgen zu sein pflegt. Es bewegten sich aber alle in der Richtung nach dem Pferdethurme. Hier waren Ehrenpforten errichtet, das ganze Haus war mit Grün ausgeschmückt, der Salon des Hauses mit Marmorplatten belegt. Man erwartete Karoline Mathilde, die unglückliche Königin von Dänemark, welche seit dem Frühjahre in Celle residirte und die jetzt ein Artilleriemanöver in Bischofshole ansehen wollte.

Der Pferdethurm war zu ihrem Absteigequartier bestimmt, und hier, soweit Wagen nicht hinderten, hatten sich viele Hunderte auf den hölzernen Bänken und im feuchten Grase gelagert, um die Königin, die zum ersten mal nach Hannover kam, zu schauen. Der Haupttrupp zog aber nach Bischofshole, wo der Hofstaat selbst die Königin erwartete. Ein großes türkisches Zelt war zu dem Ende hier aufgeschlagen, daneben ein Retiradezelt für die Königin, und zwei andere Zelte für deren Begleitung. Aber auch hier wurden die Neugierigen durch Wachen abgewehrt.

Hinter der ersten Batterie nach Kirchrode zu befand sich auf einer Anhöhe aber das sogenannte Offizierzelt und eine große Menge Schenkzelte. Marketenderinnen hatten unter ausgespannten Ascherlaken ihre

Butiken aufgeschlagen und verzapften Broyhan, Brannt-wein und echt spanische Weine, wie sie keck behaup-teten, dem durstigen Publikum und etwa müßi-gen Soldaten. Der schönen Welt wurde auch ge-stattet, sich von den Strapazen des Weges und dem heißen Stich der Julisonne in den Schatten des Offizierzeltes zu flüchten, wo indeß nur wenige wacht-habende Offiziere Muße hatten, den Schönheiten die Cour zu machen.

Es hatte noch nicht acht Uhr auf den Thürmen Hannovers geschlagen, als die königlich kurfürstlichen Hofequipagen, welche der Königin bis Bothfeld ent-gegengeschickt waren, eintrafen.

Nach sehr kurzem Aufenthalte am Pferdethurm fuhr man weiter, der Reisestallmeister Einfeld, der Oberbereiter Redeker und ein Stallmeister aus dem Gefolge der Königin selbst, Claasing, ritten den vier Equipagen voran.

Karoline Mathilde saß in dem ersten mit sechs Schimmeln bespannten Wagen, neben ihr die Ober-hofmeisterin von Omptеda, ihr gegenüber die Fräulein von Rüxleben und von Bülow. In der Mitte zwischen Königin und Oberhofmeisterin saß ein kaum sechsjähri-ges Kind, die Tochter des Oberhauptmanns von Bennigsen zu Banteln, welche Karoline Mathilde zur

Erziehung zu sich genommen. Im zweiten Wagen folgte der Oberhofmarschall von Lichtenstein, Oberhofmeister von Hohenholz und Kammerjunker von Spörken. Die folgenden Wagen hatten die Duenna der kleinen Sophie Bennigsen, Kammerfrauen, Kammerdiener, einen Friseur und dergleichen zu Insassen. Die zweiundzwanzigjährige Königin im Reisecostüm von blauer Seide, auf dem Haupte einen gleichfarbigen spitzgethürmten Reisehut mit wallenden weißen Federn reich verziert, — gewährte ein liebliches Bild. Das einzig Unschöne an ihr, das farblose flächserne Haar, war durch Puder verdeckt. Ihr Teint, so weiß und glänzend, wie man ihn nur bei Engländerinnen sieht, hätte der zwei Schönpfläſterchen auf der Stirn und in der Nähe des Kinns wahrlich nicht bedurft. Den rothen Wangen sah man es an, daß Schminke ihnen fremd war, die Zähne waren von tadelloser Weiße und dem schönsten Ebenmaße, die Lippen üppig gewölbt und schön gefärbt. Große hellblaue Augen, denen man ansah, daß sie Thränen kannten, lächelten heute im freundlichsten Glanze auf die Umgebung; das ganze Aussehen der Königin war so, wie wenn sie einem freudigen Ereignisse entgegensähe.

Karoline Mathilde war das neunte Kind des schon vor ihrer Geburt gestorbenen Prinzen von Wales, des

ältesten der Söhne Georg's II. und der Prinzessin Auguste von Gotha. Funfzehnjährig, dem siebzehnjährigen Könige Christian VII. von Dänemark am 1. October 1766 im Geheimrathssaale des Saint-James-palastes durch einen Stellvertreter angetraut, — war sie über Holland und Hannover nach Dänemark dem ihr Unbekannten entgegengereist.

Der junge König schien damals, als er seine Frau im Schlosse Roeskilde zum ersten mal erblickte, so hingerissen von ihrer Schönheit, daß er Hofceremoniell und den zornigen Blick seiner Großmama vergaß und seine Frau in Gegenwart aller Anwesenden umarmte und küßte.

Das war aber zwei andern Königinnen nicht recht, die neben Mathilde zu der Zeit in Dänemark lebten und es beherrschten, mindestens nach Herrschaft dürsteten. Denn liebte der König die schöne Mathilde, so konnte diese ihn zum Selbstherrscher erziehen, oder die Gewalt selbst an sich reißen. Diese war aber so süß. Das hatte die Großmutter des jungen Königs, die sechsundsechzigjährige Sophie Magdalena von Brandenburg-Kulmbach, während Lebzeiten ihres Mannes erfahren, während der Regierung ihres Sohnes entbehrt. Sie war sehr fromm und hielt sich von Gott berufen, dem Enkel die schweren Sorgen des Regiments abzunehmen.

Das Gleiche erstrebte aber auch die erst achtunddreißig Jahre alte Stiefmutter des Königs, die listige und verschlagene Juliane Marie von Wolfenbüttel, wenn nicht für sich, doch für ihren Sohn, den Erbprinzen Friedrich. Sie lebte anscheinend in größter Zurückgezogenheit im Schlosse Friedensburg, um ihren Gemahl Friedrich V. trauernd, den sie nie geliebt und der sie gehaßt hatte, spann aber von hier ihre Netze um den Stiefsohn.

Ihre Creatur, der Hofjunker Graf Konrad von Holk, wußte schon früh den König zu Ausschweifungen zu verführen, er vermittelte die Bekanntschaft desselben mit der ihrer kleinen Füße wegen berühmt-berüchtigten „Stiefelettkatharine". Der junge Monarch war einer tiefen und nachhaltenden Neigung nicht fähig, schon einen Monat nach Ankunft der Königin war sein Liebesfieber erloschen. Die Franzosen sehen in solchen Dingen scharf, und der französische Gesandte Ogier, der über die Hofzustände nach Paris berichtete, meinte: „Eine noch größere Liebenswürdigkeit würde nicht hinreichen, die Königin von ihrem Schicksale zu befreien, da der König der Ansicht sei, es gehöre nicht zum guten Tone (n'est pas du bon air), seine Frau zu lieben."

Diejenigen, welche die Ausschweifungen des Königs

entschuldigten, gaben der Königin schuld, sie habe auf den Rath der Oberhofmeisterin Frau von Plessen durch scheinbare Sprödigkeit und Zurückhaltung den heißblütigen König noch mehr entflammen wollen, ihn bei Abendvisiten zurückgetrieben, dadurch aber gerade in die Arme der Stiefelettkatharine zurückgedrängt. Aber mochte Mathilde den König, wenn er im halbtrunkenen Zustande Einlaß in ihre Gemächer begehrte, auch wol einmal zurückgewiesen haben, sein Geist war schon bei ihrer Ankunft von Grund aus verderbt, sein Körper geschwächt. Er liebte nur nächtliches Umherstreifen in den Gassen, Prügeleien mit Nachtwächtern, Eindringen in gemeine Häuser, und was dahin gehört.

Die Schwangerschaft der Königin, obgleich sie Veranlassung gab zu einer Reihe von Festlichkeiten des Hoflagers, wo Schauspiele, Bälle, Maskeraden, trotz aller Finanznoth, eins das andere verdrängten, nahm der König dann vollends zum Vorwande, sich dem Zwange des Hofes zu entziehen und den Lustbarkeiten, die Holk auf dem Blaagaard (blauem Hofe) vor dem Norderthore Kopenhagens anordnete, sich ganz hinzugeben.

Im Hause der Stiefelettkatharine hielt sich ein etwa funfzehn- bis sechzehnjähriger Knabe auf, ein echter kopenhagener Straßenjunge, Klaas genannt, ein ge-

borener Jüte. Man erfuhr nie recht, woher derselbe eigentlich stammte; Katharine gab ihn für den Sohn ihrer verstorbenen Schwester aus. Böswillige behaupteten, es sei ihr eigener Sohn, obgleich das höchst unwahrscheinlich war. Andere wollten wissen, es sei ihr eigentlicher Liebhaber, oder sie erziehe ihn zu ihrem künftigen Ehemann. Klaas war bei dem nächtlichen Umherschwärmen ein unzertrennlicher Begleiter des Königs gewesen, den er durch seine Stärke und Gewandtheit mehr als einmal vor Prügeln gerettet.

Nachdem Holk zum Hofmarschall ernannt war, zog er auf Befehl des Königs Klaas, der fortan Claasing genannt wurde, an den Hof, mindestens erhielt er die Stelle eines Bereiters im Marstalle.

Als aber der König 1768 seine große Reise durch England, Frankreich, Holland und Deutschland antrat, mit zahlreichem Gefolge, verlangte er, daß sein Klaas, wie er ihn noch immer nannte, unter seinem Gefolge sein sollte. Er mußte, da er in der That zu knabenhaften Dingen die meiste Lust hatte, da sein Kammerpage von Warnstedt ihm zu ernst war, Holk's Orgien zu viel Anstrengungen erforderten, des neuen Leibarztes Struensee Adlerblick ihn förmlich einschüchterte, einen jüngern Knaben bei sich haben, mit dem er Knabenstreiche treiben, Loup spielen, hauptsächlich seinem

Lieblingsvergnügen nachgehen, sich balgen und seine körperliche Gewandtheit zeigen konnte. Claasing war aber innerhalb eines Jahres aus einem Straßenbuben ein feines Herrlein geworden, der sich an jedem Hoflager sehen lassen konnte, und der von den Damen sehr begünstigt wurde. Groß, schlank, mit muskulösen Beinen und Armen, trug er einen feingeschnittenen Kopf, der eher an einen Italiener als an einen Jüten erinnerte, auf breiten Schultern. Er war bald der beste Reiter und Fechter, hatte die deutsche wie französische Sprache mit Fertigkeit erlernt, und würde, wenn er mehr Lebenserfahrung gehabt hätte, den Grafen Holk leicht aus seiner Günstlingsstelle haben verdrängen können. Claasing hatte aber keinen Ehrgeiz, er hatte nur eine Leidenschaft, die ihm angeboren schien, das Spiel, und er spielte unglücklich seit seinen Kinderjahren, wo er mit andern Buben um Reichs-Schillinge, die er sich ergaunert oder von der Tante geschenkt erhalten hatte, knöchelte.

Obgleich der König auf der Reise das Geld in aller Weise verschwendete und Claasing häufig mit großen Geschenken überhäufte, wenn dieser im Wolfspiel verloren hatte, ließ es diesem doch keine Ruhe, bis er sein so gewonnenes Geld im Spiel mit seinen Kameraden oder in den Spielhäusern großer

Städte, die er instinctmäßig auffand, angebracht hatte, sodaß er oft den Leibarzt um ein Darlehn angehen mußte. Struensee gab solches gern, erfuhr er doch bei solcher Gelegenheit manches von dem, was ihm über das Treiben des Königs geheimgehalten wurde.

Als der zum Ehrenbürger von London ernannte, von der Universität Oxford zum Doctor juris civilis creirte, von dem königlichen Schwager, den Schwägerinnen, der Stadt London und dem Adel mit dem größten Luxus bewirthete Christian VII., um sich zu revanchiren, seinen berühmten Maskenball vom 10. October 1768 gab, hatte eine englische Herzogin den schlanken Jüten in ein reservirtes kostbar geschmücktes Gemach entführt, ihm mit dem letzten Kusse eine Diamantbrosche, die sie vom Busen nahm, in die Hand gedrückt, für deren Werth er in Deutschland oder Holstein ein Rittergut hätte kaufen können. Aber obgleich schon am 14. October die Jacht Mary den König und sein Gefolge nach Calais brachte, mußte Claasing schon auf dem Schiffe Struensee's Geldhülfe in Anspruch nehmen, während er ihm mittheilte, was der „nordische Bösewicht“, so nannten die Damen der Gesellschaft den König, ihm selbst über sein Begegnen mit der Gräfin Talbot erzählt hatte.

Bei der Schamlosigkeit, mit der die vornehmsten

Frauen in England, Frankreich und Deutschland sich dem jungen Könige darboten, brauchte Holk, der Macher für Juliane, zu kopenhagener Mitteln seine Zuflucht nicht mehr zu nehmen, und Struensee's wohlmeinender Rath ward erst dann berücksichtigt, als eine ernsthaftere Krankheit den König einige Zeit ans Bett fesselte. Von dieser Zeit an wirkten aber Struensee, der Kammerpage von Warnstedt und Claasing gemeinschaftlich dahin, den König vor den bösen Einflüssen des Hofmarschalls zu bewahren. Der Jüte Claasing, in welchem, abgesehen von seiner Leidenschaft zum Spiel, manches gute Element lag, haßte namentlich Holk ebenso sehr, als er dem Könige ergeben war.

Der Hofmarschall konnte nämlich nicht unterlassen, in seiner Gegenwart häufig spottend von Stiefelettkathrinchen und ihrer Lumpensippschaft zu sprechen. Claasing, der zum Cavalier herangereift war, dem englische und französische Herzoginnen ihre Liebe angetragen, der da gesiegt, wo jener vergeblich schmachtete, dünkte sich aber dem Hofmarschall gleichberechtigt, um so mehr, da es nur eines Wortes von ihm bedurft hätte, dem schwachen Könige, den er in vertrauten Stunden duzen mußte, ein Grafenpatent abzuschwindeln und sich selbst zum Hofmarschall machen zu lassen.

So kam man im Januar 1769 nach Dänemark zurück, und da Struensee's Ermahnungen, in der letzten Zeit wenigstens, Eindruck auf den König gemacht hatten, schien es eine Zeit lang, als habe derselbe einiges Interesse für seine königlichen Beschäftigungen zurückgebracht.

Der Hofmarschall selbst war es nun, welcher der Königin, die er haßte, da sie seine Liebesbetheuerungen schnöde zurückgewiesen, die öftere Gegenwart Struensee's aufdrängte, in welchem Mathilde nur einen Helfershelfer des Verderbers ihres Gatten sah. Struensee aber wußte durch zartes und ehrfurchtvolles Betragen das Vertrauen und bald die Freundschaft der Königin zu gewinnen.

Sein Streben ging dahin, den König wieder der Königin zu nähern, letzterer den Einfluß auf die Herrschaft zu gestatten, welchen bisher die Königin-Großmutter im Verein mit Graf Bernstorff und der Stiefmutter Juliane durch den Hofmarschall ausgeübt hatten. Nachdem der verbannte Kammerjunker Brandt zurückgerufen war, gelang es diesem und dem zum Reisemarschall ernannten von Warnstedt, im Verein mit Struensee Holk im Sommer 1770 zu stürzen.

Der junge Jüte, welcher nach der Rückkehr des Königs von Holk aus dessen Nähe entfernt war, hatte

bei einer Schlittenpartie Mathilde, welche selbst fuhr, aus großer Gefahr gerettet, und war dem Marstalle der Königin als Oberbereiter beigegeben. Alle Reisegefährten Claasing's hatten im Herbst 1770 so viel mit sich selbst zu thun, daß sie den armen Genossen gänzlich vernachlässigten. Er wäre bei seiner Leidenschaft zum Spiel und seinem fortwährenden Unglück gewiß zu Grunde gegangen, wenn nicht in der Königin um diese Zeit die besondere Lust am Reiten erwacht wäre. Sie hatte es als Engländerin in dieser Kunst schon zur ziemlichen Vollkommenheit gebracht, allein sie wollte nicht mehr als Amazone, sondern wie die Männer reiten, und begehrte von Claasing Unterricht. In Mannskleidern, mit hirschledernen Unnennbaren, saß sie so kühn zu Pferde wie der beste Reiter, und wenn sie in solchem Anzuge in den Schloßsaal zu Plön ritt und an dem kopenhagener Schützenfeste theilnahm (die Bilder davon sieht man noch heute in der kopenhagener Bibliothek), so mußte man anerkennen, daß ihr Lehrmeister das Seinige gethan hatte. Aber der Oberbereiter, welcher bisher alle Frauen, vielleicht weil sie ihn aufsuchten, verachtete, der nie eine Frau geliebt, wenn ihre Küsse auch seine Leidenschaft entflammt hatten, welcher Landsknecht mit Offizieren und Hofbedienten einem Rendezvous mit der schönsten Dame

vom Hofe, und Grog dem Champagner vorzog, faßte auf einmal eine sentimentale Liebe zu der schönen Schülerin. Er, der vor keiner That des Mannes zurückbebte, er, sonst immer keck und verwegen, begegnete der Königin voll Schüchternheit, Zartheit und Unterwürfigkeit. Vielleicht kam es gerade daher, daß sie seine zärtlichen Blicke ignorirte, daß sie seine Seufzer nicht hören wollte, daß sie ihn auf eine höchst grausame Art bei diesem Unterricht quälte. Oder war es keine Qual für Claasing, wenn er ihr helfen mußte, die schöne kleine weiße Hand in den Reithandschuh zu zwängen, oder den zarten Füßchen die Biegung nach innen zu geben, welche den Schluß und die reizendste Formung des Beines zu Wege brachte? Es mochte auch seinen Theil des Komischen haben: einen sentimentalen Oberbereiter, dessen Liebesabenteuer im In- und Auslande der Königin kein Geheimniß geblieben sein konnten, seufzen zu hören, wo etwas ganz anderes von ihm erwartet wurde. Vielleicht hätte Karoline Mathilde aber in dieser Brust mehr Aufopferungsfähigkeit und persönlichen Muth gefunden als bei ihrem geheimen Cabinetssecretär, dem Etatsrath Struensee.

Möglich auch, daß der Kopf der damals Neunzehnjährigen gänzlich von Herrschsuchtsgedanken eingenommen war, daß dieses äußere dem König wohlgefällige

Hervortreten die geheimen Plane, welche sie mit Struensee und dem Gemahl in der Einsamkeit des Schlosses Traventhal ausgebrütet, nur verdecken sollte.

Claasing verehrte die Königin als eine Heilige, als eine Madonna; es hätte ihm eine Sünde geschienen, ihr auch nur mit einem unreinen Gedanken zu nahe zu treten. Als der Hof auf Hirschholm seinen Sommeraufenthalt nahm, und die Angebetete seinen Augen entrückt wurde, weil der Marstall der Königin zurückblieb, gab er sich wochenlang stillem Brüten hin, dann aber spielte und trank er ganze Nächte hindurch mit seinen ziemlich rohen Genossen, Marine- und Landoffizieren wie Schiffskapitänen. Es war, sobald der König der Königin sich wieder nahte, Sorge dafür getragen, daß Stiefelettkatharine Kopenhagen verließ. Der Schützling derselben war über sein näheres Verhältniß zu ihr nicht aufgeklärt, er war etwa als vierjähriger Knabe zu ihr gekommen und hatte sie immer Tante nennen müssen. Als Christian VII. ihm angekündigt hatte, er solle reiten lernen und in seinem Marstalle angestellt werden, hatte Katharine gesagt: „Klaas, mit der Tantenschaft ist es jetzt vorbei, du nennst dich fortan Claasing und sorgst für dich selbst. Du hast Verwandte auf Erden nicht. Auch ich bin nicht deine

Tante. Vergiß die Vergangenheit, liebe den König, deinen großmüthigen Gönner."

Sie war reich beschenkt nach Stockholm übergesiedelt. Von dort erhielt auch Claasing von Zeit zu Zeit nicht unbedeutende Geldsendungen namenlos zugesendet. All dieses Geld ging aber den Weg, den das frühere gegangen war. König Pharao oder Bube Landsknecht oder lüttje elf oder der Wolf verschlangen es. Das war aber in einer Zeit, wo sich im Lande Dänemark eine große Revolution vorbereitete, wo Graf Bernstorff seines Postens als Minister enthoben wurde und im Namen des schon beinahe gänzlich dem Blödsinn verfallenen Königs Anordnungen getroffen wurden, welche Dänemark zu regeneriren bestimmt waren.

Während Struensee's Regiment begann, und seine Reformen weder dem Volke, noch dem Adel, noch der Geistlichkeit, noch dem Militär, noch den Matrosen genehm waren, selbst die Aufhebung der Censur ihre Gegner hatte, nicht minder die Beschränkung der Titelverleihungen, erst recht aber die Ersparungen im Hofhalte und der Staatsverwaltung, hatte sich Claasing durch sein wahnsinniges Spiel in eine Schuldenlast gestürzt, welche er nicht mehr zu bewältigen wußte. Die Sendungen aus Stockholm blieben aus, wie jede Nachricht daher.

Der Jüte, welcher in Geldsachen sehr leichtsinnig war, weil das Geld nur einen Werth für ihn hatte, wenn es als Einsatz beim Spiele stand, hatte nie daran gedacht, Struensee die verschiedenen Darlehne, die ihm dieser auf der Königsreise gemacht, zurückzuzahlen. Jetzt, in der höchsten Noth, blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich abermals an Struensee zu wenden. Dieser, immer freigebig, gab ihm zwar das verlangte Geld, aber er, der schon mit dem Mathildenorden geschmückte, er der vierunddreißjährige, erlaubte sich dem neunzehnjährigen Claasing Vorwürfe über seine Lebensweise zu machen, ihm das Spiel, den Grog, die niedere Gesellschaft als seiner unwürdig vorzustellen. Gerade weil diese Vorwürfe trafen, weil sie mit dem übereinstimmten, was das eigene Gewissen in bessern Stunden ihm selbst sagte, fühlte sich der Jüngling verletzt, und er schied als Feind dessen, der ihm wie bisher sich als Freund und Gönner erwiesen. Nachdem die nöthigsten Ehrenwortsschulden bezahlt, wurde der Rest des Geldes in einer Nacht bei dem vom Hofe auch in die niedern Hofkreise, ja in das gemeine Volk gedrungenen Wolfspiel geopfert. Es war das im Spätherbst 1770, der Hof hatte schon die Sommerresidenz Hirschholm verlassen und war in die Christiansburg eingezogen.

Wüst im Kopfe, unzufrieden mit sich und der Welt, die Göttin Fortuna tausendmal verfluchend, arm wie eine Kirchenmaus, wälzte sich der Oberbereiter am andern Morgen, nachdem die Sonne schon viele Stunden aufgegangen war, im Bette, als ihm ein Brief aus Stockholm überreicht ward. Er enthielt die Nachricht von dem Tode der Stiefelettkatharine durch eine Hospitalbehörde der Stadt Stockholm, und ein Schreiben dieser selbst mit versiegelten Einlagen. Stiefelettkatharine offenbarte sich darin als seine Schwester. Sein Geburtsschein wies ihn aus als den Sohn eines armen jütischen Dorfschulmeisters. Die Schwester war durch einen adelichen Dragoneroffizier verführt und nach Kopenhagen gebracht worden, wo sie dann durch vornehme Bekanntschaften ihr Glück gemacht hatte, wenn man im Lorettenthum überall von Glück sprechen kann. Die Aeltern waren gestorben, und sie hatte den Bruder zu sich genommen und unterrichten lassen. Sie war später von dem Adel Kopenhagens, den König an der Spitze, schmählich mishandelt, wie sie glaubte und schrieb. In Stockholm hatte sie im Anfang mit neuem Glück vornehme Bekanntschaften gepflogen, war dann aber in Krankheit gefallen, und nachdem sie von einem ihrer Liebhaber ihres Schmuckes, eines Geschenks des Dänenkönigs, und ihrer Gelder beraubt worden, immer

tiefer ins Elend gesunken. Von ihren hochadelichen Freunden verlassen, wurde sie ins Hospital geschafft. Sie hatte, schrieb sie, nur Eins gerettet, dieses Eine und ihren Haß gegen alles, was sich Herzog, Graf oder nur „von" nenne, hinterlasse sie ihrem Bruder. Dieses Eine, worauf sie noch Werth lege, sei ein versiegeltes Versprechen der Königin-Witwe Juliane Marie. Er solle es für den äußersten Nothfall aufbewahren, dieser selbst aber das beiliegende Schreiben überbringen, in welchem sie ihn zu ihrem Erben und zu demjenigen ernenne, dem die Königin-Witwe ihre Versprechungen erfüllen müsse.

Claasing's Stimmung wurde durch diese Eröffnungen noch niedergedrückter, und wie ein Unglück immer mit andern zusammentrifft, kamen in dem Augenblicke, wo er über sein Geschick nachdachte, und dieses Nachdenken ihn vielleicht auf bessere Wege geführt hätte, verschiedene Juden mit Wechseln und Anmahnungen; zugleich brachte aber ein Marstallbedienter den Befehl: „Die Königin wünsche sofort auszureiten und verlange seine Begleitung."

Nun waren aber die Manichäer nicht so leicht zu entfernen, sie mußten erst mit Hülfe seines Bedienten aus der Stube geworfen werden, ehe er Toilette machen und Uniform anziehen, den Zopf sich aufbinden und

sich pudern lassen konnte. Während der Bediente die letzte Beschäftigung vornahm, kam schon die zweite Botschaft der Königin. Der Oberbereiter, welcher das Satteln der Pferde schon befohlen, eilte, die Pferde vorführen zu lassen. Die Königin, sowenig ihre Oberhofmeisterin das mit der königlichen Würde vereinbar fand, promenirte in der Reitbahn hinter dem Schlosse schon in Mannskleidern, die Reitpeitsche in der Hand ungeduldig auf und ab in Begleitung Struensee's und des Stallmeisters von Warnstedt. Die Pferde dieser und ihrer Bedienung warteten schon lange, als das Pferd der Königin vorgeführt wurde und der Oberbereiter kam. Letzterm ertheilte der Stallmeister in Gegenwart der Marstallsbedienten einen gehörigen Verweis, der ihm das Blut in die blassen, durchnachteten Wangen trieb. Mathilde zeigte sich äußerst erzürnt, wies die gewöhnlichen Dienstleistungen des Oberbereiters kurz zurück und schwang sich ohne seine Beihülfe in den Sattel. Man ritt auf dem Wege nach Schloß Roeskilde, der Jüte voran. Den Herrschaften folgten ein Unterbereiter aus dem Hofhalte des Königs und die Reitknechte der beiden Begleiter der Königin. In der Brust des öffentlich gescholtenen Oberbereiters wühlte ein Orkan widerstreitender Empfindungen, in denen augenblicklich eine

unbeschreibliche Wuth gegen Warnstedt, gegen die Königin, gegen Struensee, ja gegen die ganze Welt die Oberhand behielt. Man war wol schon eine Stunde geritten und näherte sich einem Holze, als Claasing auf einmal den gewöhnlichen Schritt der Reitenden hinter sich unterbrechen und zwei davon im Galop anspringen und davonbrausen hörte. Ehe er sich recht besann, tobten auf der einen Seite die Königin, auf der andern Struensee im wildesten Galop an ihm vorbei. Claasing glaubte, die Pferde seien durchgegangen, gab dem seinen die Sporen, übereilte das der Königin und fiel ihm in die Zügel, sich selbst mit großer Gewandtheit vom Sattel schwingend. Mathilde sah nicht die Mannheit, ja die große Gefahr, der sich der kühne Jüngling aussetzte; mit zornblickenden Mienen schlug sie mit der vollen Macht ihres Armes über die Hand, die ihren Rappen zum Stillstehen gezwungen, und streifte beim Zurückziehen der Peitsche sein Gesicht. — Der Oberbereiter stand wie vernichtet. Er hatte einen Schmerz nicht gefühlt auf der Hand, es war ihm aber, als habe er einen Stich ins Herz bekommen. Die, welche er über alles in der Welt liebte, schlug ihn mit der Reitpeitsche!

„Majestät“, stammelte er, „ich glaubte, der Rappe ginge durch.“ — „Mit mir geht kein Pferd durch“,

sagte die Königin stolz, „er Esel mußte wissen, daß ich einen Wettritt mit dem Etatsrath machen wollte."

Struensee war indeß umgekehrt, der Stallmeister nicht nur, sondern auch das Gefolge herangekommen. Die Königin wandte ihr Pferd: „Nach Hause", befahl sie, „es ist ein Unglückstag."

Und es war ein Unglückstag für Karoline Mathilde, ein Tag, der sie um alles Glück ihres Lebens, ja um dieses selbst bringen sollte. Sie hatte aus einem Anbeter sich einen Todfeind geschaffen, in dessen Brust jeder Herzschlag, jetzt fieberhaft verdoppelt, Rache, Rache, Rache klopfte.

Der König bewohnte damals die Hauptfaçade der Beletage der Christiansburg. Man hatte ihn möglichst von der Welt abgesperrt und zum Ersatzmann seines Claas ihm einen Mohrenknaben, Moranti genannt, zum Spielgefährten gegeben; die Oberaufsicht über ihn führte aber der Hoftheaterintendant Graf Brandt. Dieser bewohnte mit Struensee die Zimmerreihen der Mezzanine zu beiden Seiten der Haupttreppe.

Die Königin hatte den rechten Seitenflügel inne; der Erbprinz und die verwitwete Königin wohnten in der zweiten Étage.

Der Oberbereiter hatte in den hinter dem Schlosse

belegenen Marställen eine Officialwohnung, daneben eine Privatwohnung in der Stadt.

Noch desselben Tages ließ er bei der Königin-Witwe um Audienz bitten, es wurde ihm eine Abendstunde, in welcher der Hof das Theater besuchte, zur Audienz bestimmt.

Juliane Marie war eine lange hagere Gestalt mit magerm, blassem Gesicht, dünnen Lippen, kleinen lebhaften grau-grünen Augen. Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß sie eins der herrschsüchtigsten, ränkevollsten Weiber mit bösem, blutdürstigem Herzen gewesen. Ihr Sohn, der Erbprinz, war von Körper verkrüppelt, am Geiste schwach; gelangte er je zur Regierung, so blieb sie die Herrscherin. Juliane kannte jede Person am Hofe bis auf den Küchenjungen herab. Sie kannte auch Claasing und seine Carrière, seine Lebensweise, seine Spielwuth, sein Glück bei den Frauen. Sie hatte seit längerer Zeit alle seine Schritte überwachen lassen, denn sie hegte den Verdacht, Mathilde wolle eine Liebesintrigue mit ihm anspinnen, und die Farce des Reitens in Männerkleidern sei nur hervorgesucht, um den Lehrer in ihre Netze zu locken.

Juliane kannte die Weiber, wer weiß, ob sie recht gesehen? Sie hatte schon Nachricht von dem Vorfall des Morgens und schrieb den Zorn der Königin ganz

andern Motiven zu. Sie hatte schon die Absicht gehabt, Claasing, den sie für ein geeignetes Werkzeug ihrer Plane auserseheni, durch Guldberg, den Geheimsecretär des Erbprinzen und ihren Vertrauten, sondiren zu lassen. Jetzt warf das Schicksal selbst ihn ihr entgegen. Sie glaubte darin eine göttliche Bestätigung ihrer Ränke zu erkennen, wie denn die von Gottes Gnaden gar zu leicht den eigenen Willen für einen Wink von oben halten.

Nachdem sie den Brief empfangen und stehend gelesen, nöthigte sie Claasing aus dem Empfangssalon in ihr Schreibzimmer und zwang ihn da, sich zu setzen.

„Ich erfahre, daß Sie Bruder und Erbe einer Dame sind, der ich verpflichtet bin", sagte sie mit dem süßesten Tone, den ihre dünnen Lippen hervorbringen konnten. Die Unterhaltung wurde, beiläufig gesagt, französisch geführt, wodurch das damals moderne Er vermieden wurde. „Ich schulde Ihrer Schwester 1000 Dukaten, bin leider aber in der Lage, Ihnen abschläglich nur 100 Dukaten heute abzahlen zu können. Seitdem der Leibmedicus meines Sohnes sich zum Herrscher Dänemarks emporgeschwungen, werden auch meine Apanagen höchst unregelmäßig bezahlt, und ohne die Einkünfte der eigenen Güter müßte ich Hunger

leiden. Ich werde Ihnen monatlich 100 Dukaten abzahlen, die Sie persönlich von mir abholen wollen. Ich rechne darauf, daß Sie mir so treu dienen, als Ihre Schwester es gethan. Gelangt mein Sohn, der Erbprinz, je zur Regierung — Sie kennen die unheilbaren Krankheitszustände meines Stiefsohnes und die Kränklichkeit des Kronprinzen, — so verspreche ich Ihnen eine glänzende, ihrem Talent angemessene Carrière. Ich höre, man geht damit um, Warnstedt als Gesandten nach Petersburg zu schicken, und dem Kammerherrn von Bülow die Stelle zu geben, die Ihnen allein gebührte. Leider bin ich auf die Entschließungen meines Stiefsohnes, oder vielmehr die des Herrn Conferenzraths Struensee, ohne allen Einfluß, ich würde das Verdienst zu lohnen wissen. Auch die holdselige Königin scheint sich ihres Lehrers nicht in der Weise anzunehmen, als dieser es verdiente. Freilich, die Arme ist gänzlich dem Willen des Leibarztes unterthan, und ihre Leidenschaft für diesen macht sie ungerecht gegen ihre Umgebung."

Der Oberbereiter hatte sich mehr als einmal für das ihm bewiesene Vertrauen bedanken wollen, allein die redselige Juliane hatte ihn noch nie zu Worte kommen lassen; erst jetzt, da sie innehielt, sagte er: „Majestät können unbedingt über mich befehlen." Die

Schmeicheleien, die ihm in Beziehung auf sein Handwerk gesagt waren, hatten seinen Kopf mehr verwirrt als das Wort der Herzogin von X. in London, die ihn ihren Engel genannt hatte.

„Apropos, mein Lieber", fuhr Juliane jetzt vertraulicher fort, „ich glaube, daß Sie meinen Stiefsohn, den König, lieben, da Sie ihm ja alles verdanken; täusche ich mich darin nicht, so werden Sie mir beistehen, seine Ehre zu retten, welche von der Königin auf die schmachvollste Weise mit Füßen getreten wird, mir helfen, ihn selbst aus der Gefangenschaft dieses Brandt und Struensee zu befreien. Alles scheint mir darauf hinzudeuten, daß die Königin im strafbarsten Umgange mit ihrem Vorleser lebt. Ich selbst lebe jedoch zu zurückgezogen, um Beweise beibringen zu können. Sie, Herr Stallmeister, ich erlaube mir schon jetzt, Ihnen den Titel zu geben, der Ihnen gebührt, würden leicht Gelegenheit haben, solche Beweise zu schaffen. Man erzählt sich in der Frauenwelt, daß Sie das Herz des guten Kammerfräuleins von Eyben gewonnen haben, sie aber grausam schmachten lassen; auch die schwarzäugige Kammerjungfer Anna Petersen würde den Bitten eines so gewandten Cavaliers nicht widerstehen. Claasing, retten Sie die Ehre des Königs, ja das Königthum selbst. Sie finden an mir eine

treue Beschützerin. Sobald Sie mir Beweise bringen, das heißt, sobald die Eyben, oder die Petersen, oder die Jungfern Brun und Horn gegen Sie selbst nur das Bekenntniß ablegen, daß Struensee nächtlich über den Corridor der Eremitage in das Schlafgemach der Königin schleicht, erhalten Sie 5000 Reichsthaler. Sobald ich selbst aber Einfluß auf Se. Majestät, meinen Stiefsohn, gewinne, ist der Baronstitel und die Aufsicht über sämmtliche Marställe als Stallmeister Ihnen gewiß."

Ohne Antwort abzuwarten, drückte sie Claasing eine Börse mit 200 Dukaten in die Hand und entließ ihn.

Seit vielen Abenden saß der Jüte zum ersten mal allein in seinem Zimmer und trank sein Lieblingsgetränk, schwedischen Grog. Der Bediente hatte ihm zum dritten mal warmes Wasser gebracht, als er wie aus einem Traume erwachte.

War er denn monatelang blind gewesen? Hatte er nicht schon in Frederiksburg, dann auf dem Schützenhofe in Kopenhagen Zeichen der größten Vertraulichkeit zwischen der Königin und Struensee bemerkt? Wozu diese Zurückgezogenheit in Traventhal, wo außer dem Könige, seinem Mohrenknaben, seinem zum Conferenzrath ernannten Hund Gourmand und der Königin

nur Brandt und Struensee, Kammerfrauen und untergeordnetes Dienstpersonal gegenwärtig gewesen waren? Man hatte dort doch nicht Bußübungen angestellt? Und ferner, hatte er nicht bei dem letzten Maskenballe im Hoftheater vier Masken, in denen er die Königin und Frau von Holstein, Struensee und Brandt zu erkennen glaubte, in das für den König reservirte Gemach eintreten sehen, während er wußte, daß der König und Moranti sich mitsammt dem Hunde Gourmand in den Zimmern des Königs herumbalgten? Seine als Göttin verehrte Mathilde war also nicht besser als die andern Frauen, welche er kennen gelernt! Und diese Frau hatte es gewagt, ihn zu schlagen? — Er wußte jetzt, wie er sich rächen konnte.

Die Bekanntschaft mit Fräulein von Eyben war bald angeknüpft, denn Hofbälle, Jagden, Schlittenfahrten, Maskeraden, Theater wechselten unaufhörlich. Brandt schien darauf versessen, dem Hofe Vergnügen zu verschaffen. Aber auch die Eyben hatte nur Muthmaßungen, keine Gewißheit. Von den drei Kammerjungfern war die Brun die schönste und schlaueste, sie ward von Claasing ins Complot gezogen, und sie wandte die rechten Mittel an, um die Wahrheit herauszubringen. Der lange, dunkle Corridor, welcher zur Eremitage, dem Schlafgemach der Königin, führte,

wurde mit Puder bestreut, auch steckte die Brun kleine Papierstückchen zwischen die dahin führende Thür des Schlafgemachs, welche eigentlich nie geöffnet werden sollte. Am Morgen fanden sich im Puder die Spuren von Mannsfüßen, und die Papierchen lagen theils im Schlafgemache der Königin, theils im Corridor. Die Verrätherin an ihrer Königin beging, als sie Claasing diese Thatsachen hinterbrachte, zugleich Verrath an ihrem Verlobten, dem Kanzleirath Blechenberg.

Auf den Rath der Königin-Witwe mußten diese Versuche wiederholt und die beiden andern Kammerjungfern als Zeugen hinzugezogen werden. — Struensee, nichts von diesen Weiberränken ahnend, erwirkte am 27. December 1770 die Aufhebung des Staatsraths, und machte sich dadurch die gesammte hohe Aristokratie des Königreichs wie der Herzogthümer zum Feinde, namentlich den herrschsüchtigen, in der Schule der Zarin Katharina und der Orlow groß gewordenen Grafen Rantzau.

Es kam so das Jahr 1771; die Gesundheit des Königs war sehr geschwächt, Mathilde blühte dagegen in reizendster Pracht. Der Zwiespalt in der königlichen Familie hatte sich gemehrt durch eine an und für sich unbedeutende Verfügung. Dem Erbprinzen, welcher

seinen Platz in der Königsloge gehabt hatte, wurde eine eigene Loge zur Verfügung gestellt, weil Se. Majestät, so hieß es, des Prinzen Gefolge nicht um sich haben wolle. In der königlichen Loge sah man nun aber zum öftern Brandt und Struensee hinter dem Stuhle der Königin.

Auch ein anderer Umstand hatte Zwiespalt und Parteiung zur Folge. Man hatte bisher auf den Hofbällen sich begnügt, sehr einfache Tänze zu tanzen, deutsche Walzer, Hopser, Lang-Englisch und eine Klappecossaise; der König selbst hatte nur die einfachsten Tänze erlernt, auch die Königin hatte wenig Uebung. Dagegen war Frau von Holstein eine trefflich geschulte Tanzkünstlerin, und da Brandt ganz unter ihrem Pantoffel stand, führte sie Menuets, Françaisen, Tempête und ähnliche Tänze ein, welche ein Tanzlehrer den meisten Damen erst einüben mußte. So kleinlich die Sache war, so erregte sie doch große Erbitterung in der Damenwelt, welche von der Königin-Witwe schlau gegen Brandt und Struensee ausgebeutet wurde.

Nach dem Theater, nach Jagden und Soupers unterhielt man sich mit dem Spiele. Der König verstand allein Loup, ein Spiel, das in Niedersachsen unter den Bauern sehr bekannt ist und „den Wolf

fangen“ benannt wird. Der König hatte Glück darin, und Graf Brandt schätzte seine Verluste monatlich auf 1000 Thaler; andere Hinzugezogene verloren noch mehr. Aber Brandt, wenn er dem Könige sein Unglück klagte, empfing reichliche Gratificationen, einmal 10000 Thaler, ein anderes mal 50000 Thaler aus der Privatkasse des Königs.

Die Verlierenden wurden von der Königin-Witwe gegen Struensee und die Königin aufgehetzt, welche das Spiel nach dem Könige am glücklichsten spielten.

So verging der Winter unter mancherlei in der Frauenwelt sich auf- und abwickelnden Intriguen, deren Fäden zuletzt sämmtlich in die dürre Hand Julianens zurückliefen, und wodurch das Netz, das diese Spinne über die Königin und Stuensee geworfen, sich immer dichter zusammenzog.

Im Frühjahre ging der Hof nach Hirschholm, die Königin-Witwe begab sich mit ihrem Sohne nach Fredensborg. Dahin brachte Claasing denn am 8. Juli die Nachricht, daß am Tage vorher die Königin eine Prinzessin geboren habe. Diese von der Mutter selbst genährte Prinzeß, die den Namen Luise Auguste empfing, war die Mutter des Herzogs Christian August von Sonderburg-Augustenburg, die Großmutter des noch vor wenig Jahren vom schleswig-holsteini-

schen Volke zum Herzog begehrten Friedrich VIII. Obgleich die Königin-Witwe das Kind selbst aus der Taufe hob, wußte sie doch dafür Sorge zu tragen, daß man nicht blos in den Hofkreisen sich über die Vaterschaft allerlei zulispelte, sondern daß man in den Schlössern des Adels, in den Kanzleien, in den Krambuden der Hauptstadt, in den Kasernen und auf den Werften, den Soldatenkneipen und Matrosenspelunken die Neugeborene nicht anders nannte, als „Prinzeß Struensee". — Struensee war mehrfach gewarnt, ein Drohbrief, in den Straßen Kopenhagens angeschlagen, erklärte ihn für vogelfrei und gelobte dem, der ihm die verrätherische Seele ausbliese, eine Belohnung von 5000 Thalern. — Die Orlandshandwerker wurden aufgehetzt und hatten ihre Arbeiten eingestellt. Matrosen rückten nach dem Schlosse Hirschholm, um vom Könige selbst die rückständige Löhnung zu fordern, und ertrotzten eine Abschlagszahlung und ein Tractament mit Branntwein. Seidenwebergesellen ahmten das nach.

Brandt bat um Entlassung von seinem Posten als Oberaufseher über den König, der sich fortwährend mit ihm schlagen wollte und ihn öffentlich für einen feigen Kerl erklärte, der nicht den Muth habe, seine Herausforderung anzunehmen.

Der eigentliche Regent glaubte vielleicht sich gegen Weiber- und Adelsintriguen zu schützen, indem er sich den Grafentitel verleihen und zum Geheimen Cabinetsminister erklären ließ. Ja, der König übertrug ihm durch einen Cabinetsbefehl vom 14. Juli 1771 die unumschränkteste Vollmacht, die je ein Minister besessen. „Alle von Struensee erlassenen Cabinetsbefehle sollten die nämliche Gültigkeit haben, als wenn sie vom Könige selbst unterschrieben wären."

Das war der letzte Schritt zum Verderben. Graf Rantzau wurde nebst den Obersten Köller und Eickstädt für das Complot der Königin-Witwe gewonnen. Am 16. Januar 1772 nachts, nach einem Hofballe, auf dem der buckelige Erbprinz mit der Königin die ihm mühsam eingeübte Quadrille getanzt, drangen die Verschworenen zu dem blödsinnigen Könige, erschreckten denselben, sprachen von einem Aufruhr des Volkes, das gegen Struensee und die Königin nach Gerechtigkeit schreie, schreckten mit Absetzung und erzwangen die königliche Unterschrift zur Ernennung Eickstädt's zum Commandanten der Hauptstadt, wie einer Vollmacht, die diesen und Köller ermächtigte, alle zur Rettung des Vaterlandes nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Man verhaftete auf die brutalste Weise die Königin, man verhaftete Struensee und Brandt und

begann ihnen den Proceß zu machen, der Beweismittel sich bedienend, die Claasing herbeigeschafft hatte. Dieser selbst blieb außer dem Spiel. Die nobeln Kammerjungfrauen der Königin, denen man außer Geld auch Männer, Kanzleiräthe schaffte, — schafften für einen Gerichtshof, wie er zusammengesetzt war, genugsames Zeugniß.

Es ist bekannt, auf welche schmähliche Weise man Struensee auf der Folter das Geständniß von seiner und Mathildens Schuld abpreßte. Es war darauf angelegt, die Königin zu vernichten, ihre Kinder von der Thronfolge auszuschließen, den Erbprinzen demnächst zum Könige, seine Mutter, solange der blödsinnige Christian VII. lebte, zur Regentin zu machen.

Daß Georg III. es überhaupt zuließ, daß man seine Schwester in Kronburg gefangen hielt, erklärt sich nur dadurch, daß er selbst sie für schuldig hielt. Immerhin wollte er nicht, daß ihre Kinder darunter leiden sollten. Eine Drohung des englischen Gesandten Keith, daß eine englische Flotte vor Kopenhagen erscheinen würde, reichte hin, weiteres Unheil abzuwenden. Der Gerichtshof erklärte nur die Ehe Mathildens mit dem Könige für geschieden. Georg III. erhielt die Aussteuer mit 40000 Pfund Sterling zurück,

und der Königin wurde eine von Dänemark zu zahlende Apanage von 30000 Thalern angewiesen.

Sie selbst reiste mit Keith nach Stade ab. Ihr wurde gestattet, ihr Gefolge selbst zu wählen, und sie wählte sich Claasing als Reisestallmeister.

Dieser hatte freilich nicht den versprochenen Adelsrang und das Stallmeisteramt, doch seinen versprochenen Lohn erhalten und wie gewöhnlich bald verspielt. Er fühlte Gewissensbisse und Mitleid mit der noch vor einem Jahre Vergötterten. Allein kaum hatte Juliane erfahren, daß er von der Königin zum Reisestallmeister ernannt sei, als sie ihre Netze von neuem anzog. Sie erinnerte ihn selbst daran, wie sie ihm versprochen, ihm die Stallmeisterwürde zu verleihen, und schob die Schuld, daß dies nicht geschehen, dem blödsinnigen Könige und dem Grafen Rantzau zu. Sie vertröstete auf die Zukunft, machte ihm ein ansehnliches Geldgeschenk und versprach ihm ein jährliches Gehalt von 1000 Thalern, wenn er ihr ferner über alles Thun und Lassen der Königin im Hannoverischen getreulich Auskunft geben wolle.

Claasing versprach das.

So war er nach Stade gekommen, mit nach der Göhrde gereist. Hier waren, da der Oberhofmarschall von Lichtenstein sich damals in Wien befand, durch

den Oberschenken von Wangenheim alle Einrichtungen getroffen, welche zu einer königlichen Haushaltung von zwölf Couverts nöthig waren. Wie Hofmarschall von Malortie berichtet, waren außer den Hof- und Kammerjunkern und den Hofdamen zwölf Pagen, zwölf Lakaien, zwei Küchenschreiber, ein Küchenmeister, vier Köche, ein Bratenmeister, vier Küchenjungen, ein Zeugwärter, eine Küchenwäscherin, drei Schloßwächter, ein Feuerböter, zwei Kellerofficianten, ein Kellerknecht, ein Tafeldecker, eine Silberwäscherin, ein Hofconditor, eine Gehülfin desselben, drei Mägde, ein Engraisseur, ein Bäcker, ein Trompeter dahin beordert, daneben zwei Züge von je acht gelben Pferden, ein Gespann von zehn Maulthieren, fünf Reitpferde und fünf Klepper, sechs Kutscher, sechs Vorreiter, vier Reitknechte. Dazu kam noch das Gefolge, welches Karoline Mathilde von Dänemark mitgebracht, unter dem auch der Stammhalter der Familie Lehzen sich befand. Allein es war ein einsam trostloser Aufenthalt in der Göhrde, denn der Sommer war zum großen Theile kalt und regnerisch, und das steife Hofceremoniell war der an ausgedehnteste Freiheit in dieser Beziehung gewöhnten Königin mehr wie langweilig. Wie konnte es anders sein? Täglich mit ihren drei Damen, dem Kammerherrn vom Dienst und dem Oberschenk von Wangen-

heim sich zu Tafel zu setzen, war für eine junge lebhafte Person nicht unterhaltend. In Kopenhagen hatte man jeden Offizier zur Tafel gezogen; hier erlaubte die Etikette nur, daß Fremde vom Obersten an oder einem höhern Range zur Tafel geladen wurden. Ein alter grämlicher Kammerherr führte die Königin bei allen Gelegenheiten zum Concert, zum Gottesdienst im großen Saale, zur Mittwochsbetstunde, zum Wagen, wenn sie ausfuhr.

Ein Kammerjunker brachte ihr ein wie allemal Handschuhe und Fächer auf einem vergoldeten Credenzteller, wenn sie ausging oder fuhr, und nahm diese so wieder entgegen. Wie langweilig das alles! Ja zu Zeiten, wo ihr Großvater hier Jagd gehalten und Pfänder gespielt, oder mit der Herzogin von Kendale oder der Darlton um Goldpfennige hazardirt, wo der ganze Wald wie ein großes Lager gewesen, da hätte es sich hier leben lassen. Aber dieser entsetzlich große Wald mit seinen langen trostlosen Durchschnitten und Alleen und solche Umgebung waren zum Verzweifeln. Ja, wenn sie wenigstens mit ihrem Reisestallmeister allein in dem grünen Walde hätte jagen können!

Man ließ sechs Hofmusici von Hannover kommen, um Concerte zu geben, da Karoline Mathilde die Musik liebte; aber auch diese Concerte wurden ihr ver-

haßt, wie die Vorstellungen einer herumziehenden italienischen Operngesellschaft. Sie fühlte sich noch am glücklichsten, wenn sie Sonntags den Gottesdienst besuchte, nicht weil etwa die Predigten des Superintendenten Hornborstel aus Lühne sie erbaut hätten, sondern weil dies der einzige Ort war, wo sie in ihrer Vorkammer allein saß und an die vergangenen schönen wie bösen Tage denken konnte.

Die verwitwete Oberhofmarschallin von Werpup hatte oft ihre liebe Noth mit der Königin; da aber die Sehnsucht derselben nach ihren Kindern am stärksten hervortrat, und man deutlich sah, daß Mathilde sich gern und viel mit denselben beschäftigt hatte, fiel die Werpup auf den Gedanken, der Königin die Erziehung der Tochter des Drosten von Banteln, des spätern russischen Generals von Bennigsen, zu empfehlen, und das lebhafte Kind (später Excellenz von Lenthe) gewährte der Königin das, was der ganze Hofstaat bisher nicht vermochte, — Beschäftigung.

Dieses liebe Kind zog die Gedanken Mathildens von ihrem Unglück ab, machte sie heiterer.

Als der Herbst 1772 nahte, war die Restauration in Celle so weit gediehen, daß man die Göhrde verlassen und nach Celle übersiedeln konnte. Auch das äußere Leben der Königin begann sich hier freundlicher

zu gestalten. Das Residenzschloß der Herzoge von Lüneburg hatte damals freilich noch nicht die freundliche parkähnliche Umgebung wie heute, sondern war noch eine mit Gräben und Wällen umgebene alte Burg; allein Mathilde wurde von den Einwohnern Celles mit solcher Freundlichkeit empfangen, daß sie eine noch unwohnlichere Außenseite des Schlosses verschmerzt hätte. Dieses war im Innern auch elegant und wohnlich ausgestattet, hatte die Aussicht auf die Aller und den lebenvollsten Theil der Stadt. Es war ein Theater im Schlosse eingerichtet, und was gewiß nicht das Unwesentlichste des Wechsels war, die Königin wählte sich ihren eigenen Hofstaat. An die Stelle der Werpup und der Frau von Steinberg trat die Majorin von Ompteda als Oberhofmeisterin, zu Hofdamen waren die erwähnten Begleiterinnen der Königin ernannt. Die adeliche Bank des Oberappellationsgerichts und die Garnison gewährten Personen, die man zu Diners und Festlichkeiten einladen konnte.

Ein Uebelstand war freilich mit dieser Uebersiedelung verbunden. Die Erbprinzessin Auguste von Braunschweig, die eigene Schwester, kam öfter zum Besuch, als es Mathilden lieb war, denn sie glaubte, dieselbe komme im Auftrage ihres Bruders, des Königs, oder gar im Bunde mit Juliane, um auszu-

spioniren, was in Celle geschehe, und die eigene Schwester sei es, die sie mit einem Netze der Spionage umringt habe. Auffallend war es mindestens in hohem Grade, daß die Erbprinzessin jeden Mittwoch nach Celle kam und dort bis Sonnabend verweilte. Sie, die Mutter der unglücklichen Königin Karoline, der Gemahlin Georg's IV., und Gattin des 1806 bei Auerstädt tödlich verwundeten Herzogs Ferdinand von Braunschweig, stand nicht in dem Rufe, Freundin ihrer jüngsten Schwester zu sein.

So standen die Dinge, als wir Karoline Mathilde auf Bischofshole trafen.

Die Ankunft der Königin ward vom Lager aus mit Kanonen salutirt. Im türkischen Zelte hatten sich die Generalität wie die Damen und Cavaliere versammelt, um der Königin vorgestellt zu werden. Hier sah sie nach sechs verhängnißvollen Jahren zum ersten male wieder Melusine von Wildhausen, die Jugendgespielin. Mathilde fiel ihr trotz einer abwehrenden Bewegung der Frau von Ompteda in die Arme und weinte an ihrem Busen heiße Thränen.

Es wurden Erfrischungen gereicht, allein Mathilde vermochte nichts zu genießen, und zog sich mit Melusine von Wildhausen in das Retiradezelt zurück, wo-

hin sie nur die kleine Bennigsen mit sich nahm. Hier erneuerten sich Umarmung und Thränen.

„Ach Melusine", sagte die Königin englisch, damit die kleine Bennigsen es nicht verstehe, „wie unendlich unglücklich bin ich — du hättest ihn kennen sollen, er war so gut und lieb, und mich schaudert, wenn ich daran denke, zerhackt und aufs Rad geflochten! O diese Giftspinne! Diese Juliane! Hilf mir, mich rächen!"

„Majestät", erwiderte die Gräfin, „kennen meine Anhänglichkeit."

„Nichts von Majestät, Melusine, wenn wir unter uns sind, Majestät ist nur bei Gott, bei Menschen ist sie ein Popanz, den großen Haufen zu blenden. Ich fühle mich so majestätslos, so elend, nur die Hoffnung auf Rache erhält mich. Nenne mich wie früher Du und Mathilde, wenn wir unter uns sind. Eine verjagte, entsetzte, geschiedene Königin ist weniger als eine reiche Gräfin wie du; glaube es mir, mein Los war nie beneidenswerth."

„So hast du ihn geliebt, Mathilde?"

„Mit der ganzen Leidenschaft meines Herzens! Doch ich liebe niemand mehr auf Erden wie meine Kinder und dich, Freundin. Höre mich an. Ich bin von Spionen umgeben. — Meine Schwester selbst

will mir nicht wohl. Bruder Georg ist, ich weiß nicht durch wen, gegen mich eingenommen. O daß meine Mutter gerade im vorigen Jahre sterben mußte, sie würde es niemals geduldet haben, daß man mich auf die Festung schleppte, daß man Struensee und Brandt mordete. Georg denkt an nichts, als wie er selbst König, das heißt unabhängig wird von Ministern und vom Parlament. Ich fürchte, daß nach dem Tode der Mutter Lord Bute wesentlich an Einfluß verloren hat. Aber ich weiß, Lord Frederick North hat dir, als du bei Elisabeth warst, stark den Hof gemacht, und du wirst deine Einflüsse noch immer zu erhalten gewußt haben. Wenn es nicht anders möglich ist, mußt du selbst nach England reisen. Hier nimm diese Papiere, der schleswig=holsteinische Adel, ja ein großer Theil des dänischen Adels, ist schon jetzt unzufrieden mit dem Regiment Julianens und ihrer Creaturen. Man verlangt nur Geld von England, und daß mein Bruder eine Revolution, welche Juliane die Zügel aus der Hand reißt, mich zur Regierung zurückruft, das Ehescheidungserkenntniß vernichtet und den König aus der Gefangenschaft seiner Stiefmutter befreit, wenn sie geglückt ist, anerkennt, und wo nöthig durch die Macht Englands beschützt."

Melusine, der es immer an Emotionen mangelte, der Hannover mit seinen kleinen Personalintriguen schon langweilig zu werden anfing, die aber ihre eigenen Leidenschaften nie vergaß — erwiderte: „Majestät, ich werde treu nach Ihrem Willen handeln und hoffe mit Erfolg. Majestät gestatten, daß der in Ihrem Gefolge sich befindende Jüte in die Dienste Sr. Majestät, Ihres Bruders, oder aber in die meines Mannes trete.“

„Arme Melusine“, sagte die Königin lächelnd, „er ist kalt wie das Eis seines Vaterlandes.“

„Die Herzogin von Kingston“, erwiderte Melusine, „und du weißt, sie war Kennerin, hat mir, als derselbe in Begleitung des Gemahls Ew. Majestät in London war, das Gegentheil versichert. Werde er vorläufig Bote zwischen uns.“

„So sei es! Nun aber zur Gesellschaft, das lästige Schauspiel zu genießen.“

Die beiden Damen und Sophie Bennigsen begaben sich wiederum in das türkische Zelt, von wo aus sie dem Schießen nach der Scheibe und dem Bombenwerfen zusahen. Gegen Mittag fuhr man nach Monbrillant, wo zwei Uhr ein Diner servirt wurde, fünf Uhr abends aber große Cour angesetzt war.

Abends war vor dem Neuen Thore großes Feuerwerk. Auch hier war ein Zelt nebst zwei Retiradezelten aufgeschlagen, von wo die Königin und der Hof das Feuerwerk bis nach Mitternacht ansahen, um dann nach Celle zurückzufahren.

Sechstes Kapitel.

Verrath und früher Tod.

Das Jahr 1774 war ein höchst merkwürdiges in Bezug auf die Witterung des Frühjahrs. Schon im März wehte ein warmer feuchter Südwind, der auch im April fortdauerte, sodaß schon Anfang April in Norddeutschland alle Aepfel- und Birnbäume in Blüte standen und die Eichen grün waren. In Blüte und noch üppiger stand auch das Herz Claasing's, denn wer hätte dem Liebreize Melusinens widerstehen können, wenn sie sich bemühte, liebenswürdig zu sein? Manchen Abend ritt derselbe aber auch, wenn er keine Botschaft der Königin zu überbringen hatte, herüber nach Hannover, im wilden Galop durch grüne Eichen und öde Heide dahinsprengend. In Schillerslage stand ein Pferd, ein Geschenk der Gräfin, für ihn bereit, das ihn schnell über Bothfeld in schöne Arme trug. Es zog ihn aber nicht allein die Liebe, es zog ihn auch seine Hauptleidenschaft, das Spiel, nach Hannover. Aber Spiel-

glück und Liebesglück zeigte sich auch hier nicht vereint.

Während der Reisestallmeister in der Göhrde und Celle lebte, hatte er keine Gelegenheit zum Spiel gefunden und sich ein recht hübsches Sümmchen zurückgelegt. Seitdem er im Lager zu Bischofshole die Bekanntschaft vieler hannoverischer Offiziere gemacht, war ihm Ahle's Schenke bekannt geworden, wo sich allabendlich Cavaliere und Offiziere im hintersten Zimmer versammelten, um König Pharao Opfer zu bringen. Wenn es auch schien, als wolle das Glück sich dem Jüten einmal zuwenden, es war Fortuna's Lächeln von kurzer Dauer. Dieser glaubte ihre Liebe ertrotzen zu können. Die Leidenschaft des Spiels soll ja darin ihren Grund haben, daß das Verlieren denselben, ja noch größern Genuß gewährt als das Gewinnen, es steigert die Begierde. Glückliche Spieler sind weniger leidenschaftlich erregt als unglückliche, und gerade diejenigen, denen es lediglich um den Gewinn zu thun ist, die Bankhalter, pflegen in der Regel gänzlich leidenschaftslos zu sein. Der Glaube, es mit dem unbekannten Etwas, das wir Glück nennen, aufnehmen, durch unsern Willen darauf einen Einfluß ausüben zu können, das innere Erbosen, wenn dies nicht gelingen will, das ist es, was zum Spiele drängt. Endlich

muß sich doch einmal das Blatt wenden, sagte sich der Spieler jedesmal, wenn er sein Erspartes angriff, oder aus den mannichfachen schönen Börsen, die in seinem Schreibpult lagen, die letzten blanken Dukaten herausnahm. Aber es blieb beim alten, das Geld schwand und Wechsel mußten ausgestellt werden.

Melusinens Freigebigkeit wurde öfter in Anspruch genommen, als es Claasing selbst schicklich dünkte, aber Ehrenschulden und Wechsel kannten kein Gebot. Nach Kopenhagen hatte er nur sehr magere Berichte senden können, denn das Leben der Königin Mathilde war in der Göhrde sowol als in Celle so einfach und unverdächtig, daß sich darüber nichts berichten ließ. Noch niemals war ein schleswig-holsteinischer oder dänischer Adelicher in ihre Nähe gekommen, sie hatte auch niemals Briefe von dort empfangen. Um etwas berichten zu können, hatte er nach dem Artilleriemanöver an Juliane geschrieben, daß Mathilde mit der Gräfin von Wildhausen zu conspiriren schiene, welche am englischen Hofe einflußreiche Verbindungen habe, und daß er, um näher hinter das Geheimniß zu kommen, in Hannover Bekanntschaften gesucht und nicht unbedeutende Verwendungen machen müsse. Eine besondere Gratification belohnte diese Mittheilung. Jetzt im Juni 1774 berichtete Claasing auf gut Glück, daß die Wildhausen

eine Correspondenz mit unzufriedenen holsteinischen, schleswigschen und dänischen Adelichen führe. Eine abermalige Gratification und die dringende Aufforderung, daß er die Namen der Correspondenten und ihr Ziel zu erfahren suchen möge, war die Antwort. Der Jüte Claasing hatte, ohne etwas zu wissen, das Richtige getroffen. Juliane hatte mit ihren Creaturen sehr bald ein solches Misregiment eingeführt, daß alle Einsichtigern zu der Ueberzeugung gelangten, ein Regiment unter der Königin Mathilde, eine Aussöhnung mit England würde dem Lande zu größerm Nutzen gereichen als die Fortdauer dieser Regentschaft. Der schleswig-holsteinische Adel zumal, der seit länger als hundert Jahren recht eigentlich die Regierung in Kopenhagen in den Händen gehabt, war höchst unzufrieden, vom Regiment ausgeschlossen zu sein, denn der Einfluß des wiederhergestellten Staatsraths war nicht der alte geworden. Selbst der mächtigste Adeliche in Dänemark, Graf Schimmelmann, und noch mehr sein Sohn, waren dem Regiment Julianens abgeneigt. Das Volk war durch die Grausamkeit der Hinrichtung Struensee's und Brandt's aus dem künstlich aufgestachelten Haß gegen das Struensee'sche Regiment erst zum Mitleide mit der schönen lebenslustigen Königin, dann zum Bedauern Struensee's und Brandt's, dann zur Beurthei-

lung der vom erstern eingeführten Reformen übergegangen und schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Struensee doch wol das Beste des Volks gewollt habe, wenn auch die angewendeten Mittel nicht immer die richtigen gewesen seien. Schon bei der Hinrichtung hatten nur starke Militärkräfte die Unruhen verhindern können. Die Härte, mit der man gegen alle diejenigen verfuhr, welche während des Struensee'schen Regiments von diesem auf irgendeine Weise begünstigt waren, seinen Anhang gebildet hatten, die wahrhafte Grausamkeit, die man gegen den jungen Falkenskiöld übte, den man lebenslänglich auf den öden Felsen Munkholm setzte, blos weil er ein Freund Struensee's gewesen, die Hintansetzung alles Rechts, mit der man den General Ghaler seines Ranges und Gehalts beraubte und ihn aus dem Lande verbannte: „weil er Anlaß gegeben, daß man ihn in Verdacht habe", empörte alle rechtlich Denkenden. Statt eines aufgeklärten Despotismus hatte man den Despotismus, der von den Launen, Alluren und dem bösen Herzen eines herrschsüchtigen, häßlichen Weibes abhing.

Der nach Holstein verbannte frühere königliche Stallmeister Baron von Bülow war die Seele der Reaction. Es galt zuerst die Einwilligung der Königin zur Rückkehr nach Kopenhagen, dann aber die Zustim-

mung und Unterstützung Georg's III. Bülow hatte sich an die Königin gewendet, und diese gern ihre Zustimmung gegeben, auch Melusine als diejenige Person bezeichnet, mit der die fernern Verhandlungen zu führen wären. Melusine hatte mit Bülow und andern Anhängern der Königin vorsichtige Zusammenkünfte in ihrem Schlosse zu Heustedt gehalten und dann durch Lord Wraxall, der sich damals einige Zeit in Hannover und Hamburg aufhielt, in London weiter unterhandeln lassen.

Die Correspondenz Karoline Mathildens mit Melusine wurde auf die vorsichtigste Art geführt und behandelte dem Anschein nach die Ueberlieferung eines ihr von der Mutter vermachten Familienschmucks, welcher in London zurückbehalten war.

Claasing hatte in vertrauten Stunden verschiedentlich versucht, von Melusine über ihr Verhältniß zu der Königin etwas herauszubringen, es war ihm indeß niemals gelungen. Melusine wußte auch ihre Liebhaber in einer gewissen unnahbaren Entfernung in solchen Beziehungen zu halten und das Ansehen einer Herrin über dieselben zu behaupten.

So sah sich der Jüte genöthigt, auf gutes Glück solche Personen als Verschwörer zu nennen, die entweder bei der Katastrophe von 1772 verbannt waren

und jetzt in Altona oder Hamburg lebten, oder englische Namen zu nennen, von denen er nur wußte, daß Melusine mit ihnen in Verbindung stand.

Im Herbst 1774 entzog sich die Gräfin auf einige Wochen gänzlich der Spionage Claasing's — sie ging der Jagd halber nach Heustedt.

Hier trafen unter dem Vorwande der Jagd Abgeordnete der Unzufriedenen aus Schleswig-Holstein und Dänemark ein, und erschien Sir John Wraxall als Bevollmächtigter Georg's III. selbst, um von den nähern Planen und Mitteln der Verschworenen Kenntniß zu nehmen, dieselben zu ermuthigen, ohne jedoch bestimmte Zusagen zu machen. Georg III. war ebenso sparsam, als sein ältester Sohn früh verschwenderisch.

Da Georg in diesem Falle das Parlament um Zuschüsse nicht ansprechen konnte, also aus eigenen Mitteln die Verschwörung unterstützen mußte, da er sich auch nicht bei einem Unternehmen betheiligen wollte, das die Möglichkeit des Misglückens mit sich führte, obgleich es ihm angenehm gewesen sein würde, wenn seine Schwester wieder als Königin-Regentin über Dänemark herrschte, und die Schmach, welche der schändliche Proceß über seine Familie gebracht, ausgetilgt würde, so wollte er doch erst genau erfahren,

welche Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs vorhanden sei.

In Heustedt erfuhr man kaum etwas von der Anwesenheit fremder Gäste im Schlosse, da die üblichen Diners und Soupers, zu denen Einladungen erfolgten, ohne deren Gegenwart nach gewohnter Weise abgemacht wurden, die Hauptzusammenkunft auch nicht im Schlosse selbst, sondern in einem kurfürstlichen einsam gelegenen Jagdschlosse, das einige Stunden entfernt und von der Elbe her näher zu erreichen war, abgehalten wurde.

Eins aber erfuhren die Heustedter bald. Die Gräfin hatte sich äußerst großmüthig bewiesen gegen die Amme der Gräfin Olga, die Anne Marie Dummeier. Die Comteß wie ihre Milchschwester waren entwöhnt, gediehen und wuchsen wie Gras nach warmem Frühlingsregen, sie plapperten schon und sprangen auf dem Rasen vor dem Schlosse wie junge Gazellen umher. Anne Marie Dummeier war in Abwesenheit der Gräfin Herrscherin im Schlosse, alle gehorchten ihren Befehlen, oder, da sie im Gegensatze zur Gräfin äußerst selten Befehle ertheilte, richtiger ihren Wünschen. Alle thaten ihr zu Liebe, was man ihr nur an den Augen absehen konnte. Theils geschah das auf Befehl der Gräfin selbst, noch mehr aber, weil Anne Marie sich gegen hoch und niedrig durch Gefälligkeit und Klugheit auszeich-

nete. Diese gefiel sich in dieser Stellung, sie hatte gar keine große Sehnsucht nach ihrem Bauerhofe in dem düstern Eckernhausen. Wußte sie doch auch, daß es dort auch ohne sie recht gut ging. Dummeier hatte seine jüngste Schwester, die unverheirathete Dora, noch bei sich, um den Haushalt zu führen. Er selbst konnte seine Anne Marie so oft besuchen, als er wollte, auch Anne Marie versäumte jahrein jahraus keine Woche, den Mann zu besuchen und nach dem Haushalte zu sehen; standen ihr, wenn sie nicht vorzog, zu Fuß zu gehen, doch immer Wagen und Pferde bereit.

Die Amme hatte einen jeder guten niedersächsischen Bäuerin eigenthümlichen Zug an sich, sie war in hohem Grade nährig. Sie hatte durch Geschenke der Gräfin und des Grafen, der beide Kinder sehr liebte, in der Zeit, wo sie im Schlosse lebte, mehr zurückgelegt, als sie auf ihrem Hofe bei der vorzüglichsten Wirthschaft hätte thun können. Nun hatte die Gräfin ihr schon erklärt, sie werde die Milchschwester ihrer Olga nicht lassen, wenn die Mutter selbst auch nach Eckernhausen zurück wollte, sie werde für die Erziehung Anna's sorgen und sie demnächst ausstatten. Sie hatte die Anne Marie aber gebeten, noch vier Jahre als Hüterin der beiden Kinder im Schlosse zu bleiben, wofür sie

elbst den Dank, denn Lohn wollte die Gräfin ihr nicht
ieten, bestimmen möge.

Anne Marie bat sich Bedenkzeit aus und überlegte
ie Sache mit ihrem Hans. In der Nähe von Eckern=
ausen, jenseit des Heerweges und der durch den
leberfall ermöglichten Weserüberschwemmung ausgesetzt,
ag eine etwa sechs Morgen große, von der herrschaft=
ichen Boswiehe eingeschlossene Wiesenfläche, die zum
räflichen Eigenthum gehörte und den Einwohnern
er Weststadt von der Gräfin verpachtet war, welche
adurch eine Einfriedigung ersparten, denn nach der
eerstraße zu schützte der Abzugsgraben mit seinem
eiche hinreichend. Hans hatte den Rentmeister und
erwalter der Gräfin schon seit Jahren angegangen,
hm diese Wiese zu verpachten oder in Erbzins zu
eben, denn sie lag ihm zu gelegen, kaum eine Viertel=
tunde von seinem Hofe, und eine Brücke führte hier
erade über den Graben zu dem südlich gelegenen
orfe Grünfelde. Sein Wunsch war ihm abgeschlagen.
etzt überlegten die Eckernhäuser, ob das freie Eigen=
hum dieses werthvollen und für Hans so wünschens=
erthen Grundstücks eine vierjährige Trennung, wenn
an das überall so nennen dürfe, werth sei. Hans
ollte von einer solchen nichts wissen, so gern er auch
as Grundstück besessen, aber Anne Marie war zu

erwerbungslustig. Sie redete ihm vor, daß doch noch mehr Kinder kommen könnten und daß es, wenn dies geschähe, namentlich wenn ihm ein Anerbe geboren würde und daneben noch weitere Töchter, doch schön sei, ein freies Eigenthum zu haben, damit das Sprichwort: „Der Bauer hat nur Ein Kind", eine Unwahrheit werde. Sie wendete alle Künste weiblicher Schlauheit auf, um dem Manne ein noch ferneres vierjähriges Verbleiben im Schlosse als ein von ihrer Seite zu seinem und der Familie Nutzen übernommenes Opfer darzustellen, das sie zu bringen bereit sei. Die Dora sei ja noch jung, brauche noch nicht zu heirathen, es sei für die nach vier Jahren noch Zeit genug, meinte sie. Sie versprach, noch häufiger als bisher nach Eckernhausen zu kommen und die Kinder mitzubringen, und was dergleichen mehr war.

Wie hätte ihr nicht gelingen sollen, die Zustimmung ihres Mannes zu erhalten, der nicht so dumm war, den Vortheil, den der Besitz einer sechs Morgen großen adelichen Weide seinem Hofe brachte, zu verkennen. Als nun vollends die Gräfin selbst hinzukam, zwar nicht mit dem versprochenen förmlichen Freibriefe, aber doch mit der schriftlichen Anweisung an ihren Rentmeister, daß Dummeier's Hof von jetzt an aller meierrechtlichen Abgaben, Dienste, großer und kleiner

Reisen frei und ledig sei, hörte jeder Widerstand auf, denn in dem gutsherrnpflichtigen Bauer saß noch ein sehr tiefer Respect vor seiner Gutsherrschaft.

Die Gräfin machte keine Schwierigkeit, die Wiese an Dummeiers erb- und eigenthümlich abzutreten, und Anne Marie verpflichtete sich, bis Ostern 1778 als Hüterin und Pflegerin der Kinder im Schlosse zu bleiben.

Der Excellenz war dadurch eine große Sorge abgenommen; wenn sie auch an den Kindern, an der kleinen rosigen Anna noch mehr als an der blassen, ernsten, großäugigen eigenen Tochter ein halbes Stündchen Vergnügen fand, so erschienen ihr dieselben doch im ganzen nur als eine große Last.

Es war Ende Februar 1775, die Gräfin war längst nach Hannover zurückgekehrt, als sie von England die erste Kunde in den Angelegenheiten ihrer Mathilde empfing. Georg III. erklärte in einem französisch abgefaßten Document:

1) Daß er den Versuch, seine Schwester auf den dänischen Thron wieder zurückzuführen, billige, aber die Bedingung stelle, daß, im Fall eines glücklichen Erfolgs, keine Gewaltthätigkeiten gegen die Personen geübt werden dürften, die gegenwärtig im Besitze der Regierungsgewalt seien.

2) Nachdem die Revolution durchgeführt sei, sollte der Minister in Kopenhagen den Befehl erhalten, zu erklären, daß dieselbe mit Unterstützung Sr. königlichen Majestät unternommen sei.

3) Er übernehme es, die Kosten, welche die Wiedereinsetzung der Königin Mathilde nothwendig machte, zu bezahlen, verweigere jedoch, einen Vorschuß zur Förderung des Unternehmens zu bewilligen.

4) Endlich verpflichtete sich derselbe, und das war die Hauptsache, die vollbrachte Revolution, sofern es nöthig werden sollte, mittels Kriegsmacht aufrecht zu erhalten.

Das Document war von dem Baron von Lichtenstein für Georg III. unterschrieben und Wraxall übergeben, der es der Gräfin Melusine gebracht, um zunächst durch sie Mathilde benachrichtigen zu lassen, es dann aber weiter zu den Händen der Verschworenen in Altona zu befördern.

Melusine hatte Wraxall kaum entlassen und war damit beschäftigt, an den Baron von Senkendorf zu schreiben und ihm auseinanderzusetzen, daß dies die günstigsten Bedingungen seien, die erreicht werden könnten, da Georg III. ein Mehreres als Bruch der zwischen London und Kopenhagen bestehenden Tractate bezeichne und eine unüberwindliche Abneigung dagegen zu Tage lege, als Claasing angemeldet wurde.

Die Gräfin, die Claasing sonst in ihrem Boudoir zu empfangen pflegte, ließ ihn ins Empfangzimmer führen, da sie in Geschäftssachen ungern gestört wurde und auch sonst nicht wohl gelaunt war. Hier hatte derselbe indeß kaum einen Brief Karoline Mathildens übergeben, als Excellenz Graf P., Geheimrath, in einer wichtigen Angelegenheit gemeldet wurde. Der Jüte wurde nun in das ihm wohl bekannte Boudoir geführt, in welchem Melusine den an Senkendorf angefangenen Brief zwar in eine der Schiebladen des Schreibtisches gelegt und diese verschlossen, in der Eile aber vergessen hatte, auch das londoner Document wegzulegen; dies war nur unter andere Papiere geschoben.

Die Audienz des Grafen dauerte lange, der Reisestallmeister fing an sich zu langweilen und aus Langeweile mit den auf dem Schreibtische liegenden Dingen zu spielen. Dabei verschoben sich die Papiere und jenes Document kam zum Vorschein. Da das Convolut mit dem Siegel Lichtenstein's die Aufmerksamkeit des dänischen Spions erregte und er keine Scheu trug, die Briefgeheimnisse zu belauschen, las er den Inhalt.

Also hatte er doch recht gerathen; ja die Sache war schon weiter gediehen, als er geahnt. Schnell ordnete er die Papiere wieder in die frühere Lage und begab

sich an das entgegengesetzte Ende des Zimmers, mit den Fingern einen dänischen Matrosentanz an den Fensterscheiben trommelnd und im Nachdenken über das, was zu thun sei.

Er trommelte noch, als Melusine wieder eintrat, und schien so in Gedanken versunken, daß er ihren Eintritt nicht merkte. Diese, der schon eingefallen war, wie nachlässig sie gewesen sei, fühlte sich durch die Situation, in der sie Claasing fand, beruhigt.

Die Hof- und Staatsaction, wegen deren sich Excellenz zu ihr bemüht hatte, war eine Hofschlittenfahrt nach Celle, welche Graf P. mit ihrem Gemahl verabredet und wozu derselbe jetzt gleichsam die Genehmigung der Gattin holen und sich die Ehre erbitten wollte, ihr Cavalier zu sein. Es war nämlich nach schon eingetretenen Frühlingstagen nochmals Winter geworden, die Schlittenbahn gut und das Wetter nicht zu kalt.

Die Antwort an die Königin, die der Stallmeister zurückbringen sollte, lautete mit kurzen Worten: daß die Schmuckangelegenheit eine sehr günstige Wendung zu nehmen scheine und daß sie selbst mit dem ganzen Hof morgen nach Celle komme, wo sie Gelegenheit finden werde, das Weitere zu besprechen.

Statt direct nach Celle zurückzureiten, schlich Claa-

fing sich in Ahle's Schenke, wo er die Genossen schon versammelt fand, und die Würfel klapperten.

Daß der Verräther nicht ermangelte, seine Entdeckung Juliane mitzutheilen, war selbstverständlich. Diese übersah die ihr drohende Gefahr in ihrem ganzen Umfange und erkannte nur Ein Rettungsmittel, vor dem sie nicht zurückschreckte — den Tod Mathildens.

Es war am 3. Mai, als Claasing neben einem ansehnlichen in Hamburg zu ziehenden Wechsel eine in Blech verschlossene Kapsel aus Kopenhagen erhielt, mit der anonymen Anweisung, die Blechkapsel zu öffnen, nicht aber das darin befindliche in Leder gebundene und mit zierlichem Goldschloß versehene Etui, wozu der Schlüssel in einem versiegelten Schreiben lag, das die Adresse der Königin Mathilde trug.

Das Schreiben an Claasing enthielt außer dem Wechsel die Aufforderung, das Etui nebst Beilage der Königin Mathilde unter allen Umständen, wenn sie allein sei, es komme auf einen Tag früher oder später nicht an, zu übergeben. Dabei möge derselbe der Königin eröffnen, eine Anhängerin, die nicht genannt sein wolle, habe sich die Porträts ihrer beiden Kinder zu verschaffen gewußt und sende dieselben. Absenderin bitte aber, dieses Zeichen treuer Anhänglichkeit, an welches sie Ihre Majestät in bald zu erwartenden

bessern Tagen erinnern werde, geheimzuhalten, namentlich vor der Schwester aus Wolfenbüttel, weil sie sonst schwerlich verborgen bliebe.

Der Brief, der den Schlüssel enthielt, war von Claasing verschiedentlich im Sonnen- und Lampenlicht geprüft, er konnte darin außer der Adresse keine geschriebene Zeile erkennen, während er das kleine goldene Schlüsselchen nebst Verzierungen ganz deutlich unterscheiden konnte. Er war sehr neugierig und kannte Discretion nicht, wie wir das schon gesehen. Hätte er eine Stunde Unterricht gehabt in einem der damals in Europa ziemlich allenthalben an größern Orten bestehenden schwarzen Kammern, er würde keinen Augenblick gezögert haben, das feine adeliche Wappen, welches den Brief verschloß, zu öffnen. Aber er verstand nichts von solchen Künsten. Seine zierlichen Hände waren wol gewohnt, den widerspenstigen Hengst im Zaum zu halten, eine zarte Taille zu umschlingen, den Würfelbecher zu schwingen, aber ein Siegel zu öffnen und wieder kunstvoll zu verschließen, das verstanden sie nicht.

O hätte er seinen Gelüsten doch auch hier nachgeben können, vielleicht würde ihn die Strafe für seinen Verrath erreicht haben und vieles Unglück abgewendet sein, jetzt, wie in nächster und ganz ferner Zukunft!

Es fiel ihm auf, daß die Anweisung des Wechsels von demselben kopenhagener Bankhause ausgestellt war, das auch diejenigen Sendungen an ihn vermittelte, die von Juliane kamen, aber der Gedanke, wie und wo er die Königin allein sprechen könne, überwog anderes Nachdenken. Die Gelegenheit war schwer zu finden, denn im Schlosse wie in der Stadt Celle herrschte damals große Verwirrung und Aufregung. Ein bösartiges Scharlachfieber hatte sich nach eingetretener Frühjahrswärme verbreitet. Das Hoflager im Schlosse war davon nicht verschont geblieben, ein Lieblingspage der Königin war der Krankheit schon erlegen, und jetzt befiel die Krankheit auch die kleine Sophie von Bennigsen. Die Königin liebte diese wie ihr eigenes Kind und konnte nur mit Mühe von ihrem Krankenlager zurückgehalten werden.

An Ausreiten war nicht zu denken, selbst die gewöhnlichen Spaziergänge im Jardin français unterblieben. Dazu kam die Aufregung vor der in Dänemark sich nahenden Katastrophe, denn ihre Anhänger waren entschlossen, den Versuch ihrer Wiedereinsetzung auch ohne Geldhülfe von England zu wagen.

Der Jüte war zwei Tage in den Corridors des weitläufigen Schlosses umhergeschlichen, um eine Gelegenheit zu erspähen, die Königin allein zu treffen,

als sich die Nachricht verbreitete, dieselbe wünsche den in einem Gewölbe beigesetzten todten Pagen noch einmal zu sehen. Die Oberhofmeisterin von Ompteda hatte sie auf den Knien beschworen, von diesem Vorhaben abzustehen, aber die Königin konnte sehr eigenwillig sein.

Da sie das Zittern und Zagen, die Angst und Furcht ihrer nächsten Umgebung sah, erklärte sie, allein gehen zu wollen, und keiner der Pagen und Kammerherren beeilte sich, ihr seine Begleitung aufzudringen. Nur eine treue Kammerfrau begleitete sie und zwei Diener mit Wachskerzen gingen ihr vorauf. Claasing benutzte diese Gelegenheit, in das unverschlossene kerzenhelle Gewölbe zu treten, und als die Königin dort, die Dienerschaft zurücklassend, eintrat, ließ er sich vor ihr auf die Knie nieder und überreichte Etui und Brief, die Botschaft, die er daneben empfangen, bestellend.

Die zärtliche Mutter ließ den Todten todt sein, riß mit Hast den Brief, der den Schlüssel enthielt, auseinander, öffnete das Etui, sah die Züge ihrer Kinder, die sie drei Jahre nicht mehr gesehen, sich freundlich entgegenlächeln, küßte das Elfenbein, worauf sie gemalt waren, und sank ohnmächtig in Claasing's Arme.

Dieser öffnete die Thür und rief nach Hülfe. Allein die Königin erholte sich bald und ging, auf den Arm

ihrer Kammerfrau gestützt, in ihre Gemächer zurück, wo sie, jedermann unzugänglich, bis Abend im Anschauen der Bilder verweilte.

Die durch das unerwartete Geschenk hocherfreute Königin setzte sich am Abend noch mit ihrem Hofe zu Tisch, genoß aber nichts. Sie klagte über Frösteln. In der Nacht nahmen die Krankheitserscheinungen zu, sodaß der Leibarzt von Leyser am andern Tage den berühmten Leibmedicus Dr. Zimmermann aus Hannover hinzuzog. Aber ärztliche Hülfe war hier vergebens. Am 11. Mai abends verschied Mathilde.

Noch in den letzten Augenblicken hatte sie sich nach dem Befinden der kleinen Bennigsen erkundigt, und als die Aerzte versicherten, daß das Kind außer aller Gefahr sei, erwidert: „Dann sterbe ich ruhig.“

Zu großer Verwunderung der „guten Ompteda“, wie die Königin sie nannte, fand man nach ihrem Tode ein Etui mit den Bildern ihrer Kinder an ihrem Busen. Niemand aus der Umgebung der Königin wußte, wie es in ihren Besitz gekommen sei.

Man sagte, die Königin sei am Scharlachfieber gestorben, obgleich die Aerzte selbst an diese Krankheit nicht glaubten, sondern von einem Fleckfieber sprachen. Hätten sie gewußt, was wir wissen, daß nach Oeffnen und Küssen des Etuis schon die Königin in Ohnmacht

fiel, daß sie das unglückliche Bild den ganzen Nachmittag nicht aus Händen und Augen gelassen und unzähligemal an die Lippen gedrückt, sie würden vielleicht auf eine andere Todesursache verfallen sein.

In Kopenhagen ließ, nachdem der englische Gesandte die formelle Anzeige von dem Tode der Königin gemacht hatte, Juliane Marie den angesagten Hofball nicht absagen, sie wußte sich jetzt erst als Herrscherin.

Nach vier Wochen war Claasing Oberstallmeister des Grafen von Wildhausen, aber in Hannover selbst, nicht auf dessen Gestüt in Heustedt, wohin wir unsere Leser zurückversetzen müssen.

Siebentes Kapitel.

Zunftzopf.

Am Ende der Langenstraße in der Weststadt, da, wo sich diese in drei kleine abzweigte, die den Beinamen Klein-Paris führten, lag das Spritzenhaus Nr. 2, daneben, aber schon in Klein-Paris, die dazugehörige Officialwohnung mit einem kleinen Garten. Diese Wohnung ward seit dem Herbst des letzten Jahres von dem Spritzenmeister Georg Schulz, dem Holzdrechsler, bewohnt.

Schulz war in Heustedt geboren, sein Vater war dort Bürger und Holzdrechsler gewesen, und er selbst mußte wieder Drechsler werden, das war so hergebracht. Georg Schulz war eine niedersächsische Natur, plump und etwas roh, phlegmatisch und zähe, arbeitsam und fleißig, nicht leicht zum Zorne geneigt, aber grenzenlos heftig, wenn er einmal in Zorn gerieth. Er war acht Jahre in der Fremde gewesen, hatte einen schönen Theil von Deutschland durchwandert. Von

Hannover zog er nach Braunschweig, von da nach Leipzig, hielt sich dann in dem alten kunstreichen Nürnberg ein Jahr und länger auf. Die Donau hatte er in Regensburg zu Gesicht bekommen, war aber nicht an ihr herunter, sondern hinaufgewandert dem Schwabenlande zu. In Ulm und Tübingen hatte er Arbeit gefunden, war dann in Mainz länger als zwei Jahre bei einem kleinen Meister geblieben, dort traf ihn die Nachricht vom Tode des Vaters, und ein klagender Brief der Mutter rief ihn zurück, damit er das Bürgerwesen und die Kundschaft des Vaters übernähme, ein Haus gründe. Jetzt erst zeigte es sich, warum sich derselbe von Mainz nicht trennen konnte.

Nicht der wohlfeile Wein, der leichte Sinn und das lustige Leben der alten Bischofsstadt hatten es ihm angethan, sondern die achtzehnjährige Meisterstochter, die braunäugige Marie mit den langen dunkeln Augenwimpern und dem frommen madonnenartigen Augenniederschlage.

Als der Brief der Mutter angekommen war, und Georg davon sprach, nach Hause zu müssen, kam es zur Erklärung. Sie liebte ihn sehr, den blonden Ketzer, und hatte sehr oft zu der heiligen Namensgenossin gefleht, daß sie ihr die Gegenliebe schenken oder

vielmehr ihr sein Herz auf ewig erhalten möge, denn seine Blicke, sein ganzes Wesen hatten es ihr schon seit einem Jahre gesagt, daß er sie liebe.

Man erklärte sich jetzt dem Vater. „Ich gebe sie dir gern, meine Marie“, sagte der Drechsler, „denn ich kenne dich als einen fleißigen, stillen, treuen Gesellen, würde dir auch's Geschäft geben und bei euch leben, wenn der Bub, der Joseph, nit wär', lungert da in Paris herum, ist aber, glaub' ich, viel mehr auf den Straßen und in den Wirthshäusern als in der Werkstatt, will nichts als Geld, Geld und wieder Geld, hat's Mütterliche bis auf das Haus fort. Würde dir gern das Haus verkaufen, um in Paris zu bleiben, könnt'st nur Geld schaffen. Kannst dein Heimwesen nit verkaufen? Gelt? 's ist besser hier als da unten am Meere.“

Der Gedanke leuchtete dem Brautwerber ein, er schrieb nach Hause, er wolle sein Glück am Rhein zu gründen suchen, wo er jetzt eine gute Gelegenheit gefunden, sich anzukaufen, die Mutter möge das Haus verkaufen und sich zur Miethe setzen, er wolle reichlich unterstützen. Oder aber sie möge im Hause wohnen bleiben und 500 Thaler auf dasselbe aufnehmen, die Zinsen wolle er jährlich schicken. Wenn sie wolle,

könne sie auch zu ihm ziehen, denn er denke die Tochte
seines Meisters zu heirathen.

Die Mutter, die selbst nicht schreiben konnte, lie
ihm antworten, das Haus, das Vater, Großvater un
Urgroßvater schon besessen, und worin alle drei al
Drechsler ihre gute Nahrung gefunden, zu verkaufe
wäre eine Sünde und Schande, zu der sie selbst nie ihr
Einwilligung geben würde. Sie wäre jetzt fünfundsechzi
Jahre alt, der Hülfe und Pflege bedürftig, er ihr ein
ziger Sohn, auf den der liebe Gott sie angewiese
habe. Er solle des Spruches gedenken: Ehret Vate
und Mutter, so wird Gott euch ehren.

Geld auf das Haus zu borgen sei unmöglich. De
Vater habe in den letzten drei Jahren schon 600 Tha
ler anleihen müssen, jetzt spreche man wieder vor
Kriege, und das Geld sei rar. Auch möge er sich woh
bedenken, ehe er ein fremdländisches Frauenzimmer hei
rathe; es gebe in Heustedt respectable Personen, di
es nicht verschmähen würden, seine Frau zu werden.

Hätte Georg geahnt, daß Nachbars Lenchen, di
funfzehn Jahre älter war als er, und die schon, al
er noch ein Lehrling war, mit ihm zu liebeln Lu
gezeigt hatte, den Brief geschrieben, und daß sie selbs
die respectable Person sei, welche sich herablassen wolle
ihn zu heirathen, er würde anders gehandelt haben

als er handelte. So aber erklärte er dem Meister, Gottes Gebot gehe vor Menschengebot, er müsse der Mutter gehorchen. Marie aber erklärte, ihm bis ans Ende der Welt folgen zu wollen. So wurde denn die Aussteuer, soweit sie nicht von der verstorbenen Mutter schon vorbereitet war, fertig gemacht, einige hundert Gulden, das ganze Erbtheil der Tochter, wurden auf das Haus angeliehen, diese quittirte über den Empfang und entsagte allen weitern Erbansprüchen an mütterliches und väterliches Vermögen. Die Trauung geschah in einem benachbarten protestantischen Dorfe, und eines schönen Tages, im Herbst des Jahres 1766, setzten sich Georg und Marie auf das Marktschiff und fuhren den Main hinauf nach Frankfurt. Hier, wo gerade die Messe zu Ende war, schloß man sich einer Krämerkaravane an, die nach dem Norden zurückzog und Mariens Aussteuer mit auf die Wagen nahm. Als man nach acht Tagen in Münden angelangt war, mußte das junge Ehepaar von gutem Glück sagen, daß es den Fuhrhans aus Heustedt dort traf, welcher Personen und Sachen auf seinem Weserbock mitnahm. Das war freilich eine verzweifelt langsame Fahrt, das war nicht das breite grüne Wasser des Rheins, das noch immer seine Alpengeburt bezeugte, sondern so gelb wie der Main, und die Ufer waren nicht so schön

als die im Rheingau; mindestens hielt Marie Weinberge und alte Ruinen für schöner als die Eichenwälder an den Bergen, durch die sie hinfuhren. Sie saßen da, von der warmen Septembersonne beschienen, eng zusammengekauert auf dem kleinen Platze neben dem Steuer, und der junge Gatte erzählte von seiner Heimat, mußte zum hundertsten male sein Haus mit Garten daran beschreiben, er und seine Frau machten Plane für die künftige Einrichtung.

„Die Stube links“, sagte sie, „mußt du zum Laden ausbauen, die Kammer dahinter wird die Eßstube und die Wohnstube für deine Mutter, die Werkstatt rechts muß in den Hof verlegt werden, das soll meine Wohn- und Putzstube werden, denn ich will auch verdienen. Meinst du, daß ich umsonst seit einem halben Jahre nach Cousine Lili in der Domstraße gegangen wäre, um ihr zu helfen? Ich habe das Putzmachen gelernt aus dem ff und kann frisiren, kann Kleider machen. Cousine Lili hat mir alle Hefte des «Mercure galant» bis auf die letzten geschenkt, ich bringe die neuesten pariser Moden mit nach deiner Heimat. Wenn in Heustedt so viele vornehme Damen wohnen, als du sagst, werde ich viel Geld verdienen, und wenn wir erst“ — — hier schmiegte sie sich an ihn und wurde roth.

Man kam nicht sehr weit mit dem Weserbock. Am ersten Tage legte Fuhrhans noch früh am Tage bei Beckerhagen an, er sollte hier von der Hütte einige eiserne Oefen mitbringen.

Am andern Tage wurde in Höxter Nachtquartier gemacht, am dritten Tage kam man wirklich bis Hameln, und da es noch früh nachmittags war und Fuhrhans aus- und einzuladen hatte, bestieg das junge Ehepaar den Klüt und erfreute sich an der prächtigen Aussicht, welche Marie an die schöne Heimat erinnerte.

Am siebenten Tage legte man an der Brücke von Heustedt an.

Die künftige Wohnung war ärmlicher und zerfallener, als Marie, als selbst Georg gedacht hatte; man sah überall das Zurückgekommensein. Die Mutter war weniger freundlich und zuvorkommend gegen die Schwiegertochter, als diese erwarten konnte. Dazu trat nun noch trübe regnichte Witterung ein. Heustedt, namentlich der Theil, wo Georg wohnte, und der von Wagen stark befahren wurde, war sehr schmuzig. So machten der Ort, das Haus, die Schwiegermutter einen sehr übeln Eindruck auf die junge Frau, welcher der Unterschied zwischen dem goldenen Mainz und diesem erbärmlichen Landstädtchen nur zu bald klar wurde.

Aber auf des Ehemannes Gesicht erglänzte Sonnenschein, er hatte die Heimat lieber gehabt, als er wußte, er fand manche alte Jugendfreunde, die sich um ihn drängten, er war sofort beschäftigt, denn er arbeitete im Hause eines Zunftgenossen an seinem Meisterstücke, einem Spinnrade, wozu er sich das Muster schon vor langen Jahren in Nürnberg ausersehen, und an dessen Verzierungen er auf seiner ganzen Wanderschaft im Kopfe gearbeitet hatte.

Im Hause arbeitete er in der schon nach dem Hofe verlegten Werkstätte allerlei zierliche Schnupftabacksdosen aus Horn und Holz, Löffel und Gabeln zum Salatmachen aus Buchsbaum, Akazienholz und Horn, und viele andere Sachen, die damals noch von Holz gemacht wurden, zu denen man heute Silber, Eisen und andere Metalle nimmt, z. B. Leuchter. Wenn der Laden fertig wäre, sollten zugleich alle seine Herrlichkeiten zur Schau gestellt werden. Der Kunstfertige hatte in der Fremde mancherlei gelernt, er konnte in Horn wie in Messing drechseln, verstand sich auf Tischler-, selbst auf Böttcherarbeit.

Die Aenderungen und Ausrüstungen, welche mit dem Hause, dem man auch von außen ein neues Kleid gab, nöthig wurden, verschlangen die paar hundert Gulden der Frau, sie erhielt nun aber auch ein aller-

liebstes kleines Wohnzimmer, das zu betreten keine adeliche Dame zu scheuen brauchte, wenn sie die Putzsachen, die diese anzufertigen begann, in Augenschein nehmen wollte. Und Marie war sehr fleißig. Sie begann, nach freilich vorjährigen pariser Mustern, die aber keinenfalls schon nach Heustedt gekommen waren, Kopfputze zu arbeiten, wozu sie vielerlei Stoffe, zum größten Theil durch die Cousine Lili direct aus Paris bezogen, mitgebracht hatte.

Zu dem allen sagte die Schwiegermutter freilich kein Wort, schüttelte aber sehr bedenklich den Kopf, brummte in sich hinein und klönte, wie man in Heustedt sagte, dem Sohne, wenn sie allein mit ihm war, täglich die Ohren voll über das unerschöpfliche Thema: „Deine Frau will zu hoch hinaus, das nimmt kein gutes Ende.“

Das Meisterstück war fertig, angenommen, der Meisterschmaus gegeben. Am nächsten Sonntage machte der Jungmeister mit seiner kleinen hübschen Frau bei den Nachbarn und den wenigen Verwandten Visite, dann ging er selbst zu allen Honoratioren, zu den Adelichen, Beamten, Predigern, Advocaten, Aerzten, um ihnen anzuzeigen, daß er sich als Drechsler besetzt, einen offenen Laden errichtet habe, sowie daß seine Frau sich mit dem neuesten pariser Damenputz

und Kleidermachen empfehle. Wochenblätter, deren Heustedt heute zwei hat, oder andere Wege zu solchen Anzeigen gab es damals in Heustedt nicht, die Kunst, Reclame zu machen, war höchstens in Paris erfunden.

Die Sache ging über alle Erwartungen gut. Die kleine Frau mit den großen freundlichen braunen Augen und der neckischen Sprache gefiel in der ganzen Nachbarschaft wie in der Freundschaft. Nur im nächsten Nachbarhause gefiel sie nicht, im Hause des Rathsmanns und Brauers Neidhard, wo dessen unverheirathete Tochter Lenchen das Regiment führte. Lenchen war nie hübsch gewesen, ihre Augen waren mehr grün als grau, die Blattern hatten sie entstellt, dennoch hatte es ihr in den jungen Jahren nicht an Freiern gefehlt. Damals hatte sie sich aber eingebildet, ein Offizier, der bei ihrem Vater Geld borgte und mit ihr schön that, würde sie heirathen. Sie hatte die Hoffnung noch fort gehegt, als der Offizier schon längst Heustedt verlassen hatte und nur noch artige Briefe um Prolongation der Schuld schrieb, in denen ein Gruß an die tugendsame Jungfrau Tochter nie fehlte. Zu dieser Zeit waren angesehene Bürgersöhne, ein reicher Bäckersohn, ein Schlächtersohn, und sogar ein Schulmeister, erstere durch ihre Aeltern beinahe gezwungen, um sie anzuhalten, während den

Schulmeister der wohlbehäbige Bratengeruch, der jahraus jahrein aus der Küche des Brauers drang, zu Herzen gegangen war, mit ihren Bewerbungen abgewiesen. Nun wagte sich auch kein Aermerer mehr heran; die tugendsame Jungfrau vereinsamte immer mehr, es ging sogar das Gerücht, daß sie sich herabgelassen habe, mit einem Brauknechte ein Verständniß anzufangen, dieser aber schließlich vorgezogen habe, den Dienst zu verlassen.

Lenchen war jetzt eine fünfundvierzigjährige Jungfrau, die an keinem Sonntage Gottes Wort versäumte und, wie der Prediger sagte, ein Musterbild von Frömmigkeit war.

Wie die meisten Menschen, wenn sich ihre Erwartungen und Wünsche auch noch so oft als Illusionen gezeigt haben, auf einen Hoffnungsstern am Himmel vertrauen, an ihn neue Träume von Glück als den letzten Hoffnungsanker ketten, so hatte auch Lenchen sich eingebildet, ihr Nachbar Georg Schulz, dem sie als Jungen oft Obst und Kuchen, Würste und kleine Geschenke zugesteckt, werde sie in der Fremde nicht vergessen.

Solange Georg's Vater noch lebte und die Correspondenz mit dem Sohne besorgte, hatte sie ihn immer grüßen lassen, ja sie hatte das Unglaubliche gethan,

in einem alten Atlas der deutschen Reichskreise Georg auf jeder Wanderung zu begleiten. Georg's Vater hatte das niemals gemeldet, dagegen immer herzliche, jedenfalls Grüße mit irgendeinem zärtlichen oder poetischen Ausdrucke, zurückbestellt, weil er gemerkt, daß solchen Erfindungen immer einige Annehmlichkeiten für ihn und seine Frau folgten.

„Da schwätzt man immer, die Jungfer Neidhard habe ein schlechtes Herz, sei geizig wie ein Drache", sagte Moses Hirsch, der beiden gegenüberwohnte, „sehe ich aber doch, wie sie sich annimmt der Schulzens, wie sie bringt von allem, was wächst im Garten und Felde, ins Haus."

Lene gerieth außer sich, als sie aus der Correspondenz Georg's ersah, daß sein Herz in Mainz gefangen war. Sie schwur seiner Frau Rache, ehe sie dieselbe nur gesehen, und sah sie, als das junge Ehepaar kam, mit so grünen, giftigen Blicken an, auf der Hausflur in Georg's Hause postirt, daß Marien dies auffiel und sie den Mann fragte: „Was ist denn das für eine alte Katz?" Lenchen, die tugendreiche Jungfrau, war es, welche zunächst die Schwiegermutter gegen die Schwiegertochter aufhetzte, ihr das „obenhinaus Wollen" in den Kopf setzte, alles und jedes Thun und Lassen bekrittelte.

Die Hauptsache für die jungen Leute nun, ihr Verdienst, war vortrefflich. Das Spinnrad, welches als Meisterstück am Fenster des Ladens stand, wurde von den Vorübergehenden bewundert, man besah sich im Laden die eine und andere in Heustedt gänzlich unbekannte Waare, man fand alles niedlich, geschmackvoll und nicht übertheuer. Bald mußten zu jedem Brautwagen, der in der Umgegend ausgerüstet ward, Spinnrad und Haspel von Schulz gekauft werden. Die Herren kauften da ihre Pfeifen, die Knaben sogar, nicht nur von der Langenstraße, auch die von der Deichstraße und aus der Oststadt wollten keine andern Kreisel mehr als die von Schulz, der nun sogar solche verfertigte, die ein halbes Dutzend kleiner Kreisel in sich trugen, von denen immer einer aus dem andern heraussprang.

Auch die junge Frau hatte Arbeit die Hülle und Fülle. Als zuerst die Drostin von Schlump, welche vor allem auf Wohlfeilheit sah, für ihre Adele, das Kind, einen Ballschmuck bei ihr gekauft hatte, und dann die schöne Mainzerin, wie man sie nannte, ins Haus nahm, um dort auch das Ballkleid dazu zu machen, und nun das Kind auf dem Balle die am schönsten Geschmückte war, fand das Beispiel Nachahmung. Marie wurde bald immer mehr gesucht, sodaß sie schon

nicht Tage genug in der Woche hatte und zum Putzmachen die Abende verwenden mußte.

Die Putzmacherin ging gern in die Häuser der Honoratioren, um dort zu arbeiten, zunächst des Erwerbs wegen, sodann aber, um mit der beständig griesgrämigen Schwiegermutter nicht zusammen zu sein. Sie wurde in den fremden Häusern liebevoll aufgenommen, in Essen und Trinken gehegt und gepflegt, sie lernte und erfuhr manches bei dieser Art von Beschäftigung, was ihr bisher fremd gewesen war. Ihr Mann lächelte zwar und freute sich auch, wenn Marie ihm am Sonntage die Chatoulle, die er ihr selbst einst zum Geschenk angefertigt, zeigte, wie die blanken neuen und die großen breitgeprägten alten Kassen-Gulden sich mehrten. Im ganzen war ihm die Sache doch nicht recht. Man konnte es ihm auch nicht verdenken, daß er lieber mit seiner hübschen Frau zu Mittag gegessen hätte als mit der alten Mutter, welche gerade diese Zeit benutzte, ihre Klagen über die Hoffart der Schwiegertochter, über ihre Lust an schönen Kleidern, ihr katholisches Wesen, an den Mann zu bringen.

Und doch war kein Vorwurf ungerechter als gerade der letztere, denn Marie war weit entfernt, mit der Religion irgendwelchen Popanz zu treiben. Sie war zu jung, zu glücklich und zu gut, um fromm im heu-

tigen Sinne des Wortes zu sein. Religiosität war bei ihr mehr Sache der Erziehung und Gewöhnung als inneres Bedürfniß. Sie betete ihren Rosenkranz, kniete in ihrer einsamen Kammer vor dem Bilde der Madonna, ohne über diese Dinge weiter nachzugrübeln. Sie zeigte Achtung gegen den Glauben anderer und wollte Georg oft Sonntags in die Kirche treiben, während er doch lieber neben ihr saß und zusah, wie sie mit geschickten Händen Putz machte, oder sich bemühte, ihr allerlei Zureichungen in der Küche zu machen. Hier war an Sonntagen ihr Regiment, wo sie einmal auf rheinische Weise kochte, briet und buk, namentlich solange die Eier wohlfeil waren, das Lieblingsgericht des Mannes, die Kapuzinerklöschen oder auch Dampfnudeln.

Sie fuhr nur zweimal des Jahres, zur Fastenzeit und im Spätsommer, zur nächsten katholischen Kirche nach Twistringen, um zu beichten und zu communiciren, und alles, was bei ihr an Katholicismus hätte erinnern können, war ein kleines goldenes Kreuz, das sie beständig am Halse trug, das Geschenk einer Godel, und ihr madonnenhafter Augenaufschlag.

Das Alleinessen mit der Mutter war aber in der That das Wenigste, was den Drechslermeister mit dem außer dem Hause Arbeiten unzufrieden machte; die

Hauptsache war seine Eifersucht. Auch an ihr trug die alte Katze, wie Marie sie nur nannte, die Lene, schuld, die sich viel mehr in Schulz' Hause, bei der Mutter, zu thun machte, als Marie und Georg lieb war. Sie hatte ihn eines Tages gefragt: „Nun Meister Schulz, der Herr Baron von Bardenfleth scheint ja nicht mehr so viel zu kommen, Einkäufe zu machen und Bestellungen. Hat er der Freundschaftsdosen genug, oder sieht und spricht er die schöne Marie im eigenen Hause besser als hier?

Des Jungmeisters Gesicht überzog eine dunkelrothe Glut. War er denn blind gewesen? Sagte man nicht, daß selbst der Landrath von Vogelsang eifersüchtig auf den Baron von Bardenfleth sei, soweit er überhaupt eifersüchtig sein konnte? Hatte nicht der Doctor und adeliche Gerichtshalter Laxpeter Grund, eifersüchtig zu sein? War es doch den Bewohnern der Gartenstraße kein Geheimniß, wie oft der Baron am Abend oder frühen Morgen in den großen Laxpeter'schen Garten durch die Hinterthür schlüpfte, zu der er einen Schlüssel zu haben schien. War nicht der Baron sein erster Kunde gewesen, nachdem er sein Meisterstück gemacht? War er nicht wöchentlich ein oder zweimal gekommen, bald um ein Reh- oder Hirschgeweih für sein Jagdcabinet zurechtdrehen zu lassen, bald um eine Dose

zu kaufen oder zum Repariren zu bringen, bald um eine Pfeife zu bestellen? Und warum hatte dies so plötzlich aufgehört, warum gab es keine zudringlichere Kundin seit kurzem als die Frau Baronin von Bardenfleth, welche Marie für sich allein in Beschlag genommen hätte, wenn das möglich gewesen wäre?

Hätte der Eifersüchtige den wahren Zusammenhang gewußt, hätte er seine Eifersucht nicht in sich verbissen, sondern laut werden lassen, wie viel mehr würde er die Braunäugige geliebt haben, die dem Baron, als er beim Einkauf zudringlich und handgreiflich gegen sie geworden war, echt mainzerisch mit einer Handschelle nach mainzer Art geantwortet hatte.

Hätte er geahnt, daß die Baronin, gerade weil sie noch eifersüchtiger war als er selbst, Marie so oft in ihrem Hause beschäftigte, er hätte nicht nöthig gehabt, an so manchen Sommernachmittagen auf die Alvensleben'sche Parkmauer zu steigen, um hinter einer stark umbuschten Laube in Bardenfleth's Garten, wo Marie im Sommer oft arbeitete, zu lauschen, ob der Herr Baron sich im Garten sehen ließe.

Die Baronin hatte anfangs Marie zur Arbeit ins Haus genommen, weil es Mode war. Die Putzmacherin hatte den ganzen Tag mit der Kammerjungfer allein zubringen müssen, um Kinderzeug zu fertigen für ein

abermals bevorstehendes glückliches Ereigniß. Die Baronin war nur zwei- oder dreimal auf einen Augenblick im Zimmer erschienen, um sich die schöne Mainzerin anzusehen und vornehm einige Befehle zu ertheilen. Die Kammerjungfer schlug nicht aus der Art, sie erzählte und klatschte vom Morgen bis zum Abend. Die vielfachen Liebschaften des Barons selbst blieben nicht unerwähnt, und mit tugendsamer Entrüstung, doch nicht ohne eine Gefühl durchblicken zu lassen, wie geschmeichelt sie davon wäre, klagte sie auch über die Zudringlichkeiten, die sie selbst, besonders in der letzten Zeit, vom Herrn Baron habe ausstehen müssen, der doch eine so schöne gute Frau habe. Marie erklärte ohne Arg: „Ich weiß gelt ein besseres Mittel, gebt dem Herrn Baron eine Schelle, wie ich es gethan, und er wird Euch in Ruhe lassen.“

Nun mußte die schöne Mainzerin natürlich die Geschichte, wie der Baron ihr nachgestellt, weit und breit erzählen, und erhielt dagegen in Kauf alten und neuen Klatsch, wie er in der Bedientenwelt über die Abenteuer des Barons reichhaltig und pikant cursirte. Abends wußte die Baronin die Geschichte und beschloß, sich zu rächen. Sie ruhte und rastete nicht, bis ihr Marie für die nächste Woche einige Tage zur Anfertigung von Putz zusagte. Sie mußte jetzt im

Boudoir der Baronin arbeiten, die Kammerjungfer war nicht zugegen, die Baronin selbst unterhielt sich mit ihr und behandelte sie mit großer Artigkeit, die anfangs gemacht war, bald aber natürlich und aufrichtig wurde, je mehr sie sich an der Naivetät der Rheinländerin ergötzte. Während der Baron höchst selten und nie ohne besondere Veranlassung die Zimmer seiner Frau betrat und sie ihn nie dort entbehrte, wurde er heute drei- bis viermal gerufen, um sein Urtheil über den Schmuck abzugeben, der auf dem Kindtaufsfeste glänzen sollte.

Als der Baron, der von der Anwesenheit Mariens nichts wußte, zum ersten mal in das Boudoir trat und die Mainzerin erblickte, rötheten sich seine Wangen vor Scham. Seine Frau beobachtete ihn scharf und veranlaßte die Putzmacherin, den Schmuck, von rothem und schwarzem Sammt in Turbanart zusammengelegt, selbst zu probiren, der ihr reizend stand.

„Sieh, mein Schatz“, sagte sie zu dem Baron, „wie allerliebst das zu dem schwarzbraunen Haar der schönen Mainzerin steht, und es wird sich noch besser machen, wenn es erst mit Perlen umwunden ist. Doch verzeih', ich hatte vergessen, dich mit meiner Helferin bekannt zu machen: Marie Schulz, die Frau des Drechslers Georg Schulz.“ — Der Baron erröthete von

neuem, während Marie ihr Lächeln mit Mühe verhalten mußte.

Der Baron fühlte, daß es darauf abgesehen war, ihn zu beschämen. Das Spiel wurde wiederholt, d. h. der Baron ersucht, zu der Gemahlin zu kommen, so oft der Kopfputz in ein neues Stadium getreten war.

Die Eifersucht des Drechslers dagegen äußerte sich häufig bei unpassenden, gleichgültigen Meinungsverschiedenheiten, wo er mit ungewohnter Härte seiner Marie entgegentreten konnte, die dieses Betragen gar nicht begriff.

Inzwischen gebar Marie einen Sohn, des Vaters Ebenbild, und dieses Ereigniß machte vorläufig nicht nur ihrer Betriebsamkeit außer dem Hause, die oft Gegenstand eines Zankapfels gewesen war, ein Ende, sondern sie schaffte eine Zeit der Ruhe und des ungestörten Glückes. Selbst die Schwiegermutter zeigte sich zum ersten mal versöhnt und liebevoll, sie pflegte die Wöchnerin mit zartester Sorgfalt und that ihr alles zur Liebe. Georg entflammte nur einmal zum Zorn, als Jungfrau Lenchen unter dem Vorwande, das Kind zu sehen, sich abermals eine plumpe Anspielung auf dessen Aehnlichkeit mit dem Baron erlaubte. Er nahm die Tugendsame beim Arm und warf sie mit solcher Heftigkeit aus der Hausthür, daß sie den Nachbar

Hirsch Moses, welcher nach dem Abendstern sah, ob der Schabbes bald vorbei sei, beinahe umgeworfen hätte.

Die schöne Mainzerin war nach dem Wochenbett noch hübscher, fraulicher geworden. — Das Dasein des Kindes brachte es mit sich, daß das Kleidermachen außer dem Hause aufgegeben wurde, nur bei einzelnen Herrschaften, die sich immer sehr freundlich erwiesen, mochte Marie es nicht ausschlagen, diese mußten dann aber gestatten, daß Heinrich ihr mehrmals des Tages gebracht wurde, um gestillt zu werden. Die Schwiegermutter war krank geworden und gestorben. Das und der verbesserte Wohlstand brachte es mit sich, daß Marie eine Magd annahm, welche die gröbere Arbeit verrichtete, die Küche unter ihrer Leitung besorgte, und jetzt wurde, zeitweise zur Aushülfe, noch eine junge Person aus der Nachbarschaft als Kindermädchen gedungen.

Die in Heustedt übliche Art, einen kleinen bürgerlichen Haushalt zu führen, d. h. Garten und Gartenland zu bestellen, eine Kuh zu halten, ein Schwein aufzufüttern, Gemüse und Früchte für Menschen und Vieh selbst zu ernten, paßte zu Mariens Beschäftigung nicht. Daß ihre Schwiegermutter sie zu allen diesen Dingen hatte zwingen wollen, war oft Veranlassung

zu Streitigkeiten gewesen. Es war ihr Bedürfniß und Gewohnheit, sobald am Morgen die Stuben in Ordnung gebracht waren, der Kaffee auf dem Tische stand, im reinlichen, netten Kleide zu erscheinen, und sie wußte den einfachsten Stoff kleidsam für sich auszubeuten.

Je mehr gerade diese Accuratesse, die sie auf den eigenen Körper verwandte, die Mainzerin beliebt und gern gesehen machte bei den Honoratioren, desto mehr entzündete dies den Neid und die Eifersucht der gewöhnlichen Bürgerweiber. Da wurde Marie den Töchtern beständig als Beispiel einer schlechten Hausfrau vorgestellt, die sich um die nothwendigsten Dinge nicht bekümmere, die eine Magd halte, ohne mehr als eine Kuh im Stalle zu haben.

Wenn Marie in ihren Sonntagskleidern mit Georg einen Spaziergang machte, und junge und alte Männer bewundernd hinter ihr hersahen, dann hieß es „Seht, wie sich der fremde Aff' herausgeputzt hat!" — Die giftigste und erbittertste Feindin blieb aber Jungfer Lenchen, die jetzt, nach dem Tode ihres Vaters, unbeschränkt sich fühlte. Sie war unermüdlich, ihr Schlechtes nachzureden, und sann Tag und Nacht darüber, wie sie ihr Schimpf, Schande und Schaden zufügen könne. Im Verein mit einem Dutzend andern heustedter Frauen

zimmern hatte sie sich im zweiten Jahre der Verheirathung Georg's, nach der Geburt des Knaben, verabredet, der Fremden, der Katholischen, dem herausgeputzten Affen, und mit welchen andern Ehrentiteln die noble Clique Marie sonst noch beehrte, auf dem Schützenballe, dem einzigen gemeinsamen Vergnügen der Heustedter, zu zeigen, wie sehr man sie misachtete. Niemand sollte mit ihr sprechen, man wollte sich wegsetzen, wohin sie sich setzte, keiner der Männer, Brüder oder Vettern sollte mit ihr tanzen. Allein der schöne Plan, der außerdem sehr wahrscheinlich in sein Gegentheil umgeschlagen wäre, da auch die Honoratioren an jenem Balle theilnahmen, wurde zu Wasser. Die zärtliche Mutter nämlich, obgleich sie sich seit Wochen auf dieses Fest gefreut hatte, zog es vor, den Schützenhof nicht zu besuchen, sondern bei dem kleinen Heinrich, der fieberte, zu bleiben.

Man mußte in Heustedt früh zum Princip der Arbeitstheilung sich gewendet haben, es existirten dort zwei Zünfte oder Aemter von Drechslern, Holz- und Horndrechsler. Man hatte aber längere Zeit den Umstand nicht beachtet, mindestens war es den beiden dort lebenden Horndrechslern nicht in den Sinn gekommen, dem Meister Schulz den Verkauf von Horndrechslerwaaren irgendwie zu wehren, oder ihn sonst bei An-

fertigung von solchen Arbeiten zu beschränken. Es mochte das daher kommen, daß beide Horndrechsler alte Leute waren, die ihr Handwerk nur so nebenher, dagegen eine kleine Garten- und Ackerwirthschaft mit Lust und Liebe trieben. Der eine von diesen, Meister Kurze, hatte aber einen Sohn, dem er gern sein ganzes Geschäft übergeben wollte. Zu diesem Zwecke wurde der junge Mann aus der Fremde gerufen. Als er zurückgekommen war, kam es, man weiß nicht wie, zur Sprache, daß Georg eigentlich keine Hornwaare drechseln und noch weniger im Laden feilbieten dürfe. Das war Wasser auf die Mühle der tugendsamen Lene, und das Unglück wollte, daß sie einen gewissen Einfluß auf Meister Kurze ausüben konnte. Sie war seine weitläufige Verwandte, hatte selbst aber nähere Blutsfreunde nicht. Ihr Erstes war nun, mit der Familie des Vetters Kurze, die sie lange Zeit hatte gänzlich beiseiteliegen lassen, wieder in Verbindung zu treten und eine Erbeinsetzung in Aussicht zu stellen. Dann ging sie den Advocaten Laxpeter mit der Frage an, ob die Horndrechsler dem Meister Schulz verbieten lassen könnten, Hornarbeiten zu verkaufen. Laxpeter bejahte diese Frage mit der Voraussetzung, daß die Horndrechsler eine Zunft bildeten, dazu gehörten aber mindestens drei Personen; solange daher nicht min-

destens drei Meister in Heustedt wären, sei das so eine Sache.

„Ich schaffe den dritten Meister, wollen Sie den Proceß annehmen? Ich übernehme die Kosten und zahle hundert Thaler Vorschuß", rief Lenchen voll Freude.

Einen solchen fetten Proceß sich nicht entgehen zu lassen, konnte man dem Advocaten Laxpeter, dessen Praxis außerdem nicht die ausgebreitetste war, kaum verdenken, er sagte Ja. Nun betrieb die Tugendsame zunächst, daß ihr Vetter nicht des Vaters Geschäft übernehme, sondern sich als selbständiger dritter Meister besetzte. Nachdem dies geschehen und so ein Collegium gebildet war, übernahm Lenchen auch formell die Kosten eines gegen den Drechslermeister angefangenen Processes.

Die Sache war sehr geheimnißvoll betrieben, und Georg Schulz war im höchsten Grade erstaunt, als er eines Tages vom löblichen Stadtgericht ein sogenanntes Mandatum erhielt, wonach er sich bei funfzig Kassengulden Strafe des Anfertigens von Horndrechslerwaaren zum Verkaufe, so des Feilbietens und Verkaufs derselben im offenen Laden zu enthalten habe.

Was war da zu thun? Georg's Lorenzdosen von Horn hatten eine gewisse Berühmtheit erlangt, er hatte

Bestellungen aus Bremen wie aus Hannover erhalten, der Verkauf derselben bildete seine beste Nahrungsquelle. Er hatte noch jüngst eine größere Quantität amerikanisches Horn in Bremen gekauft. Allein er war ein abgesagter Feind von Processen, und daher eher geneigt nachzugeben, als einen Proceß zu führen. Ganz anders zeigte sich die Gesinnung seiner Frau. Sie hatte keinen Begriff von Zunftzopf, sie ging von dem Gedanken des natürlichen Rechts aus, daß jeder Mensch befugt sei, diejenigen Arbeiten, zu welchen er befähigt sei, auch anzufertigen, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ihr Vater in Mainz hatte ja auch Drechslerarbeiten, sowol in Holz als in Horn, gemacht. „Ein Drechsler ist Drechsler", sagte sie, „und es kann einerlei sein, ob du in Horn drechselst oder in Holz, wenn deine Arbeit nur gut ist. Was, du willst den elenden Drohungen nachgeben? Du willst der alten Katze mit den grünen Augen, die das alles eingeleitet hat, um uns zu schaden, den Gefallen thun, klein beizugeben? Nein, man muß sich vertheidigen, man muß einen Vertheidiger annehmen. Ich habe noch viele blanke Gulden in meiner Chatoulle liegen, solange noch ein Gulden da ist, leide ich nicht, daß du dein Recht aufgibst."

Der gutmüthige Ehemann gab der Frau nach.

Marie selbst ging zum Amtsadvocaten. Dieser versprach, sich durch Einsicht des Gildebriefes der Horndrechsler auf dem Rathhause erst zu instruiren. Er brachte guten Trost von dort mit. In dem Gildebriefe stehe nichts, daß die Horndrechsler allein und ausschließlich befugt seien, in Horn zu drechseln, sondern nur, daß sie in ihren althergebrachten Rechten und Gerechtsamen geschützt werden sollten. Sie müßten also beweisen, und der Beweis werde schwer werden, da er selbst sich erinnere, von Georg's Vater manche Pfeife von Horn gekauft zu haben. Auch Georg erinnerte sich wohl, daß, solange er überhaupt Erinnerung habe, sein Vater in Horn beständig gedrechselt und damit gehandelt.

Es wurde also eine Einrede der Erschleichung verhandelt, und der Proceß hatte seinen Anfang genommen. Wann das Ende sein würde, wußte damals niemand, oft erlebten es beide streitende Theile nicht.

Als sich das Gerücht von diesem Proceß verbreitete, fingen auch die Schneider an, ihre Köpfe zusammenzustecken. Lenchen brauchte nicht viel zu hetzen, unter den Schneiderfrauen gab es manche, denen die „Fremde" ein Dorn im Auge war. Acht Tage später erhielt auch Marie ein Mandat, sich des Einpfuschens in das löbliche Schneideramt zu enthalten und weder im eige-

nen noch in fremden Häusern weibliche Kleidungsstücke gegen Lohn anzufertigen, bei fünfundzwanzig Gulden Kassengeldstrafe.

Dagegen wurde auf Ermunterung und Beifall aller Damen aus dem Honoratiorenstande erst recht processirt, denn alle diese Damen erboten sich, Zeugniß abzulegen, daß kein einziger Schneider in Heustedt ein Damenkleid anzufertigen verstehe.

Beide Processe machten dem jungen Ehepaare in ihrem Anfange keinerlei Kümmerniß.

Aber von anderer Seite kam ganz plötzlich ein Ereigniß, welches das Lebensglück zu stören drohte. Marie sollte zum zweiten mal Mutter werden.

Sie pflegte, wie schon erwähnt, zweimal nach Twistringen zu Beichte und Abendmahl zu reisen. Es war Spätsommer und sie machte die Tour auf einem Korbwagen, vor den ein Pferd gespannt war, das Moses Hirsch freundnachbarlich umsonst dargeliehen hatte. Ihr Mann gab ihr bis zum nächsten Orte das Geleit, da sie schon vor Sonnenaufgang ausfuhr, um am Abend zurück zu sein. Der Pfarrer dort war ein alter würdiger Herr mit gepuderten Ohrlocken und Zopf, schwarzen seidenen Hosen und Schnallenschuhen. Sie hatte ihm nie verhehlt, daß ihr Erstgeborener in der Religion des Vaters getauft sei und erzogen werde,

schon weil es die Nothwendigkeit mit sich bringe. Der Dechant hatte in seinem Kirchspiele selbst dreißig bis vierzig protestantische Familien, und seit den funfzig Jahren, die er sein Pfarramt versah, war nie eine Streitigkeit zwischen Katholiken und Protestanten vorgefallen. Man lebte auf das friedlichste, die Kinder der Protestanten besuchten die katholische Schule, und erhielten später Religionsunterricht bei einem protestantischen Pfarrer. Die Protestanten wurden auf dem katholischen Kirchhofe beerdigt und die Kirchenglocken gaben dazu das Geläute. Die Protestanten besuchten oft die Predigten des frommen Greises, weil sie sich wirklich erbaut fühlten und die nächsten protestantischen Kirchen zu entfernt waren. Die Milde und Duldsamkeit des ehrwürdigen Geistlichen selbst hatte nicht verfehlt, auf seine Beichtkinder überzugehen.

Die Mainzerin wußte nicht, daß der gute alte Mann gestorben war. Sein Nachfolger war ein Eiferer für die alleinseligmachende Kirche, ein plumper westfälischer Bauersohn mit rohen Manieren und rohem Herzen. Nach wenig Wochen seines Dortseins war der Friede gestört.

Ketzerpredigten, Verfluchungen Luther's, Beschimpfungen seiner Anhänger mit allen möglichen Namen trieben zunächst die Protestanten aus der Kirche, die Kinder

der Protestanten wurden sodann aus den katholischen Volksschulen getrieben, ad majorem dei gloriam natürlich.

Marie sah, als sie in den Beichtstuhl trat, ein dickköpfiges Gesicht mit breiten, rothen, fleischigen Backen und fettem Unterkiefer ihr entgegenstarren. Sie wurde verwirrt, sie begann zu stammeln und unzusammenhängend das, was sie für Sünde hielt, zu bezeichnen oder anzudeuten. Als sie nun auch des von dem frühern Beichtvater als durch eine Art Naturnothwendigkeit bedingten und entschuldigten Umstandes erwähnte, daß ihr Heinrich in der gesammten protestantischen Umgebung protestantisch getauft und erzogen sei, drang der Beichtvater mit Fragen in sie, bis er die Familien- und häuslichen Zustände auf das kleinste ihr abgefragt hatte. Dann fuhr er, sich immer mehr ereifernd, sie mit strenger Stimme an:

„Nun und nimmer kann ich Euch Beichte sitzen! nun und nimmer Absolution ertheilen, noch die Hostie reichen zum Siegel der göttlichen Verzeihung! Solange Ihr nicht Euere Kinder auf die Alleinseligmachende taufen und für dieselbe bestimmen laßt, solange Ihr nicht wegen des bereits an der Kirche begangenen Verraths Buße thut, solange Ihr nicht gelobt, Euern Ehegatten durch Belehrung, Ermahnung,

Ueberredung, durch Euer ganzes Verhalten, namentlich im Ehebette selbst, für die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen, so lange wird jeder Versuch eitel sein, zur Beichte angenommen zn werden, Absolution und Nachtmahl zu empfangen! Vielmehr hat die heilige Mutter das Recht und die schmerzliche Pflicht, Euch zu excommuniciren und aller der zeitlichen Strafe und ewigen Verdammniß preiszugeben, welcher Euer Ehemann und alle übrigen Ketzer verfallen sind."

Als die geringste jener Strafen bezeichnete nun der Pfaffe die Verdammniß ihres Heinrich, die ewige Trennung von ihren theuern heißgeliebten Aeltern und Verwandten, von den Freundinnen und Gespielinnen ihrer Kindheit und von allen seligen Geistern, traf damit die verwundbarste Seite ihres zumal in jener Zeit empfindlichen Herzens und veranlaßte ein lautes krampfhaftes Schluchzen des armen jungen Weibes.

Von einer Fortsetzung der Beichte stand der Priester mit dem vollen Bewußtsein ab, daß nur eine solche Mahnung, wie er es in einer kurzen Recapitulation nannte, nun ohne Kirche, ohne Aeltern, ohne göttliche Verzeihung auf Erden zu sein und zugleich mit dem lebenden und dem ungeborenen Kinde der ewigen Verdammniß entgegenzugehen, auf ein seit Jahren durch

das Leben mit und unter Ketzern verdorbenes Gemüth Wirkung haben könne.

So kehrte denn Marie heim, ohne Absolution empfangen zu haben. Ein schwerer Heimweg war das. Der Kopf war ihr so müde und wollte ihr auf die Brust sinken, und doch konnte sie ihn in dem Schaukelstuhle des Korbwagens nicht einmal anlehnen. Die Brust war ihr so voll, so schwer. Es schien ihr, als wenn das Kind, das sie unter dem Herzen trug, die Frage an sie stellte: Also durch deine Schuld, o Mutter, soll ich zur ewigen Verdammniß bestimmt sein?

Ihr Herz war durch die Worte des Priesters weniger erweicht als erstarrt. Sie hatte weder im Beichtstuhle Thränen vergießen können, noch wollten diese jetzt kommen, als sie über die öde Heide fuhr. Sie erreichte bald die Amtsgrenze, da stand, noch im Twistringenschen, inmitten eines Fuhrenkamps ein Muttergottesbild. Sie ließ den Wagen halten, stieg aus und kniete nieder vor der Schmerzens- und Gnadenreichen.

Hier kamen ihr die Thränen, zum ersten mal in ihrem Leben sagte sie kein auswendig gelerntes Gebet, keine Worte ohne Gedanken. Sie betete um das Seelenheil ihres Heinrich, um die Erlösung von ewiger Verdammniß des Kindes, das sie unter dem Herzen trug. Und Madonna schien ihr gnädig zuzulächeln.

Als Marie sich wieder erhoben hatte und im Wagen saß, fühlte sie sich erleichtert. Sie kam durch ein großes Kirchdorf, von Protestanten bewohnt, die Bevölkerung feierte das Erntefest und war auf dem Gemeindeanger, wo man Buden und Zelte aufgeschlagen hatte, im fröhlichen Tanze beisammen.

Glaubte einer dieser Menschen an seine ewige Verdammniß? Gewiß nicht; und hatte der Priester recht, daß alle Anhänger Luther's am Jüngsten Tage hinabgestoßen werden sollten in die Hölle, wo es nur Heulen gibt und Zähnklappen?

Die Mainzerin hatte über religiöse Dinge nie viel nachgedacht, sie hatte angenommen, geglaubt, was ihr gelehrt wurde, hatte die religiösen Ceremonien mitgemacht und nachgemacht. Man war in Mainz nicht eben fromm in jener Zeit; der Kurfürst war ein Lebemann, und alle Mainzer sind von jeher keine Kopfhänger gewesen. Man besuchte die Messe, betete den Rosenkranz, flehte die Mutter Gottes um mancherlei weltliche Dinge an, das Innerliche, das Geistige, fehlte aber. Die junge Frau hatte wenig Gelegenheit gehabt zu reflectiren, sie hatte wenig nachgedacht über den Himmel, noch weniger über Fegfeuer und ewige Verdammniß, die Gegenwart selbst hatte sie immer hinreichend beschäftigt, und ihre Gedanken waren immer

nur auf das Nächste gerichtet gewesen. Jetzt war ihre Phantasie durch schreckliche Bilder angeregt und von ihnen erfüllt, die wilden bösen Augen, mit denen der Priester auf sie eingesprochen, wollten lange nicht von ihrer Seele weichen.

Jetzt waren sie fort, die bösen Augen des Priesters, jetzt waren sie fort, die Höllenbilder! Sie konnte frei athmen und, was mehr, sie konnte wieder denken. Und Marie dachte.

War eine ewige Verdammniß überhaupt möglich? Konnte Gott, wenn er der allmächtige und allgerechte war, die Sünde einer Mutter an ihrem Kinde strafen? Sie war durch große Länderstrecken, von Frankfurt an gereist, in denen lauter Protestanten wohnten, und diese alle sollten ewig verdammt sein, weil sie Gott auf andere Weise anbeteten, denselben Gott, denselben Christus anbeteten?

Ihr einfacher, natürlicher Sinn beantwortete diese Fragen mit Nein, sagte ihr, daß der Priester gelogen haben müsse. Aber nun stellte sich wieder der angeborene und anerzogene Glaube an das Priesterthum dazwischen. Mußte der Mann Gottes nicht die Wahrheit sagen; warum hätte er sie schrecken sollen, wenn er nicht selbst überzeugt war von dem, was er sagte? Zu dem Gedanken erhob sie sich nicht, daß der Priester

auch irren könne, daß er sich in Unduldsamkeit und Fanatismus hineingearbeitet, daß er sich selbst noch nicht aufgeschwungen zu der Erkenntniß der Eigenschaft Gottes, die Rache und Uebelzufügung als einen Widerspruch mit dem Wesen Gottes erscheinen läßt.

Essen und Trinken hatte sie vergessen, immer nur nach Hause getrieben, körperlich und geistig zerschlagen kam sie in Heustedt an.

Als der Drechsler seine Frau aus dem Wagen gehoben, rief er erschreckt: „Aber mein Gott, Schatz, wie siehst du aus?!“ „Nichts, Lieber“, antwortete sie, sich zusammennehmend. „Der starke Wind hat mir auf dem ganzen Wege den Staub in die Augen geweht, das Rütteln und Schütteln hat mich angegriffen.“ In der Stube angekommen, sank sie halb ohnmächtig auf einem Stuhle zusammen, dann aber plötzlich raffte sie sich auf, stürzte über die Wiege her, riß das schlafende Kind aus ihr empor, bedeckte es mit hundert stürmischen Küssen und rief wie außer sich: „Dich, dich meinen Einzigen, meinen lieben Engel, wollen sie in die ewige Verdammniß und Hölle schicken?“ Dann sank sie besinnungslos zusammen.

Georg schickte zu dem Arzte. Ehe er kam, hatte sich Marie erholt; ein Glas Wasser hatte sie erquickt. Der Arzt verordnete Wein, etwas Essen und Ruhe.

In der Nacht beichtete denn das arme gepeinigte Weib ihrem Manne die Vorgänge in Twistringen.

Der sonst so ruhige Mann verfiel in seinen Wuthzustand: „Da soll doch ein tausend Schock Schwerenoth den verfluchten Pfaffen holen! Verflucht, wenn du je wieder einen Schritt nach Twistringen thust, ich aber will hingehen und den Pfaffen todtschlagen."

Die junge Frau hatte Mühe, den Zorn des Eheherrn zu besänftigen und ihm vorzustellen, daß die Nachbarn sein Toben ja hören könnten und denken, man zanke sich.

Das schlug durch, und als jener wieder beruhigt war, liebkoste und schmeichelte er seine Marie und bat sie wegen seines Zorns um Verzeihung. Er suchte ihr dann mit denselben Gründen das Unvernünftige, Widersinnige, ja Gottlose der priesterlichen Lehre darzustellen, als sie selbst es gethan. Bis tief in die Nacht führten die Eheleute religiöse Gespräche, beruhigt schliefen sie ein.

Marie gebar ihren zweiten Knaben. Er wurde Friedrich getauft, und sie selbst war bei der Taufe gegenwärtig. Der Pfarrer, von dem Vorfalle in Twistringen unterrichtet, sprach bezügliche Worte, bestimmt, ihr Gemüth zu beruhigen. Sie aber war ein starkes Weib, sie hatte sich durch wochenlanges Nach-

denken freigemacht von dem Glauben an die Wahrhaftigkeit des Priesters, von dem Glauben, daß ihren Kindern als Protestanten ewige Verdammniß drohe, und damit von vielem Aberglauben ihrer Kindheit.

Als im Winter ein Brief des Pfarrers aus Twistringen kam, der außer Fegfeuer und Hölle noch mit Excommunication drohte, gab sie ihn lächelnd dem Manne und bat, ihn zurückzusenden, wobei er dem Pfarrer, wie sie sich ausdrückte, seine Meinung sagen könne.

Die Zeit verging, weiterer Ehesegen blieb nicht aus. Die Mainzerin gebar in den nächsten Jahren noch zwei Mädchen, Klara und Marianne getauft, und einen Knaben — Otto.

Allein der Kindersegen hatte neben der Freude, die er verursachte, schwere Sorgen und Einschränkungen im Gefolge. Selbstverständlich hatte bei mehrern Kindern das Kleidermachen in und außer dem Hause schon gänzlich aufgehört, auch das Putzgeschäft war eingeschlafen, nachdem die Cousine in Mainz verstorben und dadurch die Verbindung mit Paris unterbrochen war.

Als dieser Nebenverdienst nach und nach aufgehört hatte, merkte Georg eigentlich erst, daß er nicht Neben-, sondern Hauptverdienst gewesen sei.

Sein Drechslergeschäft war nicht vorwärts, son-

dern zurückgekommen. Die Mode der Freundschafts-dosen war eingeschlafen. Mit vielen Haushalts- und Nippsachen, die er verfertigte, waren die meisten Haushaltungen versehen, der vielgeplagte Bauer kaufte nur das Nothwendige, Spinnrad und Haspel, einige hölzerne Schinkenteller, wenn er den Brautwagen der Tochter ausrüstete. Große Knöpfe in Perlmutter und Horn, wie sie Georg der damaligen Mode gemäß anfertigte, kamen jetzt aus englischen Fabriken um das Dreifache wohlfeiler. Der Drechsler hatte schon angefangen, einen Theil seiner Zeit in einer Essigfabrik als Böttcher zu arbeiten, wo er etwas besser als ein Taglöhner gelohnt wurde. Die beiden ältesten Knaben besuchten schon die Schule, kosteten Schulgeld und Bücher. Die Mutter konnte trotz allen Waschens und Flickens die Kleider nicht immer in dem guten Stande erhalten, den sie nun einmal für nothwendig hielt. Der Proceß, der anfangs wenig gekostet, fraß jetzt, da die Chatoulle der Putzmacherin schon längst leer war, große Summen hinweg.

Das Stadtgericht hatte, gegen sonstige Gewohnheit, in dem Processe gegen den Horndrechsler rasch gearbeitet. Schon nach Verlauf eines halben Jahres war eine Entscheidung erfolgt, welche den Klägern den Beweis auferlegte, daß ihnen seit undenklicher Zeit die

Befugniß zustehe, ausschließlich der Holzdrechsler, Horndrechslerwaaren anzufertigen und zu verkaufen. Da keine von beiden Parteien gegen dieses Beweisurtheil Rechtsmittel eingewendet hatte, wurde zur Beweisaufnahme geschritten. Es wurden von beiden Seiten eine Menge Zeugen und Gegenzeugen vernommen. Endlich kam ein Erkenntniß, welches den klägerischen Beweis für nothdürftig geführt erkannte und den Klägern einen Erfüllungseid auferlegte.

Hiergegen appellirte der Holzdrechsler, und er erhielt von der Justizkanzlei ein reformatorisches Erkenntniß, der Beweis sei gänzlich verfehlt, die Kläger wurden zurückgewiesen. Nun brachten Kläger die Sache an den höchsten Gerichtshof, verbanden mit der Appellation zugleich das beneficium novorum, indem sie eine alte Urkunde von dem lüneburgischen Herzog Georg Ludwig vorlegten, die zu Gunsten der Horndrechsler allenfalls interpretirt werden konnte. Nach zwei Jahren stellte das Oberappellationsgericht in Celle das erste Stadtgerichtserkenntniß wieder her, verurtheilte auch, wenn Kläger den Erfüllungseid leisteten, den Beklagten in die Kosten, mit Ausnahme derjenigen der Appellationsinstanz, welche compensirt wurden.

Der Eid wurde abgeleistet.

Das war ein harter Schlag für die Schulz'sche

Familie. Die Proceßkosten, die der Beklagte seinen Gegnern für zwei Instanzen bezahlen mußte, beliefen sich auf mehrere hundert Thaler. In seiner Kasse waren kaum so viel Groschen. Es war ein schlechter Trost, daß der Advocat meinte, bis die Liquidation der Kosten erfolgt und diese festgestellt sei, möchte wol immer noch ein halbes Jahr hingehen, und dann könne er die Sache leicht noch ein halbes Jahr, und wenn man die Kosten einer Instanz anwenden wolle, noch länger hinausziehen. Vielleicht, hatte er gesagt, sei der Proceß mit den Schneidern dann gewonnen. Das war in der That die letzte Hoffnung der armen Familie; sie erhielt dann einen Theil der seit Jahren aufgewandten Proceßkosten erstattet.

Dieser Schneiderproceß lag zur Entscheidung in einer Supplicationsinstanz bei irgendeiner unbekannten Juristenfacultät. Die Justizkanzlei zu Hannover, in der moderne Ansichten vertreten waren, hatte auch hier in der Appellationsinstanz zu Gunsten der Beklagten entschieden, dem Schneideramte den Beweis auferlegt, daß die Schneideramtsmeister in Heustedt das ausschließliche Recht hätten, Damenkleidungen anzufertigen, der Beklagten den Einredenbeweis, daß keiner der heustedter Schneider fähig sei, ein Damenkleid ordentlich anzufertigen. Der Rechtsbeistand Schulz' zweifelte

nicht, daß der erste Beweis nicht werde geführt werden, und daß es der Beklagten ein Leichtes sein werde, den zweiten Beweis zu führen. Die Schneider verzweifelten selbst daran, den Proceß zu gewinnen, der einen des Processirens werthen Gegenstand nicht mehr hatte, da Marie die Schneiderei aufgegeben; es handelte sich nur um die Kosten.

Georg meinte indeß, auf den Gewinn eines Processes zu hoffen, das sei dasselbe, als seine Hoffnung auf den Gewinn einer Quaterne zu setzen; er dachte Tag und Nacht darüber nach, auf welche Weise es ihm möglich sein würde, den Betrag der Proceßkosten geliehen zu bekommen. Jemand um die kleinste Gefälligkeit anzusprechen, war ihm von Jugend an schwer geworden, es beleidigte das seinen Stolz. Nun dachte er sich es als eine Möglichkeit, daß der reiche Essigbrauer ihm die Gelder vorschießen könne. Er wollte ja gern arbeiten. Er wollte dem Essigbrauer den ganzen Tag opfern, woran diesem viel lag, und seine Drechslerarbeit in der Mittagsstunde und am frühen Morgen und Abend beschaffen; wenn dann der Herleiher ihm die Hälfte seines Lohnes abzog, und davon Zinsen und Kapital abgetragen würde, so war es möglich, nach und nach aus der Zinsenlast zu kommen.

Aber der Stolze konnte seine Bitte nicht selbst anbringen, seine Frau mußte gehen.

Der Essigbrauer Otto war ein ganz guter Mann, der seinem Nächsten gern half, und der, wenn Georg ihm selbst die Bitte vorgetragen hätte, unbedingt Ja gesagt haben würde. Allein sein Weib gehörte zu der Clique der Jungfer Lenchen, sie haßte die Mainzerin. Nun wollte es das Unglück, daß dieses Weib die Ankunft der immer noch schönen Mainzerin sah. „Was will die Aff' im Hause", rief sie, und schlich sich in die Nebenstube ihres Mannes, von wo sie genau hörte, wie jene ihre Bitte vortrug. Ehe ihr Mann aber antworten konnte, stürzte sie einer Furie gleich aus dem Nebenzimmer und schrie: „Daraus wird nichts, wir haben unser Geld zu sauer verdienen müssen, um es dem Bettelvolke, das schlechte Processe führt, in den Hals zu werfen; daß du dich nicht unterstehst, Wilm!" — und der arme geknechtete Mann mußte Nein sagen, mit schwerem Herzen. Als Marie nach Hause kam mit diesem Nein, sanken dem Manne die Hände am Leibe herunter, er war nicht mehr im Stande zu arbeiten. Er setzte sich in die Stube seiner Frau, die noch immer so reinlich als sonst aussah. Hinter dem Ofen spielten die beiden jüngsten Mädchen, der jüngstgeborene Knabe lag noch in der Wiege.

„Wozu sind wir eigentlich in der Welt, Frau, als um uns zu placken und zu schinden, des trockenen Brotes wegen, das wir genießen, um jene da, die ihr Leben lang nichts gethan, als den Vergnügungen gelebt, die Gräfin und das ganze unnütze Geschmeiß dort drüben von dem zu unterhalten, was wir im Schweiße des Angesichts verdienen? Eine erbärmliche Welt das —, wären nicht die Kinder, ich spränge noch heute in die Weser.“

„Aber Georg“, sagte die Frau sanft, „haben wir nicht auch unsere guten Tage erlebt? Müssen wir Gott nicht dafür danken, daß alle unsere Kinder gesund und kräftig sind? Ich zweifle nicht, daß es noch gute Menschen gibt, die uns in dieser Trübsal helfen werden, bis wir uns selbst helfen können. Du weißt, wie freundschaftlich und gut die Baronin Bardenfleth in frühern Tagen gegen mich war. Sollte sie meine Bitte abschlagen, wenn ich sie um Hülfe in dieser Noth anflehte?“

„Lieber in die Weser“, fuhr der zornige Mann auf, dem der alte Eifersuchtsteufel in den Kopf stieg, „lieber mag mir Haus und Garten verkauft werden, als daß ich duldete, daß dem adelichen Volke da drüben ein gutes Wort gegeben würde.“

Da pochte es an, und auf das Herein trat

der Nachbar, der Schutzjude Moses Hirsch, in die Stube.

„Verzeihens, wenn ich stehre, komm als guter Freind, aufzubieten Hilfe dem fleißigen Nachber und der lieben Nachberin. Hab gehehrt, daß Frauchen sein gewäst vergeblich bei dem Herrn Ott. Hartes Herz, kein Fünkchen Gemith, bei's Licht auf das Grab meiner Mutter. Meins gut, meins ehrlich. Werdet brauchen 400 bis 450 Thaler zu szahlen vor des Proceßkoschten. Die Lehne trägts von Haus szu Haus, hat die Rechnung von Laxpetern und die Briefe von Celle immer bei sich. Will lassen verkaufen allesch was err isch, Haus und Hoff. Geld rar, schwehre Szeiten. Korn 2 Thaler 5 Groschen heite.

„Kennen uns geben szweiter Hippethek, is nicks mit szweiter Hippethek bei's Licht, gäbe nicht 1 Gulden auf der szweiten Hippethek. Thu's aus Freindschaft, bei Gott aus Freindschaft und Mitleiden. Mache ein Opplogatschonchen, versetze Haus und Garten, fihr 600 Thaler, szahle baar auf's Tisch 450 Thaler Gold, behalten Sie über die Lahsche, wenn Sie beszahlt haben die Kosten, geben mir nur fünf Procentchen!"

Das war denn freilich eine theure Hülfe, aber es war kein Almosen, es kostete kein gutes Wort.

Nach langem Berathen ging man auf den Vorschlag

ein. Vom Vater her standen 1660 Thaler Gold zur ersten Hypothek, die 600 Thaler für Moses erschöpften den Werth der Grundstücke gänzlich. Aber wer griffe nicht in der Noth selbst nach dem Strohhalme als Rettung? Charaktere wie Georg, die es mit der Selbstachtung für unvereinbar halten, andern zur Last zu fallen, sind die geeignetsten Leute zur Ausbeutung für Geschäftsmänner wie Moses Hirsch.

Die Magd war schon vor einem Jahre abgeschafft, Marie that alle Arbeit selbst, man hatte der Kinder wegen eine zweite Kuh anschaffen müssen, nur das Holen der Milch von der entfernten Weidestätte, wo die Kühe während des Sommers und Herbstes Tag und Nacht blieben, war einer gemietheten Hülfe übertragen. Marie hatte gelernt, ihre Kartoffeln, Bohnen und Erbsen, Rüben und Kohl auszupflanzen und einzuernten, wobei ihr die Knaben schon zur Hand gingen, nur der Ankauf des Roggens zum Brote machte oft Verlegenheit, da das Geld fehlte.

Die Obligation wurde gemacht, die Kosten wurden bezahlt, das Wenige, was von den 450 Thalern übrigblieb, reichte nicht hin, den Kindern die nöthigen Kleidungsstücke anzuschaffen und die Forderung des Amtsadvocaten zu decken, obgleich dieser einen Theil seiner Forderung erließ.

So hatte man einen Herbst, Winter und Frühling in der äußersten Beschränkung gelebt, als plötzlich die Nachricht kam, die Universität Rostock habe ein höchst ungünstiges Erkenntniß erlassen. Bald kam auch die Bestätigung. Es war entschieden: Das Schneideramt als solches berechtige zu jeder Schneiderarbeit, ob Herren- oder Frauenkleider, es brauche daher Kläger einen Beweis nicht mehr zu führen, und auf den Einredenbeweis komme es gar nicht mehr an, denn es müsse präsumirt werden, daß jeder Schneider, der sein Meisterstück gemacht habe, auch sein Handwerk verstehe. Demgemäß mußte die Justizkanzlei ihr früheres Urtheil aufheben und Marie Schulz verurtheilen, sich der Anfertigung von Frauenkleidern in wie auch außerhalb ihres Hauses zu enthalten, auch sämmtliche Kosten mit Ausnahme der Versendungskosten zu erstatten.

Der Amtsadvocat belehrte die Schulz'schen Eheleute zwar, daß gegen dieses Erkenntniß noch ein Rechtsmittel zulässig sei, allein Georg wollte von Rechtsmitteln und Processen nichts mehr wissen, eine dumpfe Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt, er wollte die Dinge gehen lassen wie sie gingen, da er kein Mittel sah, sich durch eigene Kraft zu helfen. Schlimme, sehr schlimme Tage und Wochen folgten. Waren die Kosten auch nicht so groß als die des Drechslerprocesses, so

reichten doch Mobilien, Hausgeräth, die Kuh, die vorräthigen Waaren nicht hin, die Kostenrechnung damit zu decken, und Georg selbst drang darauf, daß sein Grundeigenthum zunächst zur Subhastation gebracht werde. So geschah es. Moses Hirsch blieb Höchstbietender, indem er noch 50 Thaler weniger bot, als seine Hypothek betrug. Er erhielt den Zuschlag. Aber Juden durften damals und bis in die Mitte unsers Jahrhunderts kein Grundeigenthum erwerben. Unter besondern Umständen wurde davon indeß eine Ausnahme gemacht. Moses Hirsch reiste selbst nach Hannover, um eine solche für sich zu erwirken. Er machte dort großes Geschrei, daß er genöthigt gewesen, zur Rettung seines Kapitals und der Hypothek zu kaufen das Haus, daß er schon jetzt 50 Thaler verliere, noch viel mehr verlieren würde, wenn der weniger Bietende das Haus erhielte. Dieses Geschrei wirkte indeß wol weniger als die thätige Fürsprache seines Vetters, des Hofagenten Markus Meier. Moses Hirsch bekam die Dispensation vom Gesetze, ward so der erste jüdische Grundbesitzer in Heustedt und mußte demzufolge auch Bürger werden, das Schutzjudenverhältniß hörte damit auf. Von da an pflegte er seinen Kindern, und in spätern Jahren noch seinen Enkeln täglich von früh bis abends einzupredigen: „So ich bin geworden in

Heustedt der erste Grundbesitzer und Börger vom Stamme Israels, sollen bei dem Gotte meiner Väter und dem Lichte auf dem Grabe meiner Mutter werden meine Kindeskinder die ersten an Gut und Habe von den Börgern Heustedts."

Aber Moses Hirsch war gewissermaßen großmüthig und gutmüthig. Er hätte das Recht gehabt, wegen der 50 Thaler, um die er bei der Subhastation zu kurz gekommen, sich an das Mobiliarvermögen Schulz zu halten, er hätte die Kuh und das Hausgeräth verkaufen lassen können. Er verzichtete darauf, er macht einen Strich durch die Obligation, hatte er doch da Ziel erreicht, das er seit dreißig Jahren beständig vo Augen gehabt, das ihm bei seinem anfänglichen Schache mit alten Kleidern und Fellen, dann bei seinem Vieh handel, dann bei dem Wollhandel und Négocegeschä beständig vor Augen gestanden: er war Bürger un Hausbesitzer.

Es traf sich, daß damals der alte Spritzenmeister als dessen Substitut Georg schon seit Jahren fungi hatte, starb. Derselbe hatte eine Officialwohnun neben dem Spritzenhause, freilich in Klein-Paris. D Drechsler wurde von dem Magistrat als Spritze meister gewählt, ihm die Wohnung nebst Gart und eine Moorwiese zur Kuhweide überwiesen, dafi

mußte er Spritzen und Schläuche in Ordnung halten, einschmieren, lüften, beim Feuer das Rohr führen u. s. w.

Georg konnte sein Unglück nicht verschmerzen, obwol er jetzt viel sorgenfreier lebte wie zuvor. Er hatte sich eine Werkstatt eingerichtet, Marie hatte das Haus so schön ausgeziert, als nur möglich war. Der Garten hinter dem Hause war bedeutend größer als der beim eigenen Hause, hatte Aepfel-, Birnen- und Zwetschenbäume, ein Umstand, der die beiden Jungen ungemein glücklich machte.

Wenn bei der trüben Stimmung, in welcher Georg dahinlebte, eine zufällige Veranlassung sich fand, daß ihm Marie etwas wider seinen Sinn machte oder sprach, namentlich die Erziehung der Jungen betreffend, welche sie allzu gern in die Rectorschule geschickt hätte, so kam es wol zu Ehestandszänkereien, und der Mann war ungerecht genug, seiner Marie Vorwürfe zu machen, wie sie einst ihm von der Mutter eingegeben: „Hättest du nicht immer so hoch hinaus gewollt, hättest du mich nicht beredet, einen Laden einzurichten, hättest du durch dein ganzes Wesen und Betragen nicht den Neid und die Eifersucht der Heustedter erregt, mich nicht zu den Processen verleitet, wir brauchten jetzt nicht in diesem Banditenwinkel zu wohnen! Nun willst du mit den

Jungen auch wieder hoch hinaus. Der Heinrich sitzt beständig hinter den Büchern, statt mit Hand anzulegen, oder läuft in die Oststadt mit Forstschreibers Karl, daraus wird nimmer etwas Gutes."

Wenn die Frau dann aber antwortete: „Georg, habe ich das um dich verdient? Habe ich nicht Vater und Vaterstadt, das goldene Mainz, verlassen, bin ich meiner Religion nicht entfremdet deinetwegen? Willst du mich durch deine Lieblosigkeit nun noch zu dem Glauben zwingen, daß mich die Strafe des Himmels schon hier verfolgt, weil ich dich lieber gehabt als meinen Glauben? weil ich die Gebote meiner Kirche misachtet, und mich der Absolution unwürdig gemacht habe, wie der Priester sagt?" dann bat der Mann um Verzeihung, und man versöhnte sich.

Marie hatte den Umzug mit viel größerer Geduld ertragen; sie war in gewisser Beziehung froh darüber, weil sie dadurch aus der Nachbarschaft der Katze fortkam, die sie in ihren trüben Tagen mit wollüstig teuflischen Blicken gehöhnt hatte. Sie bedauerte die neue Lage nur deshalb, weil sie ihrem Lieblingswunsche Heinrich und Friedrich in die Rectorschule zu bringen, noch mehr Hindernisse in den Weg legte.

Achtes Kapitel.

Der Eisschlitten.

Des Forstschreibers Haus neunjähriger Karl war
nach der Aussage der Baronin Bardenfleth der schönste
Knabe in Heustedt, nach der Meinung seiner Mutter
velche zu bescheiden war, über seine Schönheit ab-
urtheilen zu wollen, die ja auf sie zurückfallen mußte,
a der Herr Gemahl, wie wir gesehen, nichts weniger
ls schön war, mindestens der wildeste Knabe. In
er That, wenn man dem Knaben das blauschwarze
ockige Haar aus der Stirn schütteln und die dunkel-
chwarzen Augen auf einen Gegenstand heften sah, der
hn interessirte, so konnte man wohl begreifen, wie
Karl früher der verzogene Liebling der jungen Frauen
und Damen in der Oststadt war.

Gegenwärtig, 1777, war das nicht mehr in glei-
hem Maße der Fall, er war in die Flegeljahre ge-
reten, wo ihm das Backenstreicheln, das Abküssen,
as Confectschenken der Frau von Vogelsang, der Baronin

von Bardenfleth, und wie die Schönheiten der Oststadt mehr hießen, keinen Spaß mehr machte, ja als ein seine Würde compromittirendes Attentat erschien, wo er das Anrufen der Baronin nicht hören wollte, sich ungeberdig anstellte, wenn eine Frauenhand durch seine Locken streichen wollte. Die Damen schrieben das aber seiner Freundschaft und der Unzertrennlichkeit mit zwei Knaben aus Klein-Paris zu, den Söhnen unsers Freundes Georg Schulz, von denen Heinrich ein Jahr älter, Friedrich ein Jahr jünger war als Karl. Beide Knaben gingen, wenn auch ärmlich, doch immer rein und sauber angezogen, hatten ein gutes Ansehen, der ältere war blond, mit dunkelblauen Augen, dem andern wallten kastanienbraune Locken im Nacken herab, er hatte schöne braune Augen und lange braune Augenwimpern, und wie seine Mutter ein paar Grübchen in den Wangen. Allein was konnte aus Klein-Paris Gutes kommen?

Die Damen in ihren Kaffeekränzchen hatten es längst weg, daß seit etwa zwei Jahren, wo der Karl mit den Schulzens Jungen umgehe, seine Liebenswürdigkeit abgenommen, er aus einem artigen Knaben ein unartiger geworden sei. Daß er jetzt ganz andere Interessen hatte, daß er seine Schmetterlings- und Käfersammlung, seine Eiersammlung vollständig haben

nußte, daß es ihm nicht mehr zusagte, vor den Da-
nen allerlei kleine Gedichte aus dem „Göttinger Musen-
ılmanach“, die er auswendig wußte, namentlich das
ıausige „Lenore fuhr ums Morgenroth“ herzubeten
ıder zu plappern, wie er als Knabe von fünf Jahren
ıethan hatte, zu einer Zeit, wo er nicht eine Zeile
on dem verstand, was er hersagte. Er, der jetzt in
er Rectorschule Mensa decliniren und τυπτω conju-
iren mußte, und in beidem wieder seine Freunde aus
lein-Paris unterrichtete, er hatte Wichtigeres zu thun.
as begriffen die gnädigen Herrschaften, die sich um
jn bekümmerten, freilich nicht.

Wenn die eine oder andere der Damen aber Frau
orstschreiberin anging, pflegte diese zu erwidern: „Ich
abe Karl's Umgang geprüft und wünsche jedermann
wohlerzogene Kinder zu haben, als die Schulzens
nd. Der Umgang mit diesen Knaben ist mir lieber,
ls wenn Karl mit dem heimtückischen Sohne des
ürgermeisters, oder mit Kornschreibers Otto und
ardeleben's Albert umginge, die nichts wissen als
hiere zu quälen und armen Menschen Schabernack
spielen.“ Und wenn dann die Frau Amtsadvocat
it einem Aber kam, und noch andere Damen mit
nem Aber, so strickte die Forstschreiberin ruhig weiter
ıd that, als wenn sie nichts mehr höre.

Der Forstschreiber selbst war vom Landrath vor Vogelsang, natürlich auf Antrieb der Frau desselben, einmal freundlich gewarnt, dem Umgange ein End zu machen. Er antwortete: „Mein Sohn ist nich mit einem von vor dem Namen geboren, er hat ni auf Sinecuren und Unterstützungen zu rechnen, er mu sich selbst durchs Leben schlagen. Mag er immerhi früh anfangen, mit dem Volke zu leben, die Zeit de Volks wird auch kommen. Uebrigens ist es am besten wenn zunächst jeder vor seiner Thür fegt."

Die Freundschaft zwischen den Knaben war abe also entstanden. Als Karl sieben Jahre alt wa bestand der Forstschreiber darauf, daß er in die Volks schule geschickt werde, denn die Rectorschule nahm nu Knaben von acht Jahren auf. Die Volksschule wa in der Weststadt, dort aber waren die Knaben in dr Parteien, je nach den Straßen, gespalten, Deichsträßle Langensträßler und Klein-Pariser. Diese Parteie hatten ursprünglich die Bedeutung von Spielgenosse schaften, jede hatte ihren besondern Spielplatz, w einen oder mehrere Führer. Es konnten solche Spie genossenschaften aber nicht nebeneinander, namentli auf dem gemeinsamen Schulplatze bestehen, ohne i Conflict miteinander zu gerathen. Zwar hielten Deic sträßler und Langensträßler in der Regel zusammen geg

die Klein-Pariser, eine gefährliche Bande, die nicht verschmähte, mit Steinen, selbst mit scharfem Geschirr, wie man alle Art von Waffen und Messern nannte, dareinzuschlagen, sie befehdeten sich aber trotzdem untereinander, besonders wenn die Führer sich nicht leiden mochten.

Alle weststädter Jungen hatten aber einen gemeinsamen Haß gegen die oststädter Jungen, weil diese ihren Stadttheil für vornehmer hielten. Es kamen auch sehr wenige oststädter zur Volksschule, weil die Beamtensöhne regelmäßig allein in der Rectorschule, die auf der Ostseite lag, unterrichtet wurden. Kam von den auf der Ostseite wohnenden Handwerkern ein Knabe in die Bürgerschule, so mußte er sich sofort einer Partei anschließen, die Schutzgenossenschaft derselben anrufen, wollte er nicht von allen verfolgt werden.

Karl Haus hatte bis dahin Umgang mit Knaben wenig oder gar nicht gehabt, weil auf der Ostseite Kornschreibers Otto und Bardeleben's Albert die Spiele und Vergnügungen anführten und Karl's Mutter von ihren Fenstern den Spielplatz, den Kirchplatz, übersah und das wahrhaft rohe Treiben der Knaben ihr Schrecken und Besorgniß einflößte. Sie hatte Karl an den Alvensleben'schen Park gewöhnt, hier lernte er Gedichte auswendig, las in seinen Märchenbüchern,

war Begleiter und Spielgenosse der fünfjährigen Comtesse Olga und ihrer Milchschwester Anna. Die Pflegemutter Anne Marie führte die Kinder beinahe täglich stundenlang in den Park, sie spielten auf dem Rasen oder wurden von einem Bedienten in einem kleinen Wagen herumgefahren. Wenn Karl zugegen war, ließ er sich nicht nehmen, selbst das Pferd zu spielen und die kleinen Mädchen durch alle Gänge des Parks im Trabe herumzuführen. Dem Vater erschien diese Erziehungsart zu weibisch, er drang deshalb darauf, daß der Junge in die Volksschule geschickt würde. Er sollte früh den Kampf des Lebens kennen lernen. Der Forstschreiber wußte zu gut, daß bei der Einrichtung des Staats, wie er in Hannover ausgebildet, alles Wissen und Können nicht hinreiche, um in der Gesellschaft eine dem entsprechende Stellung einzunehmen. Mußte er selbst doch alle Arbeit thun und bezog dafür ein Gehalt von 600 Thalern, während der adeliche Oberforstmeister, der nichts verstand und nichts that, 3000 Thaler Gehalt hatte. Es sagte ihm eine gewisse Ahnung, daß das nicht so bleiben könnte, daß eine Zeit kommen würde, wo das Volk dieses Adelsregiment abschüttelte, das alle bürgerlichen Beamten gleichmäßig drückte und ihnen gleich verhaßt war.

Als Karl zum ersten mal die Volksschule besuchte,

warteten Deichsträßler und Langensträßler ab, wem er sich anschließen würde, war er doch der Sohn einer einflußreichen Persönlichkeit, und man wagte nicht, sogleich mit Knüffen und Püffen über ihn herzufallen, um ihm eine Schutzgenossenschaft werthvoll erscheinen zu lassen.

Allein als acht Tage und länger vergingen, ohne daß Karl sich einem der Knaben angeschlossen, glaubte der Sohn des Rathsbäckers Kurt, ein großer plumper Lümmel, von Natur feig, aber geneigt, Thiere wie jüngere und schwächere Knaben zu mishandeln, daß es Zeit sei, dem oststädtischen Jungen zu zeigen, was Sitte sei. Er fiel nach beendigter Schule über Karl her, stieß ihm die Rechentafel und Katechismus unter dem Arme heraus, schlug ihm die Mütze vom Kopfe, und als Karl sich bückte, die Sachen aufzunehmen, gab er ihm einen Schlag, daß Karl zur Erde fiel. In diesem Augenblick stürzte aber ein noch kleinerer Knabe als Karl über den großen Bengel her, der sich gebückt hatte, um Karl noch ferner zu schlagen, wühlte sich in dessen Haare und zog seinen Kopf zur Erde; ein größerer sprang, als Kurt den kleinen abschütteln wollte und auf ihn losschlug, hinzu und warf den großen zu Boden. Der zuerst Angegriffene machte sich indeß auf und brauchte seine Tafel als Angriffswaffe gegen Kurt.

Die beiden Knaben, welche Karl zu Hülfe kamen, waren die beiden Schulzens, welche damals noch nicht in Klein-Paris wohnten. Sie begleiteten Karl über die Brücke bis zu seiner Wohnung und kamen ihm fortan jeden Tag bis an die Brücke entgegen, um ihn unter ihren Schutz zu nehmen.

So ward Bekanntschaft und nach wenigen Tagen Freundschaft geschlossen. Heinrich und Friedrich verließen die Spielplätze der Weststadt und zogen sich nach der Oststadt, wo sie sich immer enger an Karl anschlossen.

Der Sohn des Forstschreibers hatte das Lesen spielend erlernt, er hatte eine Menge Bücher, in denen hübsche Geschichten und Gedichte standen. Man las zusammen im „Noth- und Hülfsbüchlein", in Schreck's „Weltgeschichte" und andern modischen Büchern.

Dagegen hatten Schulzens Knaben Schmetterlingssammlungen, Käfer- und Eiersammlungen und schenkten jenem gern die Anfänge zu solchen.

Im Sommer zog man nun in die Wiesen und Holzungen, um Schmetterlinge zu fangen, Raupen zu suchen, Hirschkäfer und Holzböcke aufzuspüren, Eier auszunehmen; im Herbst und Winter las man in Forstschreibers Mägdestube schöne Geschichten.

Die Comtesse und Anna wurden vernachlässigt,

wenigstens mußte Mutter Anne Marie ihren Liebling Karl immer erst heranrufen, wenn sie ihn zum Fahren der Kleinen oder zum Spielen mit denselben haben wollte, und dann kam er nur unter der Bedingung, daß er seine neuen Freunde mitbringen dürfe.

Das Unglück des Holzdrechslers und der Umzug nach Klein-Paris störten die Knabenfreundschaft nicht, sondern verstärkten sie, selbst der Umstand, daß Karl seit Michaelis die Volksschule nicht mehr besuchte, sondern in der Rectorschule Latein und Griechisch lernte, führte zu einem innigern Zusammenhange, indem Karl seinen Freunden das, was er in der Schule lernte, wieder beizubringen suchte.

Es war ein mächtig kalter Winter, der mit Neujahr 1778 begann. Weihnachten hatte es noch geregnet, die Marschen waren unwegsam und weder zu Wagen noch zu Fuß zu passiren. Da drehte sich der Wind nach Nordost, die Weser bedeckte sich im Fahrwasser mit Treibeis. Schon in der Neujahrsnacht aber war die ganze Weser mit Treibeis dicht gedrängt und es staute sich zwischen den Eisbrechern, sich dort gletscherartig zusammendrängend. Dann kam die Weser oberhalb der Brücke zum Stehen. Unterhalb der Brücke fror das Wasser erst nach vierzehn Tagen zu, nachdem es schon stark gefallen, und bildete bis zum

Paß Hengstenberg eine so herrliche Schlittschuhbahn, wie man sie in Heustedt in langen Jahren nicht erlebt. Aber die Schlittschuhe waren vergeblich hervorgesucht, die verrosteten vergeblich mit Oel eingeschmiert. Ein paar Tage Nordwest bedeckte die Felder und Weser mit fußhohem Schnee, dann drehte sich der Wind nach Nordost und nahm eine so schneidende Kälte an, daß man den zu Schule gehenden Kindern Ohren und Nasen verband, wenn man sie nicht in Pelze einhüllen konnte.

Das war kein Wetter zum Schlittschuhlaufen. Schon trat man in die letzte Woche des Februars und immer noch derselbe Wind, immer noch dieselbe Kälte. Da plötzlich drehte sich der Wind nach Süden und es trat einer jener Sommertage ein, von denen jeder Winter- und Frühlingsmonat vom Februar an einige haben soll. Man war versucht, sich ins Freie zu setzen und sich von der Sonne bescheinen zu lassen, und vor dem Rathskeller saßen in der Mittagszeit auch einige jüngere Stammgäste im Freien.

Sofort entfaltete sich unterhalb der Weserbrücke auf der Weser ein reges Leben, Hunderte von Besen wurden gerührt, um Bahn zu fegen, denn die gesammte Schuljugend war mit dem Besen in der Hand dabei, bis zum Paß Hengstenberg eine wenn auch schmale

Bahn zu fegen. Näher bei der Stadt, wo die Weser am breitesten war, zwischen der Deichmühle und dem großen Schlut, hatte sich die Speculation der Sache bemächtigt, dort wurde die ganze Breite vom Schnee gesäubert, es wurden Buden und Zelte aufgeschlagen, als wenn dort ein Jahrmarkt gehalten werden sollte. Man arbeitete bis tief in die Nacht, und der Sonntag Morgen sah Buden mit Pfefferkuchen und Hedwigs, Kröppel (berliner Pfannkuchen) und sonstigem Backwerk, Buden, in denen Schnaps geschenkt und Wurst verkauft wurde, Tische mit allerlei gewöhnlichem Gebäck, Tonnen mit Heringen, ein Tanzzelt, ein Zelt, in dem für Honoratioren Wein geschenkt wurde, aufgerichtet. In der Mitte der Weser aber nahm ein Eis- oder Schleuderschlitten einen großen durch Pfähle und Stricke abgesperrten Raum ein. Am Sonntag war es kaum Mittag geworden, als sich diese Räume mit Menschen bedeckten. In der Nachmittagskirche fehlten sogar die drei bis vier alten Mütterchen, welche dort Stammhalterinnen waren. Sie saßen auf dem Eise jede vor einem Tische, um Semmeln und Salzkuchen zu verkaufen. Die armen Confirmanden, welche in der Kirche erscheinen mußten, hatten keine andern Gedanken, als wie schön es auf dem Eise sein müsse, und wie lang, wie schrecklich lang der Gottesdienst

heute dauere. Wie glücklich waren Heinrich und Friedrich Schulz, auch Forstschreibers Karl darüber, daß sie noch keinen Confirmationsunterricht genossen. Erstere hatten kaum den letzten Bissen des Mittagsbrotes im Munde, als sie auch schon davoneilten, um Karl abzuholen. Ein Uebelstand störte freilich das ersehnte Vergnügen, die beiden Schulz hatten nur Ein Paar Schlittschuhe, und auch Karl nur Ein Paar. Einer von ihnen mußte daher immer zusehen oder sich mit Glitschen die Zeit vertreiben.

Die Knaben stiegen durch die Weserstraße auf die Weser hinab, wo man zur Erleichterung des Publikums in das steile Ufer Stufen improvisirt hatte, und waren nun bei dem Eisschlitten, ihnen etwas Neues wie vielen der Anwesenden, da eine längere Reihe von Jahren darüber hingegangen war, seitdem eine ähnliche glatte Eisfläche den Fluß bedeckt hatte. Deshalb stand denn auch ein großes Publikum an den Strickbarrièren und sah zu, wie ein starker hölzerner Schlitten, der an einem vierzig bis funfzig Fuß langen Taue befestigt war, das an einem drehbaren Riegel saß, in der Peripherie durch die Drehung in der Mitte herumgeschleudert wurde. Es saß aber niemand in dem Schlitten, das Ding war zu unbekannt, oder die schnelle Bewegung zur Seite schien nicht angenehm.

Der Unternehmer, ein verarmter Zimmermann aus Klein-Paris, der sich von dem Dinge goldene Berge versprochen hatte, schrie vergebens: „Nur herein, meine Herrschaften, hier ist der weltberühmte russische Eisschlitten, steigen Sie ein, nur zwei Grote die Person, nur zwei Grote die lumpige Person!"

Es standen genug Knechte und Mägde an den Barrièren und starrten das Ding an, niemand wollte der erste sein. Da kam Karl mit seinen Freunden. Letztere kannte der Unternehmer, sie waren Nachbarn; er rief die Knaben heran und beredete sie, sich einzusetzen, es sollte ihnen nichts kosten. Diese waren schnell bereit. Die Schlittschuhe wurden von den Schultern genommen und auf die Erde gelegt. Der Kleinste wurde in die Mitte gesetzt und ihm eingeschärft, sich fest an den Bruder und Karl zu halten, wie Karl und Heinrich selbst sich festhalten mußten, wurde ihnen gezeigt, und nun setzte sich der Schlitten erst langsam, dann immer schneller und schneller in Bewegung. Die Personen an den Barrièren verschwammen für die im Schlitten Sitzenden in eine einzige Person mit verschiedenen Köpfen. Aber was that das den Knaben? Sie kannten keinen Schwindel, sie kannten keine Furcht und Angst, sie kannten auch nicht die Gefahr, in der sie schwebten, wenn sie vom Schwindel erfaßt wurden

und sich nicht mehr halten konnten. Sie jauchzten laut auf vor Freude und das Publikum stimmte kräftig ein. Das Geschrei zog Hunderte neuer Zuschauer heran. selbst die vornehmen Damen, welche in die kleinen Schlitten steigen wollten, um sich von den beschlittschuhten Cavalieren nach Hengstenberg fahren zu lassen und dort Kaffee zu trinken, sahen sich das Schauspiel in möglichster Nähe an. Welche Angst stand aber die Freifrau von Vogelsang und die Baronin von Bardenfleth aus, als sie die Knaben in einer Schnelligkeit herumschleudern sahen, daß sie dieselben kaum erkannten und nur von andern hörten, daß Forstschreibers Karl dabei sei. Die Damen stellten sich die Gefahr größer vor, als sie war, die Landräthin verlangte sogar von ihrem Manne, er solle das Schleudern inhibiren. Das gehörte indeß nicht zu dessen Competenz.

Jetzt rief man von verschiedenen Seiten, daß man schlitten wolle, und der Unternehmer ließ den Schlitten ausschleudern, um denselben, wenn die Hauptkraft gebrochen, ganz anzuhalten.

Es setzten sich zwei Knechte in den Schlitten, während die Knaben darum losten, wer von ihnen die Schlittschuhe in der ersten, zweiten und dritten Stunde gebrauchen könnte. Der jüngste Schulz und Karl waren die Glücklichen, die zuerst nach Hengsten-

berg hinablaufen durften. Heinrich sah dem Eisschlitten zu. Nachdem der Anfang gemacht, fanden sich immer mehr Nachfolger, zunächst setzten sich ein paar „dralle Deeren", wahrscheinlich um sich für den Tanz bemerklich zu machen, in den Schlitten. Sie wurden schon mit einem Hoch empfangen. Mochten nun die Männer im Centrum schneller drehen, oder mochten die Mägde sich nicht festhalten, genug, auf einmal ertönte ein Schrei aus dem Schlitten, dieser kippte und die beiden Mägde flogen mit einer rapiden Schnelligkeit auf den eigenen Körpertheilen über das Eis, unter den Strickbarrièren hindurch unter die auseinanderstäubende, aber so schnell nicht Platz schaffende Menge. Mehrere Personen, unter andern der dicke Landrath von Vogelsang, wurden zur Erde gerissen.

Ein ungeheuerer Jubel erscholl ob dieses Unfalls, zum Theil veranlaßt durch das wirklich Komische der Scene und die nicht eben sehr decente Art, wie die Mägde ihren Körper als Schlittschuh benutzten; dann durch das Gewirre und das Knäuel der vor den Barrièren Umgeworfenen.

Von jetzt an war das Volk toll auf den Eisschlitten, der Unternehmer brauchte diesen nicht mehr anzupreisen, ja er konnte den Preis bald auf drei Groten für die Person erhöhen.

Von den Zuschauern war der Landrath am schlimmsten gefahren, er hatte sich durch den Fall am Elnbogen verletzt, was ihn zur Rückkehr veranlaßte. Damit war auch der Baronin Bardenfleth die Lust zur Fahrt nach Hengstenberg vergangen, sie wünschte nicht, daß ihr Mann die Landräthin hinabfahre, während der Landrath fehlte, um sie selbst verabredetermaßen zu fahren.

Während sich Publikus immer mehr nach allen Seiten auf dem Eise zerstreute, jeder seiner Sonderneigung nachging, dieser zur Branntweinbude, jener zu den Pfeffernüssen und Honigkuchen, andere zum Tanzzelt, noch andere zu verschiedenen Schurrbahnen, die Mehrzahl auf der Eisbahn hin- und herlief, Schlitten mit Damen und Kindern fahrend, bildeten die beiden mit Schlittschuhen versehenen Freunde und verschiedene Spielgenossen einen langen Zug, der wie die nach Afrika eilenden wilden Gänse, einer hinter dem andern, gleichzeitig nach rechts und links ausschwenkend, nach Hengstenberg sich in Bewegung setzte. Das Vergnügen um den Eisschlitten wurde immer ausgelassener, je mehr sich die Gemüther durch Branntwein und Jubel erhitzten. Dasselbe sollte denn auch nicht ohne Unglück abgehen, das indeß nicht durch Zufall, sondern durch die Bosheit eines Knechts ver-

anlaßt war. Der Bäckerknecht, so nannte man damals die Bäckergesellen, des Rathsbäckermeisters war eifersüchtig, weil Färber Krischen's Magd sich mit dem Knechte des Essigbrauers in den Eisschlitten gesetzt hatte. Er warf diesem einen dicken Stock entgegen, der unglücklicherweise so zu liegen kam, daß der Schlitten ihn nicht beiseiteschleuderte, sondern auf ihn anrannte und umschlug. Ein Beinbruch des Knechts und ein Armbruch der Magd waren die Folge; der Uebelthäter aber wurde auf der Stelle von der Volksjustiz erfaßt und so durchgewalkt, daß der Rathsbäcker sich acht Tage ohne Knecht behelfen mußte. Der Bürgermeister wollte nun dem Schleuderschlitten das Handwerk legen, allein es drohte ein Volksaufstand auszubrechen, und man mußte dem Dinge seinen Lauf lassen.

Karl Haus hatte sich indeß tüchtig herumgetummelt, es war die Zeit gekommen, wo er seine Schlittschuhe zum zweiten mal an Heinrich Schulz abgeben mußte, er fühlte Hunger und eilte nach Hause, um sein Vesperbrot zu verzehren. Hier hatte ihm indeß seine Freundin und Gönnerin, die gnädige Freifrau, einen unerwarteten Empfang bereitet. Der Vater war nicht zu Hause, und die Mutter war durch die Gefahr, der sich Karl im Schleuderschlitten ausgesetzt, der ja Arm-

und Beinbruch verursacht, in Angst und Schrecken gesetzt. „Da sehen Sie nun, Frau Forstschreiberin, was schlechter Umgang für Folgen hat, habe ich es nicht immer gesagt?" — hatte die Landräthin der Forstschreiberin, die sich die Sache einmal von der Brücke ansehen wollte, auf der Straße zugerufen.

Nun kam Karl nach Hause, erhitzt, athemlos, voll Eile nach seinem Butterbrote verlangend, um so schnell wie möglich wieder auf das Eis zu gehen. Aber ach, das Vesperbrot war ihm nicht nur entzogen, er erhielt den Befehl, die Kleider auszuziehen, und wurde in einsamer Kammer eingesperrt. Und welch eine Strafpredigt!

Zum ersten mal hatte die Mutter den Umgang mit Heinrich und Friedrich einen schlechten genannt, bei dem ein Stecken gesteckt werden müsse.

Die Thränen flossen reichlich, der Knabe wußte aber nicht, ob er mehr weinte, weil ihm das Vesperbrot entzogen, oder weil ihm die Rückkehr auf das Eis versagt war, oder weil ihm die Trennung von seinen Busenfreunden angedroht war.

Die beiden Genossen hatten indeß vergeblich auf die Rückkehr ihres Freundes gewartet. Als es dämmerte und die Schlittschuhläufer sich mehr und mehr vom Eise verloren, als alles, was zu den Gebildeten

gehörte, sich entfernt hatte, dagegen Bauernschwärme von verschiedenen Dörfern, Knechte und Mägde, herbeigezogen waren, als die Branntweins- und andern Buden durch farbige Lampions erhellt wurden, und aus zwei Zelten Pauken und Trompeten, die einzigen Instrumente, die man aus der lärmenden Masse heraushören konnte, eine wilde Tanzmusik ankündigten, machten sich auch die beiden Knaben auf den Weg. Sie gingen vor Karl's Hause vorbei, aber die gewöhnlichen Zeichen ihrer Anwesenheit, der bekannte Pfiff, blieb unbeantwortet. Kein Fenster rührte sich, die Thür blieb zu. Man mußte nach Hause, ohne die Schlittschuhe abgeliefert zu haben.

Während die Schulz'schen Knaben sich auf dem Eise tummelten, spielte daheim im Hause eine von den freilich seltenen, aber nicht angenehmen Ehestandsscenen. Georg war leicht mismüthig, wenn er nicht arbeitete. Am Sonntag nachmittags aber zu arbeiten, war wider die Gewohnheit. Auf das Eis zu gehen schämte er sich, wie er überhaupt keinen öffentlichen Ort mehr besuchte, seitdem ihm sein Haus verkauft war. An eine Unterhaltung durch Lesen war nicht zu denken, Zeitungen gab es nicht, er hätte in der Bibel, dem Gesangbuche, dem Gebetbuche seiner Frau oder dem

Katechismus lesen müssen, das waren die einzigen Bücher im Hause.

So saß denn Georg, den Kopf auf den Arm gestützt, und schaute auf den leeren Tisch, mit dem Lieblingsgedanken beschäftigt, warum es einige Menschen so gut hätten auf Erden, daß ihnen die gebratenen Tauben nur so ins Maul flögen, wie die Gräfin da drüben, der Baron Bardenfleth, der Landrath und anderes Volk in der Oststadt, Leute, die nicht wüßten, wo sie mit ihrem Gelde bleiben sollten, während andere sich plagen und schinden müßten ihr ganzes Leben lang, und kaum so viel erübrigten, um nicht Hungers zu sterben oder zu erfrieren. Die Frau ging aus und ein, um die häuslichen Geschäfte zu besorgen, die Mädchen spielten in der Stube, der Säugling lag in der Wiege.

Endlich kam sie zur Ruhe und sagte zu ihrem Manne: „Die Platten auf der Diele sind feucht, ein sicheres Zeichen, daß es bald regnet, nun ist aber unser Torfvorrath bis auf den letzten Korb zu Ende, es würde daher wol zweckmäßig sein, das erste morgen vorbeifahrende Fuder zu kaufen, denn mit nassem Torf ist schlecht kochen und noch schlechter heizen.“

„Das ist recht gut gesagt“, erwiderte Georg mürrisch, „aber dann bleibt von meinem ganzen Wochenlohne

kein Pfennig, und da die Kuh güste ist, müssen wir in der Woche auch Butter, Schmalz und Brot kaufen, soll ich das Geld dazu aus der Haut schneiden?"

„Haben wir keine Butter, so müssen wir eitel Brot essen, ohne Feuerung dürfen wir nicht sein", erwiderte jene, nahm den Säugling aus der Wiege und ließ ihn vor den Augen des Vaters auf ihren Händen tanzen, um denselben aus seiner gedrückten Stimmung zu reißen. Aber Georg starrte auf den Tisch und hatte für sein Kind keine Augen.

Die Mutter legte das Kind an die Brust und sagte: „Georg, der Cantor sagte mir gestern, daß Heinrich bei ihm nichts mehr lernen könne, und daß es schade um den Jungen wäre, wenn er nicht Unterricht im Lateinischen und Griechischen bekäme. Seit Forstschreibers Karl in der Rectorschule ist, habe ich Heinrich oft schon im Kämmerlein weinend getroffen, und er hat mir gestanden, daß er sich namenlos unglücklich fühle, nicht in die Rectorschule zu kommen. Sollten sich denn keine Anstalten treffen lassen, diesen Wunsch zu erfüllen? Sieh, Georg, wenn du zum Bürgermeister und Rath gingest und um eine Freischule bätest, oder wenn ich das schöne Spinnrad, dein Meisterstück, das noch immer unverkauft ist, da niemand den theuern Preis, den du forderst, zahlen

will, der Rectorin brächte, und sie bäte, bei ihrem Manne ein gutes Wort einzulegen."

„Sieh das Weib", fuhr Georg zornig auf, „will noch immer hoch hinaus! Stehen wir nicht tief genug im Kothe und Schlamme! haben nicht das liebe Brot im Hause, keinen Torf im Stalle, kein Schmalz im Topfe. Fleisch habe ich seit drei Wochen nicht gesehen. Aber der Junge soll in die Rectorschule, soll griechisch und lateinisch lernen. Ich soll mich erniedrigen, zu betteln, um eine Freistelle zu betteln? Mag der Junge Schuster werden oder ein verdammter schiefbeiniger Schneider!"

Der Erzürnte würde in diesem Stil noch weiter fortgetobt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke an die Thür geklopft wäre. Es war schon dämmerig geworden, und auf das Hereinrufen trat ein schwarzgelbes Mädchen mit dunkeln, langem, nicht eingeflochtenem Haar und funkelnden schwarzen Augen in die Stube. Das war Halbmeisters Marthe; die Halbmeisterei lag in der Nähe von Klein-Paris etwas abseits. Marthe, erst dreizehn Jahre alt, aber vollkommen ausgewachsen, hegte eine kindische Liebe zu dem blonden Heinrich und suchte sich auf jede Weise Gelegenheit zu verschaffen, sich ihm oder seinen Aeltern nützlich zu erweisen, ohne daß ihre Person dabei her-

vortrat; — sie fühlte, daß der Makel, der an der Beschäftigung des Vaters klebte, sie ausschloß selbst von Dienstleistungen, wie sie von jeder Theilnahme an öffentlichen Vergnügungen ausgeschlossen war.

Dieses arme Mädchen nun wollte wenigstens in der Dämmerung, wo sie selbst nicht mehr gesehen ward, aufs Eis, um dem Tanze zuzusehen. Sie war in die Langestraße eingebogen, als sie vor dem Rothen Löwen, einem Wirthshause dritten oder vierten Ranges, mehrere Männer versammelt sah, die heftig gesticulirten und laut raisonnirten. Gesprochen wurde von diesen Männern, während Marthe auf der andern Seite der Straße ging, Folgendes: „Nein, das ist unerlaubt, das ist unerhört, daß der Bürgermeister einen solchen Eisschlitten gestattet hat, und nicht einmal das Verbot aufrecht erhält, nachdem solches Unglück geschehen. Wer hat nun den Schaden davon?" sagte der Essigbrauer. „Sollte morgen mein Knecht ein Fuder Holz aus dem Brammergrunde holen, nun liegt er mir da zur Last mit gebrochenem Beine!" „Und wie leicht", sagte ein zweiter, „hätte das Schulzen, des Drechslers, Jungen und Forstschreibers Karl nicht auch passiren können, die Schlingel sind die ersten im Eisschlitten gewesen und auch herausgeschleudert." „Ich möchte, die hätten sich Arm und Bein gebrochen",

sagte der dritte, „dann wollten wir einmal gesehen haben.“ „Ja das haben wir von der Weisheit des Bürgermeisters“, brummte der Löwenwirth, „selbst Arm- und Beinbruch!“

Marthe verstand nicht alles, was gesprochen wurde, denn als sie den Namen ihres Lieblings mit Arm- und Beinbruch zusammen nennen hörte, stand ihr in ihrer lebhaften Phantasie sofort das ganze Unglück, wie die drei Knaben aus dem Schleuderschlitten hinausgeworfen, vor Augen, daß sie zurück und ohne weiteres Besinnen in Schulz' Haus lief. Sie war noch athemlos, als Herein! gerufen wurde, und konnte nur die Worte herausbringen: „Ach, ein Unglück, Heinrich und Friedrich sind aus dem Schleuderschlitten gefallen und haben Arm und Bein gebrochen.“

So entstehen täglich Mythen, kaum eine halbe Stunde vom Orte der That, und wir sträuben uns des Glaubens an jene alte Mythenbildung?

„Da haben wir die Geschichte“, rief Georg aus, „das Ende des Hochmuths!“ — Marie hörte nicht mehr auf seine Worte, sie legte das Kind in die Wiege und flog, wie sie war, auf dem nächsten Wege durch die Gartenstraße der Deichmühle zu.

Georg fing darauf an, Marthe, die noch immer ganz verblüfft in der Stubenthür stand, auszufragen,

und kam bald zu der Ueberzeugung, daß sie eigentlich nichts wisse.

Die Knaben waren indeß vergnügt und pfeifend die Langestraße heraufgezogen und traten bald darauf ins Haus. „Vater“, sagte Heinrich, in die Stube tretend, „wir sind hungerig“ — „Mutter“, rief Friedrich in die dunkle Küche, „wir sind erschrecklich hungerig.“

„Also hungerig seid ihr und habt im Eisschlitten gesessen, Prügel bekommt ihr statt Brotes“, und ehe die Knaben wußten, was sie eigentlich verbrochen, hatten sie ihre Schläge und wurden oben auf ihre Kammer eingesperrt.

Der Vater hatte seinen Unmuth an den Knaben ausgelassen und war nun der Alte. Er wartete auf Marie, die athemlos zurückkehrte, nachdem sie auf dem Eise die Wahrheit erfahren hatte, sagte ihr, daß er die Knaben ohne Essen ins Bett geschickt habe. Dann sah er lange gen Himmel, besah die Steine auf der Hausflur, nahm ein Paar riesige Wasserstiefel, die, um vor Schimmel geschützt zu sein, in der Kammer unter dem Balken hingen, und ging damit in die Werkstätte. „Hole mir den Thrantopf, Marie“, sagte er, „er steht in der Knabenkammer auf dem Kleider=

schranke, werde diese", er zeigte auf die Stiefel, „nächstens brauchen müssen."

Nichts kam der besorgten Mutter gelegener; während ihr Mann die Wolken betrachtete, hatte sie vor dem Brotschranke zwei tüchtige Stücke Brot abgeschnitten und dieselben unter der Schürze verborgen; jetzt machte sich die Gelegenheit, sie den Jungen zu bringen, von selbst.

Heinrich und Friedrich saßen noch unausgezogen und weinten, sie aßen auch anfangs ihr trockenes Brot mit Thränen gewürzt — aber noch war der letzte Bissen nicht verzehrt, als der jüngste laut zu lachen anfing und zu seinem Bruder sagte: „Aber es war doch gar zu komisch, als Grobschmieds Katharine über das Eis rutschte und den dicken Landrath zur Erde warf." Glückliche Kindheit!

Neuntes Kapitel.

Matthis brekket dat Is.

Während der größere Theil der Einwohner Heustedts sich der Freude auf dem Eise hingab, arbeitete der alte Oberdeichgräfe Koch in seiner Wohnung mit seinem Deichvogt Herold und einem Schreiber. Lange Karten, die Weserufer darstellend, waren auf der Erde ausgebreitet und mit allerlei schweren Gegenständen belastet, damit sie nicht zusammenrollten. Der Deichvogt las die Berichte der letzten Deichschau vor, und Koch ging mit ihm die seit dem Herbst beschafften Arbeiten durch.

Eine Brille saß schon auf der Stirn, was der zerstreute Alte nicht bemerkte, als er sich erhob und nun auch die zweite hinaufschob, und die dritte vom Schreibtische nahm und aufsetzte. „Wird ein schlimmer Eisgang das, Herold, sehr schlimm“, sagte er.

„Kann sich aber doch immer noch vierzehn Tage

hinziehen", meinte dieser, „treibt nicht so schnell als die Elbe bei Artlenburg."

„Wird schnell, viel zu schnell kommen, liegt zu viel Schnee auf dem flachen Lande, und nun gar erst in den Gebirgen über Münden hinauf. Aber werden gar das Werra- und Fuldawasser nicht nöthig haben zum Eisgang, und nun diese schlechten Deiche. Ich fürchte sehr, daß wir unten mindestens zwei, oberhalb Hengstenberg einen Deichbruch haben, und wenn uns der verdammte Ueberfall selbst keinen Spuk macht, beim Sandmeier gewiß einen Bruch. Der Kerl ist so geizig, daß es mich freuen sollte, wenn es ihn allein träfe, — aber es trifft die ganzen Ortschaften von Eckernhausen bis Thedinghausen. Müssen die Braunschweiger dort avertiren, werden bei ihren Eyterdeichen aufpassen müssen, bekommen schon durch den Ueberfall allein mehr Wasser, als sie lassen können. Steckt mir in den Knochen, Herold, daß es großes Unglück gibt."

„Werden uns wol theilen müssen, Herr Oberdeichgräfe", sagte der Deichvogt.

„Hab' auch schon daran gedacht", erwiderte jener, indem er die dritte Brille von der Nase auf die Stirn schob, dann aber sogleich mit den Händen auf dem Schreibtische herumtastete und nach einer Brille umhersuchte.

Herold, der dieses Manöver schon kannte, vermochte

sich eines Lächelns nicht zu enthalten: „Nichts für ungut, Herr Oberdeichgräfe, sind da auf der falschen Fährte, die Brillen sitzen auf der Stirn."

„Verdammte Zerstreutheit", brummte jener; „aber lieber Herold, wer ist denn oben von den Deichgeschworenen der rechte Mann, dem wir ein Commando oberhalb des Ueberfalls und bis zur Stadt anvertrauen könnten?"

„Sollte meinen, dem Hans Dummeier aus Eckernhausen, ist der rechte Mann, hat Ansehen, eine Stimme, die durchdringt, ist kalt wie Eis und fest wie Eisen. Können ihn brauchen, hat schon oft auf dem Deiche gestanden, wenn Noth da war, weiß mit Faschinen besser umzugehen als mancher Stackmeister."

„Gut, Deichvogt, dann machen wir es so, ich gehe nach unten, wo der neue Deich angelegt ist, fahre schon Mittwoch, um die Weserbewohner mobil zu machen; ich nehme unsern alten Straßburg mit, der kennt meine Weise am besten. Ihr, Herold, wacht zwischen Heustedt und Paß Hengstenberg, ich fürchte, der moordorfer Deich ist nicht sattelfest. Passirt nichts, behalten wir West- und Nordwestwind, so könnt Ihr Dummeier unterstützen. Stopft sich das Eis, so versucht bei Hengstenberg mit Euerm Sohne, dem Pionnier, die neue Sprengungsmethode, laßt hinreichend Pulver nach

Hengstenberg und Kanonenschläge noch weiter herüber- wie hinaufschaffen. Requirirt Kähne, wo Ihr sie findet, und lasset sie binnendeichs bringen, oberhalb wie unterhalb Heustedts. Der Dummeier bekommt das Commando beim Ueberfalle bis nach Grünfelde.

„Und nun, Kinder, schreibt, was das Zeug halten will, der Oberhauptmann will die Requisitionsschreiben noch am Nachmittage durch Expresse an die reitenden Vögte senden."

Am Dienstag morgens hatten sich dann auf dem Amthofe zu Heustedt eine große Menge Bauern eingefunden aus zehn bis zwanzig Dörfern, meist Bauermeister, Eidgeschworene und Deichgeschworene. Es existirte ein geregelter Deichverband nicht. Die Deichlast war nach einem unbestimmten Herkommen zwischen Domänen, adelichen Gütern, Stiften, Gemeinden und einzelnen Grundbesitzern höchst ungleich vertheilt. In der Regel trugen die Anlieger die Deichlast, hier und da aber auch weit hinterliegende, dem Ueberschwemmungsterrain überhaupt ausgesetzte Ortschaften. Es hatte sich die Sache wahrscheinlich in der Art gemacht, daß, nachdem ein Grundbesitzer sich zu schützen angefangen, vielleicht der Dynast als größter Grundbesitzer zuerst, die andern nachzufolgen durch die Nothwendigkeit gezwungen waren, und für unvermögende Anlieger

hinterliegende Gemeinden freiwillig eingesprungen waren. Im siebzehnten Jahrhundert hatte sich dann die damals allmächtig werdende Polizei der Sache angenommen.

Allein die Provinzialstände, eifersüchtig auf jede freiwillige Machterweiterung, wo es sich um Privatinteressen, d. h. wo es um den Geldbeutel sich handelte, hatten gewußt, eine Art Mitaufsichts- und Verwaltungsrecht durch ihre Landräthe zu erlangen.

So waren Deichcommissionen entstanden, in denen die Ritterschaften, die betheiligten Städte und Flecken neben fürstlichen Beamten und von diesen angestellten Technikern vertreten waren. Eine solche Deichcommission, welcher der Oberhauptmann von Schlump präsidirte, war heute versammelt, die Betheiligten geladen.

Als in der großen Amtsstube die nöthige Ruhe eingetreten war, was ziemlich langsam von statten ging, erhob sich der Oberdeichgräfe und sprach:

„Hört mal, Künners, in 'ne Tiet von acht Dagen hewt wie grot Water. Ji wättet, Matthias brickt dat Is, un so is et ook — up en paar Dage fröher oder later kumt et jo ook nich an.

„De Isgang schall wol scharp weren, un hewt wie Westwind, so driwt dat Is ünnen gegen de Dieke, un weiet de Wind von Noren her, so geit et baben los,

un da sind de Dieke, wat ji ook wätet, verdammt slegt. In'n Sanddiek da sitt een Muse- un Winnewörpslock bi den annern.

„De schöll jo ook all vör dree Jahren upsmäten un breer macket weren; un den Spraker-Diek, den geit et nix bäter.

„Ick hewwe et ju genaug seggt, un nu kriegt ji Joue Last un Strafe.

„Wie mät de Arbeit aber verdehlen, un up den verschienen Stähen mot ene dat Kummandiren dohn. Kumm du mal her, Hans Dummeier, du schallst dat Seggen baben de Wesserbrügge hebben. Ick will dir denn wol wisen, wat du dohn schallst. De Dickvaget kummandirt van de Brüggen bett na Hingstenbargen, un von da av an ick sülbenst.

„De Buren von den böbern Diek föhrt morgen fiefdusend Bund Busk un twintig Schock Stroh up den Sanddiek, und de adelichen Häwe, de Kerke un de ut der Stadt un de Buren von Hengstenbarge dreidusend Bund Busk un drüttig Schock Stroh up den Schaardiek achter de Diekmählen. Up jede von düssen Stähen mät bett Dönnerstag hunnert Sandsäcke wäsen.

„Hewwet ji mi nu verstahn?"

Nun erhielt Hans Dummeier Specialinstruction. Herr Oberhauptmann von Schlump hielt darauf eine

Anrede und ermahnte, den Befehlen des Oberdeich=gräfen streng zu gehorsamen. Der Baron von Vogel=sang fühlte als Landrath die innere Verpflichtung, auch ein Wort zu sagen, er erhob sich, machte den Ansatz, aber die Bauern drängten zur Thür hinaus, und er konnte nicht mehr zu Worte kommen.

Hans Dummeier war ein Mann von kleiner Statur, aber, wie man in Niedersachsen sagt, untersetzt und stämmig, d. h. mit guter Brust, breiten Schultern und kräftigem Beinpaar. Er stand im kräftigsten Mannes=alter, im Anfang der dreißiger Jahre. Sein Gesicht zeigte zwar keine hervortretende Intelligenz, aber desto größere Zähigkeit und Ausdauer, er war nicht schön, aber kräftig. Seine Augen waren grau, aber voll Feuer, sein Mund für einen Bauer auffallend schmal und klein. Das Kinn ebenfalls klein und schön, kaum passend zu der breiten Stirn und den hervorstehenden obern Backenknochen.

Er trug unter dem dreieckigen Hute sein Haar un=gepudert und unbezopft, während wenigstens alle Bauer=meister und Eidgeschworenen den Zopf als ein uner=laßliches Zeichen ihrer Amtswürde ansahen. Der bei=nahe bis auf die Erde reichende blaue Tuchrock, und die bis zu den Beinen reichende Weste waren mit blanken Silberknöpfen besetzt. Ein Stock mit silbernem Knopfe

und ein gewisser langsamer, an Holzpantoffeln erinnernder Schritt gaben seinem Wesen eine gemessene Würde.

Hans Dummeier schritt so langsam dem neuen Schlosse zu und überraschte seine Anne Marie mit einem derben Schlag auf den Rücken in der Kinderstube beim Anziehen der Comtesse.

Die schlechte Witterung hatte es mit sich gebracht, daß Anne Marie ihren Hans seit länger als vierzehn Tagen nicht gesehen hatte. Ihr frisches rundes Gesicht lachte aus vollem Herzen, und zwei Grübchen auf den Wangen übten für Hans den unwiderstehlichen Reiz aus, sie darauf zu küssen.

Diese sträubte sich freilich nach Frauenart und wollte ihm die Tochter, die auf ihren Bäckchen schon dieselben Grübchen zeigte, unterschieben; allein er wußte sein Recht zu behaupten.

Als Hans nun auch die Comtesse und sein Töchterchen abgeküßt hatte, verlor sein Antlitz nach und nach die Amtswürde des Deichgeschworenen, der soeben mit einem Commando beehrt war. Er nahm beide Kinder auf den Schos, um sie reiten und mit seinen blanken Knöpfen spielen zu lassen. So gab er sich längere Zeit den Plaudereien mit den Kindern hin, bis der Nachmittag schon dem Abende sich zuzuneigen anfing. Da erhob er sich und sagte zu seiner Frau: „Weest

du, Anne, dat ick mie von die scheidn laten will, wenn du bet Ostern nich wär nah Howe trugge kumst, un dat ick denn die Kattrine frien will. De Deeren mögte ock wol in dienen Bedde schlapen; sei is ganz narsk in mie un segt jümmer, dat se mie wol tröſten wolle in de Tieden, wo du up dat Schloß wäreſt un de Häne in den Schoot läeſt."

Dora, die jüngste Schwester Dummeier's, hatte sich nämlich seit Martini, der üblichen Hochzeitszeit, verheirathet, und die Magd Katharine mußte den Haushalt führen. Das war nun aber ein Punkt, wo Anne Marie keinen Spaß verstand. Sie hatte sich auf dem Schlosse während der sechs Jahre, daß sie dort geweilt, des Plattdeutschen entwöhnt und sagte jetzt ernst, beinahe feierlich: „Lieber Hans, Ostern ist nahe, und Ostern kehre ich heim. Wenn ich auch mein liebes Püppchen da zurücklassen muß, werden wir doch hoffentlich nicht länger allein bleiben. Hilf Gott, so wird dein sehnlicher Wunsch erfüllt, und Pfingsten taufen wir einen jungen Hans, der als Taufgeschenk von der Gräfin den förmlichen Freibrief erhält und noch eine schöne Zugabe dazu."

„Un de Katrine?" sagte Hans, dem das zu Erwartende kein Geheimniß mehr war. Anne wurde eifriger, als der Scherz verdiente: „Wenn es ihr nach

meinem Bette gelüstet, so wird es Zeit sein, sie fort-zusenden. Sage ihr, daß ich sie Ostern nicht mehr sehen will, und gib ihr den Lohn bis Michelstag, ich will schon für eine andere Magd sorgen. Nun aber geh', es fängt schon, wie du siehst, zu stöbbern an."

„Also Ostern!" — Hans brach auf, ein Abschieds-kuß den Kindern, ein derber Handschlag der Frau.

„Aber der Mensch denkt und Gott lenkt", sagt das Sprichwort. Es sollte anders kommen, als Anne Marie und ihr Hans gedacht.

Es regnete fein, was man in Heustedt stöbbern nannte. Als am folgenden Tage Wagen um Wagen den Deichen zufuhr, um Faschinen, Stroh und sonstige Zubehörungen auf die Deiche zu bringen, regnete es schon stark, und so regnete es zwei Tage und drei Nächte. Der weiße Schnee war in dieser kurzen Zeit von allen Feldern, selbst von den nach Norden gekehr-ten Wänden der Gräben verschwunden. Das Wasser stand zum Theil über dem Eise der Weser. Erst nach einigen Tagen sah man am Pegel, daß der Wasser-stand um einige Fuß gestiegen war. Das Eis hatte sich von den Ufern abgetrennt. Es kam Matthias, aber er brach das Eis nicht. Am vierten Regentage kracht[e] das Eis zum ersten male, donnerähnlich. Tief[e] Spalten und Ritzen bildeten sich. Die Eisschollen vo[n]

den Eisbrechern wurden langsam höher und höher an diesen hinaufgehoben.

Das Wasser war bis Sonntag auf zwölf Fuß gestiegen, und zur Verwunderung vieler ging das Eis unterhalb der Brücken am Sonntage gegen Abend ohne viele Schwierigkeiten fort.

Allein die unvorsichtigen Bewohner der Oststadt wurden des Nachts durch Alarmschüsse und Geschrei erweckt, und mancher, der aus seinem Bette sprang, trat bis an die Knöchel ins Wasser. Aus den Ritzen der Fußböden in der Hinternstraße quoll das Wasser bald fußhoch in die Stuben und Kammern, und in den Straßen begann sich an den tiefern Stellen das Wasser zu zeigen.

Nun erhob sich eine ungemeine Geschäftigkeit. Vor dem neuen Schlosse und an dem Thorwege zum Park wurden die großen Pechpfannen angezündet, die mit ihrem rothen und qualmigen Lichte das Schloß und einen Theil der Schloßstraße erleuchteten. In dieser begann ein buntes Getreibe bei Fackel- und Laternenerleuchtung. Nachdem die Einwohner nämlich vor allem die Keller geleert und alles Werthvolle aus den Räumen zur ebenen Erde auf die Böden und in die obern Wohnungsräume gebracht hatten, fing man an, die

Häuser einzudeichen, damit sie von der Straße her nicht durchflutet würden. Man schlug etwa drei Fuß voneinander Pfähle in das Pflaster des Trottoirs, lehnte Dielen dagegen und füllte die Zwischenräume mit Strohdünger aus, drei bis vier Fuß hoch, je nachdem die Straße niedriger oder höher lag. Ein solcher Düngerdeich wurde unmittelbar vor den Häusern hergezogen. Auf der andern Seite der Straße, wo die Häuser nicht dicht aneinanderstanden, mußte jedes einzelne Haus umdeicht werden. Das Wasser in den Straßen stieg zusehends. Schon kamen aus der ganz unter Wasser gesetzten und verlassenen Weserstraße Kähne mit Betten, Möbeln und Hausgeräth, Wiegen, schreienden Kindern aus den ärmlichen Wohnungen der Hinternstraße geflüchtet, wo obere Wohnräume nicht existirten, vor dem Schloßthore an. In der Schloßstraße selbst stand das Wasser nun noch nicht so hoch, daß man die Kähne benutzen konnte, deshalb mußte dann in dieser Hausgeräth, Kinder, Betten u. s. w. die ganze Schloßstraße hinauf bis kurz vor dem Rathskeller, wo es wasserfrei war, von Männern in Wasserstiefeln getragen werden. Auch Frauen und Mädchen wurden so getragen. Vor dem Vogelsang'schen Burghofe, vor dem alten Schlosse und vor dem Rathskeller brannten gleichfalls Pechflammen. Es war ein un=

heimlich romantischer Anblick, wenn man vor dem Rathskeller stand und die Schloßstraße hinabsah.

Dazu erschallten von Norden her von Zeit zu Zeit starke Donnerschläge. Das Eis hatte sich bei Paß Hengstenberg gestopft und der junge Herold versuchte Sprengungen mit Pulver.

Als der Morgen herbeikam, sah man den größten Theil des Alvensleben'schen Parks, die ganze Schloßstraße, Weser- und Hinternstraße, die Kirche und den Kirchplatz, die Wohnung des Superintendenten, des Forstmeisters und des Barons von Bardenfleth im Wasser stehen. Frei von Wasser war in der ganzen Oststadt nur die Amtsstraße, der Rathskeller mit seinen beiden Nachbarhäusern und gegenüber das Castrum des Landraths von Vogelsang, das alte Schloß und der Raum zur Weserbrücke.

Die Weststadt war ganz wasserfrei, allein das Wasser war durch den Rückstau, der es von Hengstenberg nach Grünfelde trieb, auf achtzehn Fuß gewachsen, und die ganze Halbinsel jenseit der Graft bis an das Geestterrain stand eine Stunde weit unter Wasser, denn hier war die Weser nicht eingedeicht.

Der Ueberfall fing zu laufen an und bald stand das herrschaftliche Boswiehe zwischen den Deichen und der Langenstraße mehrere Fuß unter Wasser, welches

bei höherm Wasserstande durch die Lütjestraße in
die Deich- und Langestraße eingedrungen wäre, hätt
man diese nicht durch ständige Vorrichtungen abgesperrt

Nun war aber in dem Deiche etwa eine Viertel
stunde oberhalb der Stadt ein Einschnitt von etwa
hundert Schritt Länge, wo der Deich zwei bis dre
Fuß niedriger war, um die herrschaftliche an die West
stadt verpachtete Weide, das Boswiehe genannt, in
Winter zu überschwemmen und fruchtbar zu erhalten
Damit das überlaufende Wasser der Weststadt selbs
nicht gefährlich wurde, hatte man da, wo das Boswieh
aufhörte, einen Abzugsgraben angelegt, der die ganz
Weststadt umzog, und der dann sich erweiternd und
vertiefend, neben dem nach Bremen und dem olden-
burgischen Gebiet führenden Heerwege hinlief, bis er
sich oberhalb des Dorfes Eckernhausen in einen natür-
lichen Wasserzug ergoß, der bei ihrem Wiedereinfluß
in die Weser, in einem zwischen Hannover und Bremen
vereinsamt daliegenden braunschweigischen Amte, den
Namen Eyter bekam.

Obgleich sich hinter diesem Abzugsgraben das Terrain
etwas hob, hatten die Bewohner der Langenstraße doch
ihre Gärten hinter den Häusern noch durch einen be-
sondern Deich geschützt, der von der Stelle an, wo der
Weg nach Grünfelde führte, Staatsdeich wurde und

als solcher so lange neben dem Heerwege herlief, bis eine Brücke hinüberführte und die natürlichen Ufer des Wasserzuges künstlichen Schutz mehr und mehr unnöthig machten. Man nannte das den Ueberfall, seit Jahren ein Stein des Anstoßes für alle die, welche von dem Wasser Schaden zu befürchten hatten, gern gesehen von den Nutznießern der Weiden.

Die Bewohner der linken Seite der Langenstraße waren aber schon seit der Nacht beschäftigt, die Deiche, welche ihre Gärten von den Abzugsgräben trennten, zu erhöhen. Man fuhr Stroh, Dünger und Faschinen herbei und befestigte die neu herbeigeschafften Materialien durch Pfähle auf dem oder neben dem alten Deiche. So kam der Morgen.

Alle gewöhnlichen Geschäfte hatten aufgehört, alle Schulen waren ausgesetzt, gerichtliche Termine wurden nicht abgehalten, es war Justitium eingetreten. Männer und viele Frauen, wie die meisten Knaben, gingen in hohen über die Knie reichenden Wasserstiefeln. Die Kinder würden sich massenweise herumgetrieben haben, wäre das Wetter nicht gar so schlecht gewesen, und hätten sie bei dem Eindeichen nicht hülfreiche Hand leisten müssen.

Georg Schulz spitzte bei dem Essigfabrikanten die Pfähle zurecht, die man zur Verstärkung der Garten=

deiche bedurfte. Seine Jungen hatten auf dem Polterboden einen großen Backtrog gefunden und herabgeschleppt, der zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs in einem Bäckerhause gebraucht sein mußte und aus dem großväterlichen Nachlasse stammte. Es wurden drei Sitzplätze über den Trog genagelt, Stangen und Ruder vom nahen Zimmerplatz geliehen, und die Jungen warteten nur, bis die Essenszeit vorüber, um mit ihrem Kahn in die Oststadt zu eilen.

Gegen Mittag hörten Regen und Sturm plötzlich auf, die Luft wurde auffallend rein und warm, der Wind hatte sich ganz nach Süden gedreht. Nun begann in der Schloßstraße und deren Umgebung ein eigenthümliches Getreibe, man glaubte sich plötzlich nach Venedig versetzt. Zehn und mehrere große Kähne fuhren in der Straße auf und ab, um die Bewohner auf festes Land zu bringen. Hier war es so voll wie an einem Jahrmarktstage. Die Männer, welche aus Erfahrung wußten, daß an solchen Tagen auch das Kochen aufzuhören pflegte, weil die Metzger kein Fleisch bringen und schaffen konnten, hatten sich schon zum Frühstück auf dem Rathskeller eingefunden. Wir reden von den sogenannten Honoratioren.

Wirth Krummeier kannte den „Dreh", wie er sagte, aus vierzigjähriger Erfahrung. Er hatte alles, was

der Herr Landrath, der Oberhauptmann, Herr von Bardenfleth, der Forstschreiber und sonstige Gutschmecker irgend bei ihm verlangen konnten, in Hülle und Fülle herbeigeschafft. Und diese Dinge waren gar so schlecht nicht, als sie heute sein mögen, und unendlich wohlfeiler. Wenn man heutzutage einem Austernesser sagte, daß in regelmäßigen Jahreszeiten Krummeier ein Dutzend Austern für drei Mariengroschen Kassengeld lieferte (er stand in Verbindung mit dem Hof- und Kanzleigericht zu Stade, das von Brunshausen her eine Art Zoll von allen auf der Elbe eingehenden Austern, ich weiß nicht auf welche Art, erworben hatte), so würde er in Heustedt zu leben wünschen. Heuer hatte es aber seit beinahe acht Wochen keine Austern gegeben, denn die Elbe war ebenso zugefroren wie die Weser, und die Gutesser hatten schon alle ihre Kunststückchen gegen Krummeier angestrengt, ihn zum Herbeischaffen des Unmöglichen zu spornen. Aber es fehlte nicht an andern Delicatessen; schöne Gänsebrüste, feine Mett- und Leberwurst, marinirter Aal und Schlie, Rauchfleisch und Schinken, Käse der verschiedensten Sorten nebst Butter und Brot stand auf einer Tafel bereit, und ein jeder nahm sich davon nach Belieben. Alle diese Speisen wurden altherkömmlich beim Eisgange gratis verabreicht, nur die Getränke wurden bezahlt.

Aber auch diese Getränke waren herkömmlich vorgeschrieben, es konnte der einzelne, der in dieses Umsonstzimmer trat, davon nicht abweichen. Alle tranken sogenannten steifen Grog. Der Forstschreiber behauptete zwar, er sei nicht steifer als der, den man allabendlich tränke, obgleich er das Anderthalbfache theurerer war, allein man trank, trank sehr viel, natürlich der schlechten Witterung wegen.

Für den Podagrainhaber war eine Art Sofa an das Fenster gerückt, von dem Brücke und Weser zu übersehen war, und vor ihm stand die Ecke des langen eichenen Tisches, auf die er mit Quadraten die Zahl der getrunkenen Gläser mit Kreide notirte, und wenn das Quadrat doppelt voll war, bezahlte.

Es war ein ordentliches Fest hier. Aller Standesunterschied hatte aufgehört. Der Wirth Krummeier wagte gegen den Oberhauptmann von Schlump zu behaupten, das Eis ginge heute noch gar nicht; Leibmedicus Chappuzzeau hatte alles Geschniegelte von sich gestreift, seine Ohrlocken waren in Unordnung und ohne den gehörigen Puder, sein Zopf unzweifelhaft nicht frisch angebunden, dabei war er in einer Erregtheit, daß er wagte, den Landrath an die Brustpatten zu fassen. Der Amtsadvocat war mit dem Bürgermeister in Streit, der Amts- und Kornschreiber lief

zehnmal von dem Rathskeller zum alten Schlosse, um den Amtsdiener zu fragen, ob dem Zinskorn noch kein Schaden geschehen. Die Thür ging auf und zu, es strömten von morgens zehn Uhr bis mittags immer andere Leute herein, die, wenn sie auch nicht gerade zum „Herrenclub" gehörten, sich doch an dem Eisgangsfrühstück betheiligten, sich in die Dispute, ob das Eis bald losgehe, einmischten und ihr „Steifes" tranken. Dadurch war heute jeder, der sich sonst in das Honoratiorenzimmer des Rathskellers nicht gewagt, zum Eintritt legitimirt.

Oben im Tanzsalon, der seine Front dem alten Schlosse und der Brücke zuwandte, hatten sich mittags die Damen versammelt, um den Eisgang zu erwarten und Kaffee zu trinken.

Unten gingen die meisten der Anwesenden vor Ungeduld aus und ein, die jungen Herren wol nach oben, um sich auf einige Zeit mit den Damen zu unterhalten, die ältern, um frische Luft zu schöpfen.

Mehr als einmal hatte schon ein Spaßvogel in das Zimmer gerufen: „Das Eis geht!" und alles war hinausgestürzt. Nur der Forstschreiber war auf seinem Platz geblieben und hatte erklärt, keine vier Pferde zögen ihn von demselben, bis er selbst sehe, daß sich das Eis bewege.

Es mochte ein Uhr nachmittags sein, als der Forstschreiber selbst die Bemerkung machte, das Eis bewege sich, und im Nu war das Zimmer leer, sodaß Krummeier selbst den Forstschreiber emporheben und aus dem Zimmer vor das Haus führen mußte. Der Forstscheiber hatte recht gesehen, das Eis war in Bewegung gekommen, stand aber schon wieder. Soweit man vom Rathskeller, soweit man von der Brücke sehen konnte, war alles bisher nur eine Fläche glatten Eises gewesen, jetzt sah es aus, als wenn mit einem Riesenpfluge Furchen über diese Fläche gezogen seien, und zwar Furchen von fünf bis zehn Fuß Höhe und Tiefe. Das Eis stand jetzt senkrecht.

Nur an den Eisbrechern hatte es sich bis an die Spitzen hinaufgeschoben, und mächtige zwei Fuß dicke Schollen hingen an der Spitze, ohne zu zerbrechen.

In diesem Augenblick kamen Heinrich und Friedrich Schulz mit ihrem Backtroge auf dem Kopfe über die Brücke. „Dürfen wir mit Karl schiffen, in der Schloßstraße nur“, redeten sie den Forstschreiber an.

Dieser ließ sie den Backtrog absetzen, untersuchte diesen von außen und innen, winkte ein paar Zimmerknechten, die er den Trog zu Wasser tragen hieß, schenkte den Jungen ein Viermariengroschenstück und

hieß sie seiner Frau bestellen, sie sollte Karl schicken, und selbst baldmöglichst zum Rathskeller kommen.

Wer war glücklicher in diesem Augenblick als die beiden Knaben? Nicht das ungewohnte Geldstück aber war es, das sie so glücklich machte, sondern die Sehnsucht nach ihrem Karl, den sie seit dem verhängnißvollen Schlittensonntage nicht mehr gesehen hatten.

Der Trog bewährte sich als seetüchtig, Heinrich führte die Stange, Friedrich das Ruder, man schiffte in die Heustraße ein und landete vor Forstschreibers Hause. Hier hatte der arme Karl schon seit dem frühen Morgen am Fensterladen gestanden und das Steigen des Wassers beobachtet, in der Schloßstraße einen Kahn nach dem andern vorüberfahren sehen, während er selbst im Hause bleiben mußte. Mit welcher Schnelligkeit stieg er jetzt in die zum Weihnachtsgeschenk erhaltenen Wasserstiefel. Er fiel der guten Mutter für die Erlaubniß, sich in diesen Trog setzen zu dürfen, um den Hals, sprang die Treppe hinab und wäre ins Wasser gefallen, wenn ihn Heinrich nicht aufgefangen hätte.

Das war aber eine Lust; man schiffte um die Kirche und schiffte die Schloßstraße auf und ab. Friedrich und Karl wechselten mit den Rudern, Heinrich führte die Stange, die ihm endlich der jüngere Bruder

mit Gewalt entriß, um seine Steuermannskunst auch zu zeigen.

Friedrich war ein aufmerksamer Steuermann. Als er zum zweiten mal die Ecke berührte, wo Bardenfleth's Hof aufhörte, sagte er: „Bruder, das Wasser fällt, fällt bedeutend. Ich weiß gewiß, daß, als wir vor zehn Minuten an dieser Stelle waren, das Wasser wenigstens vier Fuß tief war, jetzt hält es keine zwei.“

„Dann hat die Weser unten Luft gekriegt, und dann muß auch das Eis losgehen“, sagte Heinrich.

„Laßt uns eilen, die Straße hinaufzukommen“, äußerte der Sohn des Forstschreibers, „ich habe noch nie einen Eisgang gesehen.“

Das geschah. Aber die Knaben warteten nicht ab, bis sie nicht mehr mit ihrem Fahrzeug weiter konnten, sondern sobald sie nur festen Fuß mit ihren Wasserstiefeln zu haben glaubten, verließen sie dasselbe, zogen es bis aufs Trockene und eilten zur Brücke.

Dorthin eilten auch alle, welche von dem Phänomen des plötzlich fallenden Wassers in den Straßen gehört hatten, aber das Eis oberhalb der Brücke regte sich nicht; der Pegel zeigte denselben Wasserstand wie vorhin. Die Ursache des Fallens sollte auch jedermann bald klar werden. Von Norden her erschallten sechs Kanonenschüsse, ein Zeichen, daß der Deich nicht

mehr zu halten oder schon gebrochen sei. Das Zeichen kam zu spät, was seinen Grund darin hatte, daß der mit dem Zünden der Kanonenschläge betraute junge Herold von diesen selbst durch den Deichbruch getrennt wurde. Die Deichmannschaft, welche jene Nothsignale bei sich führte, kam jenseit des Deichbruches zu stehen, und Herold mußte erst von Hengstenberg neue Kanonenschläge holen lassen.

Indessen war aus einem zwölf Fuß langen Durchbruche von zwei bis drei Fuß Tiefe ein Loch von funfzig Fuß entstanden und der Deich bis auf die Sohle weggerissen. Das Wasser in der Oststadt verlief sich noch schneller, als es gekommen war, der Rückstau hatte aufgehört, das Eis auch bei Hengstenberg Luft bekommen.

Währenddessen war man oberhalb der Brücke und des Ueberfalls bei dem Deiche des Sandmeiers auch nicht müßig; das Wasser spülte bis an den Kopf des Deiches und auf der Binnendeichseite war eine andere Communication als zu Wasser nicht mehr möglich, da das Boswiehe durch den Ueberfall schon bis fünf Fuß unter Wasser gesetzt war. Darauf vorbereitet, hatte man an verschiedenen Orten Deicherde aufgehäuft, und noch immer wurde solche vom Sande her, wo der

Deich mit der Geest in Verbindung stand, herbeigefahren.

Es war ein reges Treiben hier. Dreißig bis vierzig Personen waren damit beschäftigt, dicke Seile von Stroh zu drehen, ebenso viele andere schlugen diese am äußersten Ende des Deiches mit Pflöcken übereinander fest. Dahinter wurden Faschinen oder Säcke mit Sand gelegt, die Faschinen mit Pflöcken befestigt und Erde darübergefahren. Dummeier war bald auf diesem, bald auf jenem Fleck, denn man arbeitete an drei bis vier Stellen, denen die meiste Gefahr drohte.

Er sah aber ebenso häufig nach dem Himmel als nach der Weser. Jener wollte ihm nicht mehr recht gefallen.

Es hatten sich am nordöstlichen Himmel dunkle Wolken, Gewitterwolken ähnlich, gebildet, welche trotz des Südwindes rasch emporstiegen. Der Südwind war hier so günstig, als er unterhalb der Stadt ungünstig einwirkte. Da hörte man die sechs Kanonenschläge. „Dat is de Moordorper Diek", sagte Hans, „de da to'n Düwel geit. Nu schull ji mal sehn, Jungens, wie das Is nu Luft kriegt un losgeit." Und wie gesagt, so geschah es. Erst langsam, kaum merklich, schoben sich die Massen zusammen, noch einmal krachte es, als würde die Erde in ihren Grund-

ſten erſchüttert, dann ſah man, wie die auf den Eis=
rechern ruhenden Schollen über die Spitzen derſelben
inweggeſchoben wurden. Auf den Spitzen derſelben
rachen aber die Schollen auseinander, küſelten unter
as Waſſer und eilten unter der Brücke hinweg. Eine
isſcholle ſuchte der andern zuvorzukommen, es war ein
)rängen, Reißen, Stoßen, Uebereinanderhinwegſtürzen.
Vom Waſſer ſah man nur hin und wieder eine
eine offene Fläche, um welche ſich ſofort eine Maſſe
isſchollen zu ſtreiten ſchienen. Trotz des Eisganges
ieg das Waſſer und ſchien ſich gelblich zu färben.
Is all Fuldewater", brummte Hans.

Geſprochen wurde auf dem Deiche wenig, denn
as Geräuſch war ſo groß, daß man ein menſchliches
Bort nicht verſtand, man verſtändigte ſich durch Zeichen.

Dummeier's Aufmerkſamkeit wurde plötzlich durch
ne Erſcheinung in Anſpruch genommen, die ihn mit
Beſorgniß erfüllte. Einige Feiglinge von den Eis=
hollen, oder einige durch den plötzlichen Ruck im
Strome beiſeitegeſchobene, waren ſchon früher den
eberfall paſſirt und hatten ſich vor dem allgemeinen
ntergange ſalvirt. Das waren junge, kleine, kecke
Burſchen geweſen, welche wahrſcheinlich noch nicht
ußten, daß hier der Weg zum Meere nicht hingehe.
etzt kamen aber ein paar Rieſenſchollen mit zahlreichem

Gefolge auf den Ueberfall zu. Der Wind war un
gesprungen und wehte stark von Nordost und tri
Eis und Wasser jetzt gegen die Deiche.

Wenn solche mächtige Eisschollen, wie sie jetzt de
Ueberfall sich nahten, darüber hinweggingen, so we
die doppelte Gefahr vorhanden, einmal, daß diese Scho
len die Grasnarbe des Ueberfalls zerstörten, wol ge
einen Deichbruch verursachten, und sodann, daß s
gegen die kleinen schwachen Deiche vor den Gärten d
Langenstraße getrieben wurden und diese zerstörte
Hans versuchte hier mit funfzig Mann was mögli
war, um die Eisschollen abzuhalten, aber alle An
strengungen waren vergebens. Der immer stärker w
hende Wind trieb die Eisschollen jetzt mehr gegen d
Deichseite, sie schoben sich am Deiche bis auf de
Kopf hinauf und passirten den Ueberfall in sein
ganzen Breite. Während dieser Anordnung waren d
schwarzen Wolken hoch an den Horizont hinaufgezoge
und es brach eins jener Wintergewitter los, die s
überaus gefährlich sind. Der Wind hatte sich ga
nach Nordosten gedreht, und während bisher ei
Menge der Schollen auf dem gegenüberliegenden un
bedeichten Ufer gelandet waren, wurden sie jetzt gege
den Deich getrieben, sobald sie der Mächtigkeit d
Stromes selbst entzogen waren. Donner vom Himme

Schloßen, welche der Sturm den Deicharbeitern in das Gesicht trieb und sie beinahe unfähig machte, etwas zu sehen, dazu das Grollen, Stoßen, Drängen, Platzen und Aneinanderschmettern der Eisschollen und zunehmende Dunkelheit. Dann ein greller Blitz und unmittelbar darauf ein mächtig krachender Donnerschlag. Die gesammte Deichmannschaft stand starr und stumm. Jedermann fühlte, daß es eingeschlagen haben mußte. Es sollte auch nicht lange in Ungewißheit bleiben, daß und wo dies geschehen. Drüben im Westen, aus dem Eichwalde, welcher Eckernhausen versteckte, flammte ein Strohdach bald lichterloh zum Himmel. Alle Blicke wandten sich dahin.

„O gutte Gutt! Donnerwähr! Dickschworner, et brennt in Eckernhusen, nu kik mal, is dät nich Jue Hus? Man kikt jo in de Flamme up den Karkenthoren. Man to, wie mätet los, loopt to!“ so erscholl es von vielen Stimmen durcheinander.

Hans selbst zweifelte keinen Augenblick, daß sein Haus brenne, er glaubte die Pferdeköpfe des nach Süden gerichteten Giebels mit dem Storchneste dahinter deutlich zu erkennen. Inzwischen hatten sich einige vierzig Männer aus Eckernhausen um ihn versammelt und drängten ihn, das Commando an den Deich-

geschworenen eines andern Dorfes abzugeben und mit ihnen nach Haus zu eilen.

Alles schrie durcheinander, der eine meinte, das Hemd ist uns näher als der Rock, der andere machte darauf aufmerksam, daß nur Altentheiler, Weiber und Kinder im Orte seien, noch andere waren den Deich nach innen schon hinabgeklettert, um einen großen Kahn, der binnendeichs angebunden war, flottzumachen und über das Boswiehe der Heerstraße zu hinüberzufahren. Zu Fuß hätte man erst den Deich bis Grünfelde hinwandern und dann auf einem Umwege von beinahe einer Stunde auf der erhöhten Geest sich dem Feuer nähern können, vorausgesetzt, daß die Brücke an der neuen Wiese Dummeier's noch standhielt.

Hans sagte mit Entschiedenheit: „Ich bliebe hier un jie ook, blot juer ses könnt na Hus hen gahn. Ernst und Johann Meyer, Dierk Nibour, Stoffel Piepenbrink, Jobst Petermann un Cord Cordes. Alle Annern bliebet an Platze, denn hier brennt et ook, und wenn wie hier nich uppasset, so versüppet dat ganze Dörp un use Koren geit to'n Dübel, un dat von annere Dörper ook, und dat is doch leger als wenn mal en Hus afbrennt. Wie hewwet ja Nordostwind, un dat Füür drift um minen Eickfünner un nich up dat Dörp. Hinner den Holt liegt aber de Karken, de

s massiv un hät Pannendäcker, da hört aber all
datt to."

Man überzeugte sich um so schneller, daß Hans
echt habe, als unter den Füßen der Versammelten,
twa sechs Fuß unter der Kappe des Deiches, ein
rmdicker Wasserstrahl emporschoß. Von außen hatten
Eisschollen an den Deich gestoßen, die Grasnarbe ab-
eschält, gerade an der Stelle, wo sich viele Mause-
öcher im Deiche befanden. Das Wasser war durch-
esickert und hatte sich in kurzer Zeit einen Weg gebahnt.

„Schlagtmeister", rief Hans mit Donnerstimme,
dei groten Laakens, dei groten Laakens."

Große Laken von starker Segelleinwand, an deren
nem Ende dicke Backsteine eingenäht waren, wurden
erbeigebracht und an der Außenseite des Deiches
ungsam heruntergelassen, drei übereinander, dann befahl
ans, in den Deich bis zur letzten Stelle hineinzu-
raben und diese mit Faschinen und Sandsäcken zu
chten. Dies alles mußte geschehen, während der
Sturm starke Hagelkörner im heftigsten Niederschlag
n Arbeitern in das Gesicht wehte.

Die Eisschollen hatten sich indeß den Ueberfall
nabgestürzt, es war die mächtigste dabei glücklicher-
eise dabei zerschellt.

Als das Gewitter vorübergetobt, drehte sich der

Wind nach Süden, was zwar für die Deiche Schutz gewährte, dagegen bei dem Feuer gefährlich werden konnte, da es dasselbe auf die Scheunen und Stallungen zutrieb. Aber Hans schien kaum an das eigene Eigenthum zu denken, seine ganze Aufmerksamkeit war dem Schutze des Deiches zugewendet, auf dem er commandirte.

Er ließ, da es jetzt zu dunkeln begann, ein Feuer anzünden und die Mannschaft sich an demselben erwärmen, wobei jedem aus einem Fasse Branntwein ein nicht zu kleines Glas gereicht ward, aber nur das eine.

Die Eismassen wälzten sich im dichtesten Gedränge die Weser herab, die fortwährend zu steigen schien.

Zehntes Kapitel.

Vergeltung?

„Die Vergeltung bleibt für die, welche unrecht thun, selten in diesem Leben aus“, sagen die einen, die andern: „Alles Gute, was du hier thust, wird dir erst im künftigen Leben vergolten, alles Böse, was du hier thust, mußt du dort büßen.“ Napoleon III. behauptet, daß eine große Wirkung immer eine große Ursache hat, daß ein unbedeutender Zufall niemals wichtige Resultate herbeiführe, ohne daß eine Sache neben ihm besteht, welche gestattet, daß dieser unbedeutende Zufall eine große Wirkung hervorbringt. Nicht der Zufall, sondern die Vorsehung regiert nach ihm die Welt. Wir wollen nicht die Richtigkeit der einen oder andern dieser Ansichten hier vertheidigen, es würde uns das zu weit in das schwierigste Kapitel der Philosophie von der menschlichen Freiheit, oder in das dunkelste Kapitel der Theologie von der Erbsünde und der Erlösung führen. Nach unserer Erfahrung

ist mit einer Menge Uebelthaten, z. B. gegen den eigenen Körper, schon auf dieser Erde eine nothwendige Strafe, die sich in Krankheit meistens äußert, verbunden, ebenso ziehen manche Vergehen gegen die Moral, gegen die Gesellschaft, gegen viele hohe vom Staate bisjetzt noch nicht einmal geschützte Rechte des einzelnen oder größerer Vereinigungen ihre Strafe mehr oder weniger nach sich. Wenn indeß ein Uebelthäter ein besonderes Unglück erleidet, das mit seiner schlechten That in einem nothwendigen Zusammenhange nicht steht, so sind wir nicht geneigt, hierin eine von der Vorsehung angeordnete strafende Vergeltung zu erblicken, sondern den reinen Zufall, der auf die Geschicke der Menschen ja auch sonst einen unendlichen Einfluß übt. Deshalb das Fragezeigen bei der Ueberschrift.

Wir müssen uns vom Deiche in die Stadt zurückversetzen.

Der beginnende Eisgang hatte die Hälfte der Einwohner Heustedts auf der Brücke und dem Platze vor derselben versammelt. Das Schauspiel war aber auch großartig. Die Eisbrecher standen mit ihren eisernen Spitzen etwa noch zwei bis drei Fuß aus der Eismasse hervor, einige Schollen waren schon gänzlich an ihnen emporgeschoben; als der erste Stoß erfolgte

sah man längere Zeit gar nichts mehr von den Eisbrechern. Das durch den ersten Zusammenstoß durchpflügte Eis, soweit es etwa bis über das alte Schloß hinaufstand, drängte sich bei dem zweiten Stoß zwischen den Eisbrechern hindurch, mit der Kante nach oben stehend, wurde von den Pfeilern der Brücke dann nochmals zerstoßen, und kam erst wieder auf die breite Seite zu liegen, wenn es unter der Brücke hindurch war und den auf eine halbe Stunde lang gänzlich eisfreien Fluß vor sich hatte. Erst als alles dies durch innern Zusammenstoß schon zerklüftete Eis vorüber war, kamen große Schollen, die oft die ganze Breite der Weser einzunehmen schienen. Bei dem Anstoß an die vordern Eisbrecher zerschellten sie entweder, oder schoben sich an ihnen hinauf, um oben auseinanderzufallen, oder wurden zur Seite gestoßen, um dann an die zweiten in dichterer Reihe stehenden Eisbrecher anzustoßen. Es kam auch wol vor, daß eine mächtige Scholle, größer als der Zwischenraum zweier Eisbrecher, an beiden von den nachfolgenden hinaufgeschoben wurde. Hatte sie aber die Höhe erreicht, so brach sie vermöge der eigenen Schwere zusammen. Solche Manöver der großen Schollen hinderten dann aber das raschere Fortkommen der kleinen und mittlern, diese suchten beiseitezuhuschen oder tauchten

unter die größern, um schneller unter ihnen hindurchzukommen. Oft war die Weser so voll Eis, daß man das Schurren und Rutschen der mächtigen Eisblöcke auf dem Grunde des Bodens hörte. Auch von mancher minder mächtig erscheinenden Scholle erhielt die Brücke solche Stöße, daß die darauf Stehenden zusammenfuhren und eilig zur Seite drängten. Es galt vor allem, Stopfungen vor der Brücke selbst zu verhindern, und es standen dreißig und einige Zimmergesellen und Schiffer mit Feuerhaken und anderm Geräth an den verschiedenen Jochen, dies zu verhindern. Dennoch geschah es nicht selten, daß Schollen bis auf die Brücke geschoben wurden, oder daß bei Stopfungen unter der Brücke eine Brückenbohle trotz der vielen Menschen, die darauf standen, in die Höhe gehoben wurde, sodaß die darauf Stehenden zur Erde fielen. Die Polizei hatte schon vergeblich versucht, unnütze Frauenzimmer und Kinder, welche die Arbeiten hinderten, von der Brücke zu vertreiben, aber hier vertrieben, tauchten sie dort wieder auf. Das hereinbrechende Hagelwetter erreichte jetzt schnell, was die Polizei nicht vermocht hatte.

Der seit kurzer Zeit adjungirte Forstschreiber Oskar Baumgarten saß indeß mit mehrern jüngern Leuten in der obersten Etage des alten Schloßthurms

beim Supernumerar=Amtsschreiber. Man sah von hier nicht nur auf die Weser, sondern, auf beiden Seiten der Stadt, nach Osten über die Wasseröde, die sich bis zu den hengstenberger Höhen und Wäldern erstreckte, hinweg, nach Süden über dieselbe bis zum Dorfe Grünfelde. Durch ein gutes Fernglas konnte man die Arbeiten oberhalb des Ueberfalls bis ins Detail verfolgen. Das Glas ging von Hand zu Hand, und man sah bald nach dieser und jener Seite, während der Amtsschreiber selbst eine Bowle braute.

Als man im Thurmzimmer jenen Donnerschlag hörte, sagte der Forstmann: „Das ist in eine alte Eiche gefahren", und richtete das Glas sofort nach Eckernhausen. „Es brennt dort, und zwar in Dummeier's Hofe, wenn ich nicht irre." Man ließ die Bowle im Stiche und eilte auf den Schloßhof, um die Amtsspritze bespannen zu lassen, den Oberhauptmann und Bürgermeister zu benachrichtigen.

Die Knaben Karl, Heinrich und Friedrich hatten sich des Wetters wegen gleichfalls in das alte Schloß geflüchtet, wo sie aus dem Zimmer des Amtsdieners Aussicht auf Weser und Brücke hatten. Als sie jetzt den Lärm hörten, den das Herausziehen der Spritze machte, und auf den Hof traten, sagte Oskar: „Schulz, du ältester, laufe zu deinem Vater und sage ihm, daß

er die Spritze zurechtmache, es brennt in Eckernhau=
sen bei Dummeier.“ „Dann mußt du mich nach dem
neuen Schlosse fahren, Friedrich, wir wollen der Anne
Marie Bescheid sagen“, erklärte Forstschreibers Karl.

In der Schloßstraße fing das Wasser schon wieder
an zu steigen, diesmal, um nicht so schnell wieder zu
fallen, aber man mußte doch noch eine gute Strecke
in der Straße gehen und den Backtrog nach sich zie=
hen, ehe derselbe bestiegen werden konnte.

Die Knaben eilten nach dem Schlosse zu kommen,
das zwar selbst wasserfrei lag, dessen Eingang bis
zum Fontainenberge aber, wie auch ein Theil der
Wirthschaftsgebäude, unter Wasser stand. Anne Ma
rie hatte es sich nie nehmen lassen, die Abendmilch
für ihre Comtesse und Tochter selbst zu melken. In
Wasserstiefeln wollte sie eben zu diesem Zwecke zu den
tiefer belegenen, jetzt umdeichten Stallgebäude, als si
die Knaben ankommen sah. Karl rief ihr schon vor
weitem zu: „Mutter Anne Marie, erschreckt nicht
es hat in Eckernhausen eingeschlagen, und es brenn
Euer Wohnhaus.“

Die Mutter erschrak, aber sie verlor die Fassun
nicht — glaubte sie doch zwischen den Stürmen de
Gewitters und dem Brausen und Krachen des Eis
ganges die wohlbekannten Töne der heimischen Sturm

glocke zu hören, und wußte sie ja, daß ihr Hans nicht daheim, sondern auf dem Deiche beschäftigt sei. Sie befahl Johann, die vier Rappen ins Geschirr zu legen, eilte ins Schloß, sagte den Kindern, sie möchten artig sein und der Wartefrau gehorchen, warf ein Tuch über den Kopf und schlang ein anderes um Brust und Schultern.

Die beiden Knaben waren ins Schloß getreten. „Ihr könnt der Comtesse und Anna Gesellschaft leisten, ihnen von dem Eisgange erzählen, der Hofmeister geht zur Forstschreiberin und bestellt, daß Karl im Schlosse sei und abends vor das Haus gekahnt werden solle.“

Johann war früher Reitknecht bei Dummeier gewesen und eifrig besorgt um das Wohl des Hauses. Es hatten sich Rentmeister, Haushofmeister, Knechte und Mägde vor dem Portal versammelt und boten ihren Beistand an.

„Alle bleiben hier“, sagte Anna zum Hofmeister, schwang sich auf einen der vorgeführten Rappen, und hindurch ging es in das Wasser, die Schloßstraße hinan.

Die Umsichtige wollte die Pferde vor die Amtsspritze spannen lassen, allein als sie vor dem Rathskeller anlangte, sauste diese, mit Landraths Pferden bespannt, schon über die Brücke.

„Nach Spritzenhaus Nr. 2“, rief sie Johann zu, und im Galop ging es über die jetzt von den Massen geräumte Brücke, die Langestraße hinunter.

Der Spritzenmeister hatte schon seine Sachen in Ordnung und war ärgerlich, daß ihm die Amtsspritze, auf der Baumgarten und der Supernumerar-Amtsschreiber Platz genommen, vorbeigefahren, während er noch immer auf die Pferde warten mußte, welche von der Post auf der Deichstraße requirirt waren. Da kam Anna. Die Rappen waren schnell angespannt, — Anna, der Zimmermann, welcher den Eisschlitten in Gang gebracht, ein Schornsteinfegergesell und Georg Schulz suchten auf der Spritze Platz.

Als man die Windmühle erreicht hatte und nun eine freie Uebersicht über die eckernhäuser Holzung hatte, sah man zwischen den dürren Aesten der Eichwaldung deutlich Dummeier's Wohnhaus brennen. Die Haushälterin trieb Johann zur Eile. Aber was war das? Die Amtsspritze kehrte um und fuhr zur Stadt zurück.

Als sich die Spritzen erreichten, rief der Amtsschreiber: „Nur zurück, es ist kein Durchkommen. Der Hülfsgrabendeich ist durchbrochen, das Wasser hat sich über den Heerweg gestürzt und diesen ausgerissen, wer weiß wie tief.“

„Vorwärts, Johann“, befahl Anna, und Johann

peitschte auf die Pferde. Georg jubelte, daß seine Spritze nun doch zuerst kommen werde. Noch zweihundert Schritte, und man stand an einem etwa funfzig Fuß breiten Strome, der über den Heerweg daherbrauste und sich dann in das tiefer liegende Feld ergoß, das schon bis an den Wald unter Wasser stand.

Da die Gewalt des Wassers nicht selten tiefe Löcher in die so überschwemmte Heerstraße gerissen hatte, so war, ehe man das Terrain untersucht, die Durchfahrt gefährlich. Anne Marie sprang von der Spritze, zog einen Pumpenschwengel aus derselben heraus und schritt dem Wasser zu, der Spritzenmeister ihr nach, er wollte durchaus nicht leiden, daß sie den Versuch wage, er sei größer und kräftiger, dem Strome des Wassers zu widerstehen. Es begann ein Wettstreit, der damit endete, daß beide gingen.

Waren auch keine Löcher in das Pflaster gerissen, so war der Strom doch so stark, daß die kühne Frau ohne Hülfe Georg's schwerlich das jenseitige Ufer erreicht hätte. Nun folgte Johann mit der Spritze, während welcher Zeit sich die beiden Durchwatenden gegenseitig halfen, die Wasserstiefeln auszuziehen, das Wasser, was dieselben eingeschluckt, auszugießen.

Als man auf der Amtsspritze, die auf Oskar's

Geheiß stehen geblieben war, sah, daß Anna und ihre Gefährten durch die Flut unversehrt sich hindurchgearbeitet hatten, kehrte man um. „Wir müssen uns ja zu Tode schämen, wenn wir nicht auch könnten was jene", hieß es, und die Amtsspritze jagte nach. Während man aber von der Heerstraße ab dem Dorfe zubog, war der Weg schon ein bis zwei Fuß hoch mit Wasser bedeckt, da er niedriger lag als das überschwemmte Feld, und man mußte langsam und vorsichtig dem brennenden Hause zufahren.

Hier herrschte große Unordnung, da es an einer umsichtigen Leitung fehlte, alt und jung lief durcheinander, jammerte und suchte aus dem brennenden Hause, aus dem man das Vieh glücklicherweise zeitig gerettet, noch diese oder jene Kleinigkeit zu bergen. Die Dorfspritze, die am entgegengesetzten Ende des weitgedehnten Dorfes aufbewahrt wurde, war noch nicht angekommen, auch Löschmannschaft spärlich vorhanden, da die Männer auf dem Deiche waren.

Dem machte Anne Marie ein Ende. Sie rief Knechte und Mägde, Freunde und Nachbarn zusammen und ordnete sie den Befehlen des Spritzenmeisters unter. Dieser, der bei manchem Feuer gegenwärtig gewesen, übersah leicht, daß das Wohngebäude nicht

mehr zu retten war, daß auch die Gefahr, das Feuer
verde weiter um sich greifen, nicht allzu groß sei.
Mittlerweile war die Amtsspritze gekommen, und von
der andern Seite nahte die Dorfspritze und Mann-
schaften aus hinterliegenden Dörfern. An Wasser fehlte
es nicht, man brauchte nur auf der um den Hof herum-
führenden Dorfstraße einen Damm zu bauen, und
hatte das Wasser, das immer stärker zuströmte, im
Ueberfluß.

Der Blitz hatte auf der hintern Seite gezündet
und der Wind das Feuer nach dem südlich gelegenen
Giebel getrieben. Das alte Strohdach, das wol schon
hundert Jahre auf dem Gebäude ruhte, war mit grü-
nem Moos und Pilzen überzogen; es war nur auf
der einen Seite abgebrannt. Jetzt brannte nur noch
der starke eichene Giebel, unter welchem eine große
Menge Heu lag.

Während Georg von einem Lindenbaume diesem
Heerde des Feuers mit seinem Rohre beizukommen
suchte und die andern Spritzen ihn dabei unterstützten,
sprang der Wind erst südlich, dann mehr nach Westen.
Jetzt fing auf einmal die zweite, noch ziemlich vom
Feuer verschonte Dachseite, die bisher durch den Wind
vor dem Feuer geschont war, zu brennen an. Diese
Seite war im letzten Sommer mit einigen Hundert

neuen Dachschöven restaurirt, und diese flogen nun, sobald sie in Brand geriethen, in die Luft in der Richtung nach der Scheune, in der Hans Dummeier seine Hauptvorräthe aufbewahrte. Georg hatte dies kaum bemerkt, als er seinen Stand im Lindenbaume verließ, den Amtsschreiber, der jetzt das Befehlen that, auf die neue Gefahr aufmerksam machte, mit dem Zimmermann die First des Daches der Scheune bestieg, sich durch den Schornsteinfeger und andere das Spritzenrohr hinaufreichen ließ und, vom Zimmermann gehalten, um beide Hände gebrauchen zu können, das Scheunendach zu spritzen begann. Die übrigen Spritzen unterstützten ihn hierbei, und es gelang, die Scheune zu retten. Nachdem die Giebel des Wohngebäudes zusammengestürzt, riß man den alten Holzbau nieder und ward gegen sieben Uhr abends Herr des Feuers.

Das meiste zur Rettung seines Eigenthums hatte indeß Hans Dummeier selbst beigetragen. Hätte er nicht den Deich gehalten, so würden wahrscheinlich sein braves Weib und Georg den Versuch, die Heerstraße da, wo sie überströmt war, zu überschreiten, mit dem Tode gebüßt haben, denn alles Wasser hätte sich dann der Strömung zugestürzt, die durch den Deichbruch am Abzugsgraben entstanden war.

Indeß saß die tugendsame Jungfrau Helene daheim

in ihrem warmen behaglichen Stübchen und rechnete
bei einer zinnernen Oellampe die vorgestern, als am
1. März, fällig gewesenen Zinsen auf ihre Pfandscheine
zusammen. Dieselbe betrieb nämlich, ohne obrigkeit-
liche Erlaubniß freilich, ein kleines Pfandgeschäft, indem
sie bedrängten Nebenmenschen, namentlich Bürgern und
Honoratioren, gegen Pfänder und hohe Zinsen aus
augenblicklicher Geldnoth half. Es war ihr Abend-
vergnügen, wenn sie allein war, die Register der ver-
pfändeten Sachen nachzusehen und an die Zeit zu
denken, wo sie eingelöst werden mußten oder ihr anheim-
fielen. Auf der Straße war den ganzen Abend un-
gewöhnlicher Lärm; obgleich es gänzlich dunkel war,
strömte es nach der Brücke hin und her, um bei Fackel-
und Pechpfannenbeleuchtung den Eisgang anzuschauen.
Was kümmerte sie aber der Eisgang, was ging sie
das Feuer in Eckernhausen an?

Plötzlich fühlte sie eine eigenthümliche Kälte an
ihren Füßen, hörte in ihrer Stube ein eigenthümliches
Geräusch, wie das Sprudeln von vielen Quellen. Sie
fühlte, daß ihre Füße naß waren, sie leuchtete auf den
Boden und sah, daß aus allen Ritzen des Fußbodens
das Wasser hervorquoll, oft hervorsprang. Was war
das? Sie eilte auf die Hausflur und riß die Straßen-
thür auf. Da stürzte ihr ein Wasserstrom entgegen,

der sie umgerissen hätte, wäre sie nicht mit dem Strome zur Stubenthür zurückgewichen. Dieser Wasserstrom riß die Hofthür auseinander und brach sich Bahn durch Hof und Garten, der Gartenstraße zu.

Es mußte das Wasser auf dem Boswiehe eine Höhe erreicht haben, welche das Niveau der Langen-straße überragte, und mußte ein Deich vor-den Gärten gebrochen sein, denn das Wasser stürzte aus dem etwa acht Fuß breiten Zwischenraume zwischen dem Hause des Färbers Krische und des Metzgers Rothmeier. So war es.

Der Färber Krische hatte in seinem Gartendeiche eine Lücke, durch die er im Abzugsgraben seine Zeuge auszuspülen pflegte, und die erst bei Wassergefahr mit einem Nothdeiche, der auf dem Spülbret aufgebaut wurde, verschlossen wurde. Im Spülbret waren zu diesem Ende nach der Außenseite Löcher, in welche Pfähle eingesteckt und hinter diesen dann der Noth-deich aufgeführt wurde.

Das war seit funfzig Jahren gut gegangen, dies-mal hatte sich aber eine über den Ueberfall gerutschte Eisscholle den Weg nach Krische's Garten wie expreß ausgesucht, sich unter das Spülbret geklammert, hatte dieses sammt dem ganzen Nothdeiche in die Höhe ge-hoben und so dem Wasser einen Durchgang gebahnt.

Unglücklicherweise führte zwischen Koch's und Neid-
hard's gegenüberliegenden Häusern ein kleiner durch
ine Bohle überdielter Kanal, der das Gossenwasser
urch Neidhard's Hof und Garten weiter nach Westen
bführte. Der Kanal war lange nicht mächtig genug,
as vom Boswiehe einströmende Wasser zu schlucken.
Die Macht des Wassers schleuderte die Ueberbrückung
eiseite, erweiterte den fußbreiten Kanal, indem sie das
Straßenpflaster aufriß, zu einem Bache von acht Fuß
Breite, der erst seinen natürlichen Weg zwischen Neid-
ard's und Schulz' Hause hindurch nahm, in einer
lbzweigung nun aber auch durch das Haus selbst stürzte,
achdem die Thür geöffnet war.

Lenchen raffte ihre Papiere und was sie sonst an
Geld und Werthsachen besaß, in Eile zusammen und
ichte, in der einen Hand die Lampe und das Kleid,
i dem die Schätze geborgen waren, haltend, mit der
ndern sich gegen die Wand stützend, die Treppe zu
reichen, die nach oben führte.

Dies gelang nicht ohne Anstrengung. Mit Er-
höpfung aller Kräfte kam Lenchen oben an in ihre
chlafstube, welche in der Mitte des Hauses lag, die
genannte Putz- oder Visitenstube befand sich vorn.
ie zog, als sie wieder zur Besinnung gekommen war,
ockenes Schuhwerk an und rannte dann in die neben

der Schlafstube liegende große Hinterkammer, dem Aufbewahrungsorte ihrer Faustpfänder. Hier schloß sie eine große eichene Lade auf, kunstvoll geschnitzt und über hundert Jahre alt, wie man ihr ansah, in der ihre Hauptschätze, Gold und Silber, Obligationen und Papiere verwahrt wurden, und legte die von unten geretteten Sachen hinein. Dann starrte sie um sich und betrachtete ihre Habseligkeiten. Es sah in der großen Kammer aus wie in einem Trödlermagazin. Auf dem Boden lagen hohe Stapel Leinen und Drell, standen drei bis vier Säcke mit Wolle; an den Borten hing ungebleichtes Garn, Flachs, große gelbe Wachstafeln. Eine Wand war ganz voll seidener Kleider und sonstiger kostbarer Kleidungsstücke behängt. Ein mächtiger Schrank barg theils größere eigene, theils verpfändete Silbersachen, Leuchter, Pokale. Sie lief von der einen Sache zur andern, alle schienen ihr rettungswerth, jedes einzelne Stück lag ihr am Herzen, wo aber sollte Rettung herkommen?

Durch das Haus wogte ein reißender Bach — sie konnte das Haus nicht verlassen, noch weniger ihre Sachen fortschaffen, denn niemand konnte ihr nahen. Zwischen ihrem Hause und dem früher Schulz'schen jetzt von Moses Hirsch bewohnten Hause war ein Raum von acht Fuß, eine Art Düngerweg — ih

Haus hatte hier Fenster in der obern Etage, nicht so Hirsch's Haus, und darunter brauste und zischte das Wasser. Das Nebenhaus auf der andern Seite stand dichter an, aber sie hätte zwei Wände zerschlagen müssen. Und was sollte sie beginnen, wenn das Wasser die Treppe hinwegriß? Daß dasselbe daran arbeitete, konnte sie oben deutlich vernehmen. Noch war die Treppe geschützt, weil hinter derselben eine Wand stand, die dem Durchgange des Wassers bisher Widerstand geleistet hatte.

Jetzt fiel die Wand, sie hörte, wie unter ihr das Wasser durch die Küche stürzte und sich aus dieser nach dem Garten hin einen weitern Ausweg bahnte. Bald darauf krachte auch die Treppe zusammen, deren sechs obere Stufen ohne Stützpunkt in der Luft hingen.

Von nun an war Lenchen gänzlich kopflos, sie eilte von der Pfandkammer durch die Schlafstube in die Putzstube, riß die Fenster auf und versuchte nach der Straße hin um Hülfe zu rufen.

Aber hätte sie noch eine tausendmal grellere Stimme gehabt, was hätte ihr das Rufen helfen können? In der Weser, die kaum tausend Schritte von ihrem Hause entfernt war, toste der Eisgang mit seinem knirschenden, donnernden, stoßenden, stürzenden, reibenden, zerbrechenden Geräusche. Vor ihrer Wohnung aber ein

Bach von acht Fuß Breite, der wie ein Alpenstrom sich mit dem Geräusch eines Wasserfalles einen Weg durch die Straße und Häuser bahnte und den leichten Sand, auf dem die Langestraße erbaut war, und damit das Fundament von Neidhard's und Hirsch's Hause schon mehrere Fuß tief unterwühlt hatte. Die Straße war unzugänglich, auf beiden Seiten des Wassers standen aber Hunderte von Menschen. Von der Brücke her war man mit Fackeln gekommen, welche das seit vielen Jahren nicht erlebte Schauspiel eines Durchbruchs des Wassers durch die Häuser der Langenstraße mit ihrem düstern schmuzigen Licht beleuchteten. Um sich gegen das Getöse des Wassers verständlich zu machen, schrie nun auch die durch den Wasserstrom getrennte Menge sich einander zu, aber vergebens. Auf diesem Ufer wollte man, daß die am andern Ufer Stehenden nach dem Gartendeiche eilen sollten, um womöglich den Deichbruch zu stopfen, von der andern Seite verlangte man dasselbe von den Diesseitigen. Man schrie und zankte, ohne sich zu verstehen, und ohne das allein Rechte zu thun, nämlich von beiden Seiten nach den Gartendeichen zu eilen und zu versuchen, ob hier eine Stopfung möglich wäre.

Lenchen schrie und schrie aus dem Fenster, nicht einer von den Hunderten hörte oder sah sie, denn die

Fenster waren unerleuchtet, da Lenchen das Licht in der Pfänderkammer auf der Lade hatte stehen lassen.

Aber der Wind war thätig gewesen, er blies durch das jetzt geöffnete Fenster der Putzstube in die Schlafkammer und von da in die Pfänderkammer, die ihre drei Fenster dem Stubenfenster gegenüber im Hofe hatte. Eins dieser Fenster war vor kurzem zerbrochen, und die Hausbesitzerin hatte aus Geiz ein Stück Papier vor den Sprung geklebt. Wie unten das Wasser, so bahnte sich oben der Wind seinen Weg.

Nun hing gerade über der Lade, auf welche Lenchen die Zinnlampe gesetzt hatte, eine große Partie Flachs, welche, durch den Zug in Bewegung gesetzt, das Licht berührte und in Brand gerieth. Es bedurfte nur weniger Minuten, während welcher sie von einem der vordern Fenster zum andern sprang und nach Hülfe rief, um die ganze hintere Kammer in Flammen zu setzen. Die alte Jungfer hatte nichts davon gemerkt, da ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Straße gerichtet war, und das Feuer nach hinten, der frühern Brauerei zutrieb. Diese hatte Moses Hirsch gepachtet und seine Korn- und Wollenvorräthe auf den Böden gelagert.

Erst als der helle Feuerschein durch ihre Schlafkammer hindurch in die Putzstube drang, ward sie das neue Unglück gewahr und stürzte nun ohnmächtig und

besinnungslos in der Schlafkammer vor ihrem Bette zusammen.

Die Menge draußen ward starr und stumm, als sie das zweite dem Menschen so freundliche und oft so feindliche Element neben dem Wasser sich durch das Dach des Hinterhauses Bahn brechen sah. An Rettung war gar nicht zu denken, da man von der Brandstätte abgeschnitten war. Dazu fehlten auch die Spritzen.

Die sechs Hausväter, welche Hans Dummeier entlassen hatte, um in Eckernhausen nach dem Rechten zu sehen, hatten vergeblich mit dem Kahne einen Landungsplatz an der Brücke bei Dummeier's Wiesen gesucht. Die Brücke war weggerissen, und sie mußten eine halbe Stunde weit westlicher an den Geestsandbergen landen, um an diesen heraufgehend eine zweite Brücke über den Abzugsgraben zu erreichen. Von hier ging der Weg die Heerstraße nach Heustedt entlang wieder nördlich. Als sie den Punkt erreichten, wo der Weg nach Eckernhausen abbog, sahen sie auch die Flammen in Heustedt selbst auflodern und brachten davon die erste Nachricht nach der Brandstätte.

Dort konnten die heustedter Spritzen füglich entbehrt werden, und man fuhr zurück.

Die Langestraße, die bisher voll dichtgedrängter Menschenhaufen gestanden, hatte sich ziemlich geleert

ein neues Unglück war zu dem alten gekommen, oder vielmehr das anfängliche Unglück hatte sich mit natürlicher Nothwendigkeit ausgedehnt. Das Wasser, welches Krische's Garten durchbrach, war zwar in seiner ursprünglichen Hast auf dem geradesten Wege, und wo es am wenigsten Widerstand fand, zwischen den Häusern hindurch auf Neidhard's Haus zugestürzt. Allein es begnügte sich hiermit nicht; nachdem es an einer Stelle eingedrungen war, hatte es das ganze hinter dem Gartendeiche liegende Terrain erobert, d. h. alle Gärten hinter den Häusern auf der Langenstraße. Sie standen in kurzem gänzlich unter Wasser, und bald fing das Wasser an, in die Häuser selbst zu dringen. Dieser Umstand rief nun alles auf die Hofräume der also bedrängten Häuser, um hier zu deichen. Man nahm Stroh und Dünger wo man solchen fand, namentlich von der entgegengesetzten Straßenseite.

Nun rasselten die Spritzen heran, es war aber auch die höchste Zeit, denn der Wind, der bisher das Feuer den Hintergebäuden zugetrieben hatte, war nach Westen umgesprungen und trieb das Feuer nach vorn zu. Schon brannte Georg's Vaterhaus an seiner hintern Seite. Die Mannschaft hatte nicht Zeit sich auszuruhen.

Der Spritzenmeister, der hier genau Bescheid wußte,

zog den Rohrführer der Amtsspritze auf den Boden des väterlichen Hauses und hieß ihm dessen Stallungen, die zu brennen anfingen, solange zu bespritzen wie möglich, indem er selbst dem nach vorn sich ausdehnenden Brande des Neidhard'schen Hauses Einhalt zu thun suchte. Er hielt das Spritzenrohr zu diesem Zwecke in die Schlafkammer Lenchen's, wo diese noch immer bewußtlos am Boden lag. Der Wasserstrahl erweckte sie, und die in ihre Schlafkammer schon hineinzüngelnde Flamme trieb sie in die Putzstube. Hier stieg sie ins Fenster, sich wahnsinnig geberdend, und jetzt sah man von der Straße aus zum ersten mal, daß ein menschliches Wesen noch im Hause sei, da der Feuerschein aus dem hintern Theile des Hauses jetzt auch in die Putzstube fiel und ihre Gestalt hervorhob.

Es wurden nun allerlei Rettungsversuche gemacht, aber man konnte mit Leitern nicht ankommen.

Als Georg von dem Falle vernahm, ließ er aus der Bodenluke des Hauses Hirsch zwei Leitern nebeneinander zu der Schlafkammer Lenchen's legen und kroch mit dem Schornsteinfeger hinüber, die Rohrführung seinem Vertreter übergebend. Die That war kühn, da es bergab ging, aber sie gelang. Lenchen, die sich noch immer an das vordere Fenster klammerte, und von dem Rettungsversuche, der von der Seite her

gemacht ward, nichts gemerkt hatte, erschrak, als die schwarze Gestalt des Schornsteinfegers und die von der Arbeit bei dem Feuer in Eckernhausen kaum minder geschwärzte Georg's im Putzzimmer erschienen. Sie glaubte, es seien lebendige Teufel, sprang mit einem Satze zur Thür hinaus auf die Treppe, ohne zu bedenken, daß diese schon in den untern Stufen hinweggerissen war, und stürzte nun mit den obern haltlosen Stufen in die Flut hinab. Ihre zerschellte Leiche fand man erst am andern Tage an einem Zaune der Gartenstraße angeschwemmt.

Auf dem Rückwege in das väterliche Haus wäre der kühne Spritzenmeister beinahe verunglückt; der Schornsteinfeger war vorangekrochen, als Georg die Bodenluke mit der Hand eben fassen konnte, brach die Leiter unter ihm, er faßte das Gesimse des Fensters und schwang sich mit Gefahr auf den Boden, wobei er sich indeß das Knie verletzte.

Trotz aller Anstrengungen vernichtete das Feuer den größten Theil des Neidhard'schen wie des frühern Schulz'schen Hauses.

Elftes Kapitel.

Eine Dorfnovelle aus der Wirklichkeit.

Die Bewohner der Oststadt saßen noch acht Tage im Wasser, und aller Verkehr in den Straßen konnte nur durch Kähne bewerkstelligt werden; in der Weststadt war es mit großen Anstrengungen gelungen, den Deichbruch bei Krische's Garten zu stopfen und so die Communication auf der Landstraße herzustellen, wo man vorläufig das Loch, welches das Wasser vor dem Hause der Ertrunkenen in die Straße gerissen hatte, überbrückte.

Der Einriß in die Heerstraße, welcher den Spritzen den Weg nach Eckernhausen versperrt hatte, zeigte sich als unbedeutend, und die Straße wurde bald wieder fahrbar gemacht. Hans Dummeier ward am Morgen nach dem Feuer durch den Deichvogt Herold von seinem Posten abgelöst, wie überall frische Deichmannschaft aus andern Dörfern eintrat. Er betrachtete die Ruinen auf seinem Hofe mit kaltem Blicke; hatte

er doch schon seit längerer Zeit den Gedanken mit sich herumgetragen, ein neues zu bauen. Sein Eichensünder trug manchen dreihundertjährigen Baum, zu Grundholz, Ständern und Balken wohlgeeignet, und Tannen wie Föhren waren in dem nahen herrschaftlichen Forst nicht theuer. Die Abfindung seiner jüngsten Schwester war am Hochzeitmorgen baar ausbezahlt, er hatte keine Schulden auf seinem Hofe und besaß neben diesem, dank der Aufopferung seiner geliebten Frau, noch eine adelich freie Wiese.

Das zum Häuslerhause ausgebaute Backhaus stand leer, dasselbe konnte provisorisch als Wohnhaus benutzt werden. Mit diesem Gedanken nahte er sich seinem Besitzthume, wo er Anne Marie thätig fand, mit Hülfe der Nachbarn und Diensten den Schutt fortzuräumen und dem Vieh ein Unterkommen in den Stallungen zu schaffen. Er umarmte sein braves Weib und sagte ihr Dank für den bewiesenen Muth, den er schon in Heustedt rühmen gehört habe.

„Mußt dich vor allem bei der Katharina bedanken“, sagte diese, „ihrer Entschlossenheit und Umsicht allein ist es zu verdanken, daß sämmtliches Rindvieh und die Pferde gerettet sind. Sie hat die schwarzweiße Sterke, die zuhinterst im Hause stand, mit

eigener Gefahr aus der Glut gezogen. Sie kann bleiben, wenn sie will."

Hans ging auf Katharinen zu und sagte: „Du hörst, was Mutter sagt, erhältst zu deinem jetzigen Lohne ein Himptsaat Lein, wenn du bleibst, auch werde ich dich bedenken, wenn du dich verheirathest."

Die Magd wurde roth und erwiderte: „Ich danke sehr und bleibe gern."

Hans zog nun seine Frau in das Häuslingshaus, wohin die geretteten Möbeln, die Kasten und Koffer gebracht worden waren, um seine Plane wegen des Neubaues mit ihr zu überlegen.

Auch diese, die den Neubau, wie ihr Mann ihn vorschlug, billigte, hatte in der schlaflosen Nacht einen Plan sich ausgedacht, der ein braves Menschenpaar glücklich machen sollte. Sie wußte durch das Gespräch der Leute genug von Schulzens Schicksal. Die Thätigkeit des Spritzenmeisters bei dem Löschen des Feuers, seine Umsicht, dasselbe von der Scheuer abzuhalten, hatte sie mit Achtung und Dankbarkeit erfüllt, denn sie wußte männliche Tüchtigkeit zu schätzen.

Nun war vor kurzem der gräfliche Schlagtmeister verstorben; die ausgedehnten Besitzungen an der Weser erheischten aber im Sommer und Herbst eine beständige Ausbesserung der Uferwerke (Schlagten). Der

Gehalt eines solchen Schlagtmeisters, unter dessen Aufsicht oft viele Arbeiter schaffen mußten, reichte hin, eine Familie zu ernähren. Dazu fand sich eine freie Wohnung. An den gräflichen Park stieß in der Weserstraße ein kleines Haus mit Garten, der bis zum Weserufer reichte. Dasselbe war bis zum Sommer von einer Korbmacherfamilie bewohnt gewesen, die seit einer langen Reihe von Jahren in nächtlichen Stunden den gräflichen Weidenbusch geplündert hatte. Als die Kinder dieser Familie heranwuchsen, blieb es nicht bei den Weiden: Obst, feine Gemüse und andere Gegenstände verschwanden, trotz alles Aufpassens. Da schlug der Rentmeister eine Radicalcur vor, welche die Gräfin genehmigte. Das Haus wurde der Korbmacherfamilie zu einem sehr hohen Preise abgekauft, unter der Bedingung, daß dieselbe nach einer größern Stadt übersiedelte. Bremen ward mit der Familie Knippling beglückt.

Das Haus eignete sich vortrefflich zu einer Dienstwohnung des Schlagtmeisters. Da die Gräfin sich in die Details der Bewirthschaftung nicht einmischte, wahrscheinlich nicht einmal wußte, ob der Schlagtmeister Piepmeier oder Angstmeier hieß, so genügte es, wenn Anne Marie den Haushofmeister und den

Rentmeister für ihren Plan gewann, und das sollte ihr nicht schwer werden, hoffte sie.

Als sie wieder im Schlosse eintraf, fand sie die günstigste Stimmung für ihren Plan. Georg's kühne That, zur Rettung Lenchen's auf einer zerbrechlichen Leiter aus dem Dachfenster des Moses Hirsch in das brennende Haus der Feindin zu dringen, unter sich die schäumenden Wasserwogen, über sich das jeden Augenblick den Einsturz drohende Haus, war in aller Munde. Ein förmlicher Umschwung der öffentlichen Meinung war eingetreten. Bisher hatte man des Drechslers und seiner Familie Schicksal höchstens mit einem Achselzucken und gewissen Redensarten als: er hat es ja nicht anders haben wollen, warum führt er solche Processe u. dgl., beurtheilt. Die vornehmen Damen hatten die schöne Mainzerin, seitdem sie nicht mehr Kleider und Putz für sie verfertigte, vergessen, vergessen auch, daß sie selbst zu dem Processe gegen die Schneiderzunft aufgereizt hatten.

Jetzt schien das schreckliche Ende der Brauerstochter, in dem man den Finger Gottes erkennen wollte, die Wahrheit gleichsam erst an den Tag zu bringen. Die Horndrechsler wie die Schneider behaupteten, von Lenchen aufgehetzt zu sein. Der Spritzenmeister war der Held des Tages. Die alte Gönnerin Mariens

die Baronin von Bardenfleth, gab einen Kaffee, zu welchem viele Damen in Kähnen befördert werden mußten. Da wurde denn durch ihre Leibadvocatin, das Fräulein Puvogel, die Unglücksgeschichte der Familie Schulz ausführlich erzählt, sodaß des Mitleids und Bedauerns kein Ende war und das Kind Adele laut zu schluchzen anfing. Die Landräthin von Vogelsang aber war die erste, welche den Ideengang der Gesellschaft auf eine thätige Hülfleistung zu lenken suchte. Hier nun war es die Forstschreiberin, welche das Wort ergriff, der talentvollen Schulz'schen Knaben erwähnte und es als eine Hauptwohlthat, die man den Aeltern erweisen könne, hervorhob, wenn den beiden Knaben Freistellen in der Rectorschule verschafft würden. Sowol die Bürgermeisterin wie die Rectorin, die gegenwärtig waren, versprachen, sofort ihre Männer dahin zu bestimmen, die Oberhauptmännin gab die Versicherung, daß das Amt sich gleichfalls der Sache annehmen werde. Die Landräthin von Vogelsang versprach, durch ihren Mann von der Landschaft eine besondere Prämie dafür auszuwirken, daß Schulz trotz des durch den Deichbruch sich ihm entgegenthürmenden Hindernisses bei dem Feuer in Eckernhausen mit seiner Spritze zuerst zur Stelle gewesen sei, und, setzte Fräulein Bardeleben hinzu mit einem spitzen

Blick auf die Oberhauptmännin von Schlump und die Amtsschreiberin Motz, „die Veranlassung gewesen ist, daß die Amtsspritze, welche schon umgekehrt war, sich auch durch das Wasser wagte“.

Jede der Damen sann nun darüber nach, wie der Familie Schulz wieder aufzuhelfen sei, und that das Ihrige, den Glorienschein über das Haupt der bis dahin von allen verlassenen strahlender zu färben.

Indeß war Anne Marie nicht müßig gewesen. Ihre Empfehlungen hatten Gehör gefunden, — der Rentmeister ließ Georg kommen und engagirte ihn nach kurzer Besprechung gegen einen fixen Gehalt von 150 Thalern und freie Wohnung zum Schlagtmeister. Allerlei Reparaturen im Schloß, Park und den Wirthschaftsgebäuden, die derselbe vermöge seiner Kunstfertigkeit sonst beschaffe, namentlich im Winter, sollten ihm besonders vergütet werden.

Nichts hätte diesem erwünschter sein können, denn er haßte seine jetzige Wohnung, die er schlechtweg als Spittelhaus zu bezeichnen pflegte, da er sie mehr für ein Almosen denn für eine Entschädigung für das Amt eines Spritzenmeisters ansah. Das sei allenthalben ein Ehrenamt, sagte er, das durch die Zugabe der Spittelwohnung nur geschändet werde. Er sah die neue Anstellung als Beginn eines neuen Lebens an

lobte den Zufall, der ihn unter Anweisung des
ichvogts Herald schon seit Jahren die Schlagten
Essigbrauers hatte herstellen lassen. Und wie groß
r nun erst die Ueberraschung und Freude seiner
u! Kam sie doch aus dem für die Gesittung der
der so gefährlichen Winkel und in die nächste Nähe
Rectorschule. Die beiden Knaben machten hohe
udensprünge, als sie erfuhren, man ziehe in die
stadt, dem Freunde Karl ganz nahe. Es war eine
nne und Seligkeit, in der die Familie schwamm.
n traf nach wenigen Tagen von dem Magistrat
Schreiben ein, worin den beiden Schulz'schen
iben Freistellen in der Rectorschule gewährt wur-
, und der Ausschuß der Provinziallandschaft gab
Belohnung von 50 Thalern für die erste und
erordentliche Hülfe bei dem Feuer.

Das war ein so plötzlicher, so großer Glückswech-
daß Georg behauptete, er müsse sich erst besinnen,
denn das alles kein Traum sei. Marie lebte wirk-
im Traume, sie war zu glücklich, sie blühte von
m auf wie eine volle Rose, die im Glase kein
hes Wasser bekommen, wenn sie solches plötzlich
lt. Die Zeit bis zum April, wo man ausziehen
te, dauerte eine Ewigkeit, und das Spittelhaus
de der gesammten Familie täglich verhaßter. Nur

Eine Person grämte sich, daß Schulzens die Wohnu
verließen, und weinte bittere Thränen, das war
schwarze Marthe, die sich in die Oststadt nicht hinei
wagte und die ihren blonden Heinrich daher fort
wol wenig zu Gesicht bekam.

Welche neue Ueberraschung stand der von so v
Glück begünstigten Familie nun aber bevor, als m
Anfang April bei warmem Sonnenschein auszuzieh
anfing, und die Jungen ihren Arbeitstisch, ihre Büch
Mappen und sonstige ihnen zugehörige Werthsach
wie die Schlittschuhe, ein Reißbret, früh morgens v
antrugen.

Anne Marie hatte den Eingang des Hauses
Tannen schmücken lassen und die Wohnung war völ
eingerichtet, alle Stuben mit den nöthigen neuen M
beln versehen; in einem Erkerzimmer fand sich
Schreibtisch für die Knaben mit sämmtlichen Büche
die man in der Rectorschule brauchte. Außerdem
ren Vorräthe von Weizen, Korn, Kartoffeln, Haf
grütze in Küche und Keller niedergelegt. Frau La
räthin und Baronin von Bardenfleth hatten dies
ihrem Kreise veranstaltet und zusammengebracht.
Stalle aber stand eine schwar=zweiße Kuh, keine
schlechtesten, die Katharina aus dem Hause Dummei
gerettet hatte.

Man war wie im Himmel. Die bisherigen Mö=
el wanderten zum Theil auf den Boden, zum Theil
urden sie verschenkt an arme Nachbarn in Klein=
Paris. Nur seine Drechslerwerkstätte schlug Georg
ieder auf. Das Putzzimmer der Frau war schöner
ls das im frühern eigenen Hause, und mitten an
er Wand hing ein großer werthvoller Kupferstich, die
Sixtinische Madonna von Rafael, ein Beitrag des
räulein Spitznas, welche den Kunstwerth des Stiches
ol kaum kannte.

Die Mainzerin sank, als sie allein war, vor der
Gnadenreichen auf die Knie, denn sie war es doch
llein, welche das alles beschert, sie hatte es also
icht übel genommen, daß Marie einen Protestanten
eheirathet, daß ihre Kinder protestantisch erzogen
urden, sie hatte sie nicht von sich gestoßen und ver=
ucht, sie sah so milde und gütig zu ihr herab. Die
eglückte Frau plapperte nicht ein Gebet aus ihrem
Gebetbuche, sie sprach Worte des innigsten Dankes und
er Verehrung, die ihr tief aus dem Herzen kamen.

Wie schmeckte das erste Mittagsessen! Es war
as bekannte rheinische, die langvermißten Kapuziner=
löfel, das Marie an dem neuen Herde bereitet; und
ie jauchzten die Kinder, es waren ihrer jetzt fünf,
uf, als nach beendigter Mahlzeit ein gräflicher Be=

dienter die Thür öffnete und Comtesse Olga und Ann
einen von der Mutter selbst gebackenen Kuchen übe
brachten.

Marie, welche die beiden schönen Kinder noch nic
gesehen, konnte sie nicht genug abherzen und küsse
die etwas jüngern eigenen Mädchen zogen sich sch
zurück vor dem reizend gekleideten Paare. Die Con
teß selbst war still, sie schaute sich wie verwundert u
in dem kleinen Zimmer, sie hatte noch nie ein so kle
nes Zimmer gesehen, und es fiel ihr auf, daß so vie
Menschen in einem so kleinen Hause und Zimm
wohnen konnten.

Anna fing keck und muthig mit Friedrich und Hei
rich ein Gespräch an, lud sie ein, in den Park
kommen und ihre Pferde zu sein.

Das grundverschiedene Wesen der kleinen Mädch
offenbarte sich schon früh in ihrem Aeußern wie J
nern. Die Comteß Olga war einen halben Ko
größer als Anna, schlank, eckig, blaß, mit groß
dunkelgrauen Augen, langen schwarzen Augenwimpe
und langem schwarzem, in einem Goldnetze getragene
Haare. Sie war ernst und still und schien schon a
sechsjähriges Kind innerlich zu leben. Anna zeig
runde Formen, ihr Gesicht, von dicken, krausen, go
digen Locken eingerahmt, blühte wie eine Rose, n

allerliebsten Grübchen in beiden Wangen und Kinn. Ihre Augen waren blau und bei weitem kleiner als die Olga's, dagegen strahlten sie beständig Lust, Freude, Freundlichkeit aus. Ein liebliches Lächeln verklärte beim Verkehr mit andern das süße Kindergesicht, sodaß selbst der alte Haushofmeister sein „Wonnepock" nicht an sich vorbeigehen oder vielmehr tanzen lassen konnte, denn sein Gang war ein Tanz, ohne es emporzuheben und zu küssen. Anna war der Liebling des ganzen Schlosses.

Die Comteß Olga hing mit schwärmerischer Liebe und Hingebung an ihrer Amme, liebte sie wie eine Mutter und überhäufte sie mit Zärtlichkeiten; gegen alle übrigen Schloßbewohner war sie zurückhaltend. Anna schien sich weniger aus der Mutter zu machen, die ihr zu viel befahl, zu viel verbot, sie war dagegen freundlich und einschmeichelnd gegen Fremde. Namentlich hatte sie gewußt, sich bei der gnädigsten Gräfin selbst, einer Kinderfeindin, einzuschmeicheln, vor der Olga eine wahre Scheu zu haben schien.

So kamen die Ostertage heran, die gegen Ende April fielen. Hans war öfter in der Stadt, um sich mit Zimmer- und Mauermeister zu besprechen. Während er bisher immer gedrängt hatte, Anne Marie sollte das Schloß verlassen, suchte er sie jetzt zu über-

zeugen, daß es besser sei, sie warte mit dem Umzuge, bis das neue Haus eingerichtet sei, und halte ihre Wochen in der Ruhe und den behaglichen Einrichtungen des Schlosses, als in den beschränkten und dumpfen Räumen des Leibzuchthauses. „Du bist jetzt bald sechs Jahre vom Hause entfernt und im Schlosse gewesen, hast du das über das Herz bringen können, so kannst du auch noch ein halbes Jahr dort bleiben, bis ich dir eine würdigere Stelle zur Aufnahme vorbereitet als das Leibzuchthaus ist. Wie willst du, die sei Jahren an Pracht und Glanz und an Bequemlichkei Gewöhnte, in der dunkeln Stube, der unheizbaren Kammer die Tage zubringen? Wie soll ich dir Pflege und Bequemlichkeit schaffen, da die Schwester mi fehlt? Kann unser Anerbe nicht ebenso gut im Schlosse geboren werden, als in schlechter Leibzuchtswohnung?“

Das alles wurde natürlich platt und daher vi eindringlicher gesprochen, als wir es zu übersetzen ver mögen.

Anne Marie beharrte aber bei ihrem Willen. Ei unbestimmtes Gefühl, die Ahnung eines Unglücks quält sie. „Ich habe keine Ruh' und keine Rast mehr i Schloß, ich bin bei Tage und bei Nacht daheim un müßte ich in der Scheune gebären, ich komme na

Hause, sobald die Base der Gräfin, welche die Aufsicht über die Kinder künftig führen soll, eingetroffen ist."

Wäre es nicht zweifellos gewesen, daß Anne Marie seit Wochen Eckernhausen nicht gesehen und daß sie auch von dort keinen Besuch empfangen hatte, so hätte man glauben sollen, der alte Eifersuchtsteufel wäre über sie gekommen. Denn allerdings spukten in Eckernhausen seit kurzer Zeit allerlei bedenkliche Gerüchte. Die Katharina, hieß es, bringe die Nacht nur sehr kurze Zeit in der Scheune zu und wisse sich im Leibzuchthause besser zu betten.

Freilich ging das Gerede von einem verschmähten Liebhaber, dem schiefbeinigen Kleinknecht des Nachbarn Heinrich Niebour, aus, allein unzweifelhaft war, daß dieser schon viele Nächte seit dem Brande in Dummeier's Hofstelle herumschlich und spionirte.

Um bei der Katharina einzusteigen, wie es Landessitte und Gewohnheit war, geschah das nicht, sie hatte ihn, als das alte Haus noch stand und er eines Abends vor das Fenster kam und um Einlaß bat, beim Oeffnen des Fensters so heftig zurückgestoßen, daß er vom Dache des Schweinestalls, auf dem er stand, zur Erde gefallen war.

Die Base der Gräfin blieb länger, als sie sollte, sie kam erst Anfang Mai, als sämmtliche Storchnester

in Eckernhausen von ihren Bewohnern schon eingenommen waren. Nur das Storchenpaar, das auf Dummeier's Hause seit länger als zwei Jahrhunderten gehaust, oder die Rechtsnachfolger desselben, hatten ihr altes Nest nicht mehr gefunden und sich nach Heustedt gewandt, um sich hier auf dem Marstalle ein neues Nest zu bauen. Wenigstens glaubte Anne Marie ihren Storch und ihre Störchin zu erkennen, und Hans bestätigte das und erklärte es für einen Fingerzeig Gottes, daß Anne Marie im Schlosse die Niederkunft erwarten solle.

Die Base war eine alte ledig gebliebene Dame aus dem Geschlechte der Meisenburg, die bisher bei rohen Neffen auf einem alten zerfallenen und verschuldeten Rittersitze in Oberhessen ein kümmerliches Dasein gefristet. Sie hatte ihren Beruf als Weib verfehlt, obgleich sie mehr als andere Bedürfniß und Verlangen gefühlt hatte, ihn zu erfüllen. Sie hatte in ihrer Jugend die Welt, d. h. Paris und Versailles gesehen, als sie ihren Vater auf einer Mission nach Frankreich begleitete. Diese Mission hatte aber den Ruin des Vaters und seinen frühen Tod herbeigezogen. Die Lehngüter fielen an einen jüngern verheiratheten Bruder des Vaters, das Allod war überschuldet, und so blieb

der Jungfrau nur eine dürftige Apanage auf der Meisenburg.

Sie hatte seit Jahren ein Leben ohne andern Inhalt als die Rückerinnerung an Paris und Versailles geführt und sich äußerlich damit beschäftigt, Flickendecken zu nähen und zur Erholung in französischen, zum Theil höchst leichtfertigen Romanen zu lesen, von welchen der Vater selig eine zahlreichere Sammlung hinterlassen hatte als von werthvollern Dingen.

Die Gräfin hatte ihr ein gutes Gehalt und eine lebenslängliche Pension zugesichert und ihr ansehnliches Reisegeld geschickt. Letzteres hatte Tante Hulda, wie die Kinder sie nannten, zum Theil dazu verwendet, einem längstersehnten Ideal Wirklichkeit zu schaffen, wenigstens den Stoff zu künftiger Verwirklichung. Sie hatte sich bisher begnügen müssen, ihre Flickendecken aus Kattunresten zusammenzunähen. Eine seidene Steppdecke war seit Jahren ihr Lieblingstraum, das Ideal, nach welchem sie strebte. Bei der Durchreise durch Kassel hatte sie zwei Tage daran gewendet, bei sämmtlichen Schnittwaarenhändlern seidene Zeugreste aufzukaufen, ja sie hatte Schneiderinnen bis in den vierten Stock aufgesucht, um auch da ihrer Sehnsucht Befriedigung zu verschaffen. Auch während eines mehrtägigen Aufenthalts in Hannover benutzte sie jeden Morgen,

während die Excellenz noch schlief, um in den Läden der Stadt nach seidenen Flicken herumzuwandern.

Als die Kammerfrau der Gnädigsten zufällig von dieser Marotte erfuhr, fand sich in den Vorräthen Melusinens noch von England her eine so reiche Beihülfe kostbarer seidener Stoffe, daß Tante Hulda ganz überglücklich nach Heustedt abfuhr, sie hatte jetzt Arbeit für mehrere Jahre.

In Heustedt angekommen, nur mit den nothwendigsten, zum Theil altmodischsten Kleidungsstücken, einem Koffer voll französischer Romane, zwei Säcken voll Seidenresten, wußte sie, an den Mangel des Nothwendigen gewöhnt, sich nicht in den Ueberfluß des Nothwendigen und Nichtnothwendigen zu finden. Sie hatte an eine Kinderstube gedacht, in der sie seidene Steppdecken nähen und Romane lesen könne, nun wußte sie mit drei Zimmern, die ihr zum eigenen Gebrauche angewiesen waren, nichts zu beginnen. Ihr, die sich seit Jahren immer selbst bedient, war eine eigene Magd zur Bedienung gegeben, und auch außerdem hatte sie zahlreichen Dienern zu befehlen. Eins schmerzte sie zwar tief, die Gräfin hatte es zur unumstößlichen Bedingung gemacht, daß sie keinerlei Umgang mit den Bewohnern von Heustedt pflege, keine Einladung zu Kaffee oder Thee, komme sie von wem sie wolle,

annehme, keine Visiten mache, auch keine Visiten annehme.

Gegen die Kinder war sie liebevoll, aber unbehülflich und ungeschickt, Anna wußte nach dem ersten Tage ihren Willen ihr gegenüber geltend zu machen, und gegen die Comteß bezeugte sie grenzenlose Ehrerbietung.

Anne Marie erklärte, nur noch so lange bleiben zu wollen, bis die neue Pflegemutter der Kinder in deren Lebensweise und Bedürfnisse eingeweiht sei. Sie hatte kurz nach dem Feuer doch Reue darüber gefühlt, selbst die Veranlassung gewesen zu sein, daß Katharina auf dem Hofe bleibe, während sie doch die Lisette vom Schlosse schon als Großmagd gemiethet hatte. Sie schrieb deshalb dem Manne, er möge ein Opfer nicht scheuen, der Katharina Lohn und Kostgeld bis Michaelis geben und sie entlassen, damit es zwischen ihr und der Lisette keinen Streit gebe. Sie blieb aber ohne Antwort.

Anne Marie fing nun an, ihre Sachen zu packen und theilweise nach Eckernhausen vorauszusenden. Als die erste Sendung dort ankam, gab es eine Scene zwischen Hans und Katharina.

Diese war die fünfte Tochter eines Vollmeiers im benachbarten Dorfe, aber eines stark verschuldeten. Als der Vater sich von der Wirthschaft „abthat“, sich

bei lebendigem Leibe für todt erklärte in Beziehung auf sein Vermögen und sich auf die Leibzucht setzte, war ermittelt worden, daß den Geschwistern des Anerben eigentlich gar kein Erbtheil, gar keine Abfindung zukomme, weil die Schulden des Vaters den Werth des sogenannten freien Allodialvermögens überstiegen. Die allergnädigste Gutsherrschaft hatte aber nichts dabei zu erinnern, daß der Anerbe sich freiwillig erbot, den Schwestern je hundert Thaler, ein Bett, eine Kuh und ein Ehrenkleid zum Brautmorgen auszusetzen. So kam es, daß Katharina, obgleich eine berühmte Bauerschönheit, von ihren Standesgenossen doch nicht zum Weibe erkoren wurde. Groß und kräftig, mit einer im Bauernstande seltenen Eigenschaft, einer Taille, welche eine vollendete Büste hervorhob, mit vollem, kräftigem Gesicht, üppigen Lippen, brünettem dichtem Haar, herrlichen Zähnen und feurigen dunkeln Augen, war sie die gesuchteste Tänzerin und hätte der Liebhaber viele haben können, aber ihr stolzer Sinn und ihr strenger Blick scheuchten jeden unebenbürtigen Knecht aus ihrer Nähe. Hatte sie doch selbst dem schönen Johann, dem Wachtmeister bei den Husaren, der ein Köthnersohn aus ihrem Dorfe war, bei der letzten Kirmes nur nach vielen Bemühungen einen Tanz gewährt und ihm die Bitte, vor ihr Fenster kommen zu

dürfen, entschieden abgeschlagen. Ihr heißes Blut und ihr Stolz hatten manchen harten Kampf miteinander gekämpft, aber der Stolz hatte bisher noch immer gesiegt.

Seit einem Jahre diente sie jetzt als Großmagd bei Hans Dummeier und sah bald in ihm das Ideal eines Mannes, wie sie ihn sich wünschte. Die Würde, die Kälte und Gemessenheit, Energie und Ausdauer, mit der Hans alles that, imponirten ihr. Die Ordnung im Hause, die Ruhe und Stille, mit der alle Anordnungen gegeben und befolgt wurden, waren ihr etwas ganz Neues. Sie, die Herrschsüchtige, hatte mit Vater und Bruder in beständigem Hader gelegen, sie hatte selten einen Befehl angehört, ohne zu widersprechen, und ihren Willen stets auf die eine oder die andere Weise durchzusetzen gewußt. Hans hatte sie noch nie zu widersprechen gewagt, sie hatte noch nie etwas besser wissen wollen als er. Katharina war nach kurzer Zeit „weg in Hans“, wie man in Eckernhausen sich auszudrücken pflegte, sie war über beide Ohren verliebt.

Nun heißt verliebt sein auf dem Lande, hieß verliebt sein in jener Zeit ziemlich überall etwas ganz anderes als sentimentales Schmachten, wie es seit Werther Mode geworden. Die Lebensanschauungen

in Beziehung auf geschlechtliches Leben trugen in der
Gegend, von der wir reden, ja überall im nördlichen
Deutschland, noch immer einen gewissen heidnischen
Charakter, das Christenthum hatte in die Natur-
ursprünglichkeit kein geistiges Element getragen. Daß
junge unverheirathete Leute, daß Knechte und Mägd
geschlechtlichen Umgang pflegten, gehörte zum Leben
niemand sah darin das geringste Böse, und ein Mäd-
chen, das außerehelich geboren hatte, bekam darum
doch einen Mann, wenn sie nur Geld genug hatte
oder für das Kind gut gesorgt wurde.

War man verheirathet, so wurde auf eheliche Treu
gehalten, weniger aus höhern sittlichen Motiven, al
um die Reinheit der Familien zu bewahren. So wa
es wenigstens bei den eigentlichen Meierfamilien. Di
Zeit, wo der Gutsherr, wenn auch nicht gesetzlich, das ju
primae noctis ausübte, und factisch allmächtig war
indem es bei ihm stand, den Töchtern vor den Söhne
den Hof und damit einen Bräutigam zu geben, wa
kaum sechzig Jahre verschwunden. Erst seit 1720 b
stand das Anerbenrecht, jenes Recht, wonach der Bau
nur Ein Kind als Erben hatte, den Anerben, jene
Recht, das den Söhnen vor den Töchtern, dem älter
vor dem jüngern und unter Töchtern der ältesten d
Nachfolge im Hofe sicherte. Wir würden glauben, da

diese gutsherrliche Gerechtsame viel dazu beigetragen hätte, jenen laxern Sitten Eingang zu verschaffen, eingedenk der Worte Valentin's im „Faust“, wenn wir nicht in den freien bremischen Marschen, in den freien oldenburgischen und friesischen Marschen ganz die gleiche Erscheinung fänden. Das, was der Romantiker Schlegel in seiner „Lucinde“, was das Junge Deutschland in seiner ersten Epoche, Gutzkow namentlich in seiner „Wally“ dem Christenthume und der modernen Gesittung gegenüber als ein Recht des Fleisches vindiciren, das besaßen und besitzen jene Stämme noch heute als ein heidnisches Naturrecht, gegen welches die Kirche (für doppelte Zahlung bei Kindtaufen u. s. w.) christliche Milde übt und die Augen zudrückt.

Der begüterte Bauer ist stolz auf sein Geschlecht und seinen durch Jahrhunderte auf ihn vererbten Hof, aber seine Sorgfalt hinsichtlich der Kinder erstreckt sich nur auf den Anerben oder die Anerbin. Die übrigen Kinder mögen zusehen, wo sie bleiben; ein Unterkommen gegen Arbeit, oder in kranken Tagen, auch ohne solche, muß ihnen die Wehre des Hofes gewähren. Der Anerbe oder die Anerbin darf nur standesgemäß heirathen. Bei dem Anerben sucht man dem Umgange mit gewöhnlichen weiblichen „Diensten“ vorzubeugen, damit

eine Liebschaft mit einer solchen nicht etwa störend einwirke, man sucht von früh an die Neigung auf die begüterte Tochter eines „Freundes", d. i. eines Verwandten, zu lenken, oder gibt den Sohn auch wol als Knecht in das Haus eines Goldtöchtermannes, wo die Sache sich dann von selbst macht.

Die Erbtochter wird gleichfalls vor dem Umgange mit gewöhnlichen Knechten gehütet, man sucht einen Anerben für sie aus, und findet der sich in der Freundschaft nicht, einen zweiten oder dritten Sohn, der eine gute Abfindung erhält. Dieser wird als Knecht auf den Hof genommen, die Gelegenheit ist gegeben, und wenn nicht besondere persönliche Abneigung stattfindet, geht die Sache nach Wunsch. Mit den übrigen Kindern wird es so genau nicht genommen. Da in den niedersächsischen Bauerhäusern zunächst immer Bedacht auf das Wohlergehen des Viehes genommen wird, so bleibt für die Wohnung der Menschen nur wenig Raum, und es gehörte damals und gehört noch jetzt zu dem Gewöhnlichen, daß Haustöchter in den Kammern der Mägde schlafen, mit ihnen häufig in demselben Bette. Die Mägde werden aber des Nachts von den Knechten besucht; sollten durch den Hausvater Schwierigkeiten entgegengesetzt werden, so geschieht es erst recht. Wir dürfen uns Schönmalereien von idyl

lischer Unschuld nicht hingeben, wollen wir der Wahrheit nicht ins Gesicht schlagen.

Katharina hatte sich also in Hans verliebt und nichts unterlassen, wodurch sie ihn verstricken konnte. Sie hatte ihm alle kleinen Gewohnheiten und Bedürfnisse abgelauscht und suchte dieselben, wie nur eine liebende Frau es thun kann, zu befriedigen. Sie sah ihn oft zärtlich an und beklagte ihn, daß er in seinen besten Jahren als Witwer leben müsse, weil es seiner Frau im gräflichen Schlosse besser gefalle als in Eckernhausen. Aber der Bauer wurde barsch, so oft sie dieses Thema anschlug.

Je zurückhaltender Hans in seinem Wesen gegen sie wurde, je mehr dachte sie darüber nach, wie sie seine Liebe erwerben, seine Frau verdrängen, sich selbst an ihre Stelle setzen könne. Sie wußte nicht, daß diese Hoffnung hegte, ihren Hans mit einem Anerben zu beglücken. Sie hielt sich zu diesem Liebhaben berechtigt, entschuldigte dasselbe bei sich wenigstens damit, daß Anne Marie ihren Mann unmöglich liebe, wenigstens nicht so liebe, als dieser es verdiene, denn sonst könne sie ihn ja unmöglich schnöden Gewinnes halber sechs Jahre verlassen, seine Nächte einsam haben zubringen lassen. Sie haßte diese Anne Marie.

Als der Hofwirth ihr nun an einem Tage, da er

seine Frau im Schlosse besucht hatte, ankündigte, sie habe Ostern den Dienst zu verlassen, da seine Frau zurückkomme, werde aber Lohn und Kostgeld bis Michaelis erhalten, kochte es in ihr. Sie hätte die Nebenbuhlerin vergiften können. Hätte es Hexen gegeben, die Liebestränke brauten, ihr Seelenheil wäre ihr für einen Trank feil gewesen, der Hans in Liebe zu ihr entflammt hätte.

Da Worte und Blicke nichts vermocht hatten, suchte sie jetzt auf die Sinne des Hausherrn einzuwirken. Wo sie Gelegenheit fand, und sie fand sich bei jeder Arbeit, welche sie in Gegenwart von Hans Dummeier und in Abwesenheit anderer vornahm, kokettirte sie bald mit den vollen runden Waden, bald mit Hals und Busen, mit der schlanken Taille und ihrem schönen Wuchse, welche den der rundlichen, durch das Wohlleben im Schlosse etwas fett gewordenen Anne Marie bei weitem übertraf. Hans Dummeier hatte schon längst gefühlt, daß die Magd ihm gefährlich würde, allein stete Arbeit und der ihn fortwährend beschäftigende Gedanke, wie er seine Güter mehre und bessere, ließen ihm keine Zeit, sich müßigen Phantasiegebilden hinzugeben. Jetzt erschien ihm aber ohne seinen Willen Katharina in verführerischer Gestalt im Traume.

Da kam die Ueberschwemmung und das Feuer.

Es war ihm lieb, daß seine Frau selbst Veranlassung gab, Katharina im Dienst zu behalten. Er hätte sie ungern vermißt, nicht nur ihrer enormen Arbeitskraft wegen, sondern weil er sich an sie gewöhnt hatte, weil es ihn mit einem gewissen Wohlbehagen erfüllte, die stattliche Figur um sich zu haben, und weil er wohl merkte, daß Katharina ihn liebe. Welcher Mann bleibt gleichgültig, wenn er sich geliebt weiß von einem schönen Weibe?

Das Leibzuchthaus, das Hans bewohnte, enthielt außer dem Feuerraum, wo der Backofen und Herd stand, nur noch zwei Zimmer. In das Zimmer links, mit einer kleinen Butze, waren die eichenen, mit Holzschnitzereien verzierten Kisten, die sich seit mehr als einem Jahrhundert als Eingebrachtes der Frauen gesammelt, wohlgefüllt mit Leinen und Drell, Silber und Goldschmuck, gerettet worden, auch Betten und Hausgeräth war hier aufgestapelt. Rechts befand sich die von Hans bewohnte Stube. In der Nähe des riesigen eisernen Ofens waren zwei Schlafstätten übereinander, wie Schiffskojen in die Wand eingefügt, nur breiter und tiefer als solche. Man konnte sich hier recht wohl umdrehen, auch zur Noth selbander schlafen.

Hier nahmen jetzt Herr und Gesinde früh am

Morgen gemeinsam die Mehl= oder Biersuppe ein. Kaffee war auf dem Lande noch sehr unbekannt, höchstens wurde das geheime Lieblingsgetränk einiger vorgeschrittenen Hofwirthinnen im engsten Kreise derselben genossen. Hier aßen Herr und Knecht, Frau und Magd mittags und abends aus einem Napfe. Brot und Butter nahm jeder nach Belieben. Hier schlief jetzt Hans und bewachte das Seine. Die Knechte schliefen in dem unverletzt gebliebenen Pferdestalle; die Klein= und Viehmägde waren bei dem Nachbar Niebour untergebracht, Katharina aber in die Scheune einquartiert; man hatte ihr über den unten eingestellten Kühen und Rindern einen Verschlag zurechtgemacht, zu dem sie auf einer Leiter steigen mußte, und der statt Fensters nur eine mit einer Klappe versehene Luke hatte, durch die sie kaum den Kopf herausstecken konnte. Aber sie that dies in den schlaflosen Nächten des Märzes oft, um nach dem Leibzuchthause hinüberzusehen, wo der Bauer schlief. Bei dieser Gelegenheit sah sie den Nachbarsknecht um den Speicher schleichen, als ob er nochmals wagen wollte, zu ihr hinaufzudringen. Sie hätte ihn die Leiter hinab und unter die Kühe geworfen, wenn er das gethan. Aber es kam ihr ein Gedanke. Sie erzählte am andern Tage dem Herrn, sie habe in der Nacht einen verdächtigen

Mann um die Scheune schleichen sehen, sie wolle in nächster Nacht mit dem Herrn im Leibzuchthause wachen, um den Dieb, oder vielleicht gar Feueranleger zu fangen. Hans ging unbefangen darauf ein, Katharina setzte sich bei der Thranlampe auf den Feuerplatz, um zu spinnen, Hans legte sich angekleidet in seine Koje, um bei der Hand zu sein. Katharina lauschte von Zeit zu Zeit durch die Fenster der Stube links und weckte um elf Uhr den Herrn, weil der Verdächtige sich zeigte. Auch der Hofhund, der vor dem Leibzuchthause lag, schlug an, beruhigte sich aber bald wieder. Hans und Katharina schlichen auf den Hof und sahen den Knecht, der sich gegen Kälte und Unwetter stark vermummt hatte, um die Scheune schleichen; der Hofhund wurde in aller Stille losgelassen, als er aber bellend fortsprang, entsprang auch der Vermummte durch eine bei dem Feuer durch die Spritzen in den Zaun gebrochene, noch nicht reparirte Stelle, und war nicht mehr aufzufinden.

Katharina erklärte, daß sie in dieser Nacht in der Scheune zu bleiben sich fürchte, und bat den Herrn, ihr zu erlauben Feuer anzumachen und vor dem Herde, bis es zum Dreschen gehe, für sich zu spinnen und zu wachen. Hans hatte keinen Grund, dem zu wehren, war es doch auch möglich, daß der Dieb zurückkehrte.

„Wecke mich, wenn du Unrath merkst", sagte Hans und zog sich in seine Koje zurück. Geweckt muß denn Katharina den Herrn auch haben, aber Unrath gemerkt hat sie nicht, denn der Aufpasser hörte nach einer Stunde, vor der Schlafstube des Herrn lauschend, Katharina heiße laute Liebesworte — sprechen, dem Sinne nach, wenn auch nicht so zart ausgedrückt: „Ich bin deine Magd, mach' mit mir, was du willst, aber verstoß mich nicht, laß mich in deinen Armen ruhen", und glaubte bald darauf auch Küsse zu vernehmen.

Katharina hatte Hans im Sturm erobert, von dieser Nacht an war sie nicht mehr Magd, sondern Herrin, das Schuldbewußtsein machte Hans zu ihrem Sklaven.

Als der Wagen mit den Betten und sonstigen Siebensachen Anne Mariens nach Eckernhausen kam, denn sie hatte auch im Schlosse darauf bestanden, im eigenen Bette zu schlafen, ermannte sich Hans zu dem männlichen Entschlusse, die Fesseln abzustreifen, welche Katharina ihm angelegt. Er rief sie von der Arbeit in die Dönze des Leibzuchthauses, hieß sie die Stube linker Hand ausräumen und zur Schlafstätte für seine Frau zurechtmachen.

Dann legte er einen Beutel mit verschiedenen Gold- stücken auf den Tisch, zählte daneben den Lohn Katha-

rinens in blanken Kassengulden und rief sie in die Dönze.

„Katharina, ich wiederhole dir, es ist die höchste Zeit, daß du gehst; ich werde dich nie verlassen, hier dein Lohn, hier zum Unterhalte für dich und das Kind auf vorläufig zwei Jahre. Geh, ich bitte dich, noch heute, geh im Guten, geh möglich weit von hier oder in eine große Stadt, nach Hannover, nach Bremen, um unsern Fehltritt vor den Augen der Welt, vor den Augen Anne Mariens zu verbergen.“

Sie stieß das Geld heftig zurück: „Ich gehe nicht, ich bleibe! Ist das Kind, das ich unter dem Herzen trage, nicht so gut dein Kind wie das, was Anne Marie gebären will? Ich werde dem Pastor den Vater des Kindes nicht nennen, aber ich werde mich nicht verbergen, nicht fliehen. Ist es das erste Jungfernkind, das in Eckernhausen geboren wird? — Wenn ich flöhe, würden die Leute erst recht sagen, daß das Kind dir gehöre. Ich kann dich nicht lassen, ich muß dich in meiner Nähe wissen, muß dich sehen, küssen, umarmen können. Ich habe dich lieber wie deine Anne Marie, die dich sechs Jahre verlassen hat, um in der Stadt, bei dem adelichen Volke, wohlzuleben, die dein und ihr Kind so wenig liebt, daß sie es auf dem Schlosse unter Fremden läßt, wo es zum Affen heran=

gezogen wird. Ich kann dich nicht lassen und lasse dich nicht."

Man stritt noch lange hin und her, aber Katharina blieb Siegerin; sie hatte wenigstens das letzte Wort und sie rührte das Geld nicht an. Hans aber kämpfte einen harten Kampf mit seinen Sinnen an diesem Abend und in dieser Nacht. Die verliebte Magd fand das Leibzuchthaus verschlossen und keine Bitten, kein Flehen bewogen Hans, es zu öffnen. Hans wußte sich unschuldiger, als es den Schein hatte. Er war überrumpelt, verführt, bestrickt worden. Katharina war schöner als seine Anne Marie, sie war bei weitem lebhafter, alle ihre Reize schwebten ihm vor, aber er beschloß, dem von Katharina so ohne Scheu ausgesprochenen Plane, das sündige Leben nach Anne Mariens Rückkunft fortzusetzen, ein Kebsweib neben der rechtmäßigen Frau zu haben, ein Ende zu machen. Er wollte Frieden im Hause und war entschlossen, seiner Frau das Vergehen offen zu bekennen und um Verzeihung zu bitten. Katharina sollte im Hofe noch gebären und das Kind stillen, dann aber den Hof verlassen, er wollte das Kind neben dem seinigen aufziehen.

Das waren die Vorsätze der Nacht. Der Deichgeschworene stand früh auf. Nachdem er die Kohlen

auf der Feuerstelle von Asche bloßgelegt, neuen Torf angelegt, die Suppe an den Haken über das Feuer gehängt hatte, weckte er die Knechte und Katharina und ging mit diesen nach genommenem Morgenimbisse zum Dreschen. Er drosch jeden Morgen vier Stunden mit seinen Leuten. In der Frühstückspause hieß er Katharina, ihm in die Dönze folgen.

Hier erklärte er ihr, daß er das Sündige seines Treibens erkannt habe, und daß er ferner jede Gelegenheit vermeiden werde, sie allein zu sehen. Sie könne bis Michaelis oder bis nach der Geburt des Kindes bleiben; dieses werde er zu sich nehmen und gleich den seinigen erziehen, ihr selbst wolle er das Dreifache als Aussteuer geben von dem, was sie als Abfindung vom eigenen Hofe erhalte. Besser sei es indeß, sie gehe jetzt, sie werde ihm und sich selbst ärgerliche Scenen ersparen, die bei der Rückkehr seiner Frau unvermeidlich seien.

Katharina erklärte mit einer gewissen Frechheit, die Hans auf das äußerste misfiel, daß sie nicht gehen werde.

„Gut, so bleibe“, sagte Hans, „aber wisse, daß Anne Marie nicht eine Stunde im Hause sein wird, ohne zu wissen, was zwischen uns vorgegangen. Wisse, daß ich verlange, daß du sie als Hausfrau und Herrin

respectirst, und daß ich dich fortjagen und durch die Knechte vom Hofe bringen lassen werde, wenn du ihr nicht gehorsamst."

Ein tiefer Ernst hatte sich über seine Züge verbreitet.

„Dazu hast du den Muth nicht", sagte Katharina und ging wieder zum Dreschen.

Sie hatte sich vorgenommen, den Kampf mit der Frau aufzunehmen, sie wollte dieselbe ahnen lassen, wie es stehe, wenn nicht geschwätzige Zungen das thäten. Dann wollte sie ihr das Leben auf dem Hofe so schwer machen, daß sie womöglich den Hof wieder verlassen und auf das Schloß zurückkehren solle. Sie glaubte mit ihren jüngern frischern Reizen über die Nebenbuhlerin zu siegen, hoffte, diese aus Eifersucht zu einem unbedachtsamen Schritte zu reizen, vielleicht klagte sie selbst auf Scheidung, wenn sie die Untreue ihres Mannes erfuhr.

Katharina konnte ein gewagtes Spiel spielen, sie hatte nichts mehr zu verlieren, sie konnte nur gewinnen.

Anne Marie packte indeß im Schlosse ihre Habseligkeiten zusammen, sie hatten sich vermehrt, denn die Gräfin hatte sie oft und reichlich beschenkt, namentlich mit städtischen Kleidern, die Anne Marie nie anzog.

Sie war seit mehrern Tagen von einem Uebel geplagt, das sie früher niemals gekannt, von Kopfweh. Sie that alles mit einer ungewöhnlichen Hast und Unruhe. Bald lief sie zu den Kindern, dieselben zu umarmen und zu küssen, bald in den Park, um von diesem und jenem Lieblingsplatze Abschied zu nehmen, bald in den Stall, um die Schwarzbraune, welche seit Jahren der Comtesse und ihrer Anna Milch gegeben, auf den Hals zu klopfen, bald nahm sie wieder allerlei Sachen und Kleider aus dem Koffer, um sie zu verschenken, dann lief sie zu Schulzens, um zum zweiten und dritten mal Abschied zu nehmen.

So war ein Theil des Morgens verstrichen, jetzt hatte Johann die Rappen vor den Korbwagen gespannt, Kisten und Kasten waren hinaufgehoben. Das Schloßpersonal stand vor dem Portal zusammen, um Abschied zu nehmen. Comteß Olga schwamm in Thränen und verlangte, die Mutter Anna's zu begleiten. Tante Hulda wagte nichts abzuschlagen, so mußte denn Lisette mit dem Korbwagen und den Sachen vorauffahren, und die Jagdkalesche wurde angespannt, welche Tante Hulda, Anna und die Kinder aufnahm. Als der Wagen am Heerwege an der Stelle ankam, wo der Weg nach Eckernhausen durch den Eichenwald abging, bat Anna, zu halten, stieg aus und nahm unter Thränen

von ihrem Kinde oder vielmehr ihren Kindern, denn sie liebte beide mit gleicher Zärtlichkeit, Abschied, um einen nähern Fußweg einzuschlagen.

Es war ihr noch immer schwer ums Herz, sie kehrte nicht freudig zur Heimat zurück, sie dachte darüber nach, ob Hans wol nicht recht gehabt habe, wenn er wünschte, sie solle ihre Niederkunft im Schlosse abwarten. Im Sünder (abgesondertes, eigenes Holz) waren einzelne schöne Eichen gefällt, um zu Grundholz behauen zu werden, aus den dicksten wurden Bohlen gesägt. Auf dem Hofplatze waren schon die Keller ausgegraben und die Gewölbe wurden aufgemauert, Steine waren und wurden angefahren, Hans stand hier und ertheilte Befehle und sah nicht, wie Anne Marie hinter ihm dem Leibzuchthause zueilte.

Hier hatte sich ein lauter Streit erhoben zwischen Katharina und der vom Korbwagen steigenden neuen Magd Lisette. Erstere schien der letztern den Eintritt in das Haus verwehren, wenigstens verbittern zu wollen, denn sie ließ allerlei spitze Redensarten von Schloßdamen und Schloßfräuleins fallen, die in ein Dorf nicht paßten und die nur wieder ins Schloß zurückgehen möchten.

Anne Marie hörte genug, um zu fühlen, daß hier Prätensionen laut wurden, die nur scheinbar gegen

Lisette, in der That aber gegen sie selbst gerichtet waren. Sie eilte zum Wagen, bei dem Johann verwundert stand, und herrschte Katharina zu: „Was soll das Raisonniren? Was hat Sie hier zu sagen? Gehe Sie nach Riethusen, wo Sie hingehört, von Stund' an ist Lisette Großmagd und Sie entlassen."

„Ho ho!" lachte Katharina höhnisch, „Ew. Gnaden irren wol, noch ist Hans Dummeier hier Wirth, und der hat mir bis Michaelistag Miethgeld gegeben. Großmagd bin ich und bleibe ich, mag die da die Ziegen melken."

Ziegen gab es auf einem Vollmeierhofe natürlich nicht, Ziegen wurden in der Gegend überall nur von kleinen Leuten ohne allen Grundbesitz, die das Grünfutter von Wegen u. s. w. zusammenholten, gehalten, jeder Anbauer hatte ein oder zwei Kühe, — Ziegen melken bedeutete daher niedere, gemeine Arbeit thun, und einen Proletarier nannte man Ziegenmelker. Der Ton, in welchem Katharina sprach, war äußerst impertinent, ihr Blick herausfordernd auf Anne Marie gerichtet. Diese fühlte sich besonders durch das „Ew. Gnaden" tief verletzt und es kam nun zum Zanke, wie das ganze Gespräch in plattdeutscher Sprache geführt, der an homerische Einfachheit und Naivetät erinnerte,

aber doch zu unschön war, um hier ausführlich geschildert zu werden.

Anne Marie fühlte während dieses Auftritts instinctmäßig, was hier vorgegangen war, sie wußte jetzt, woher die Angst der letzten Wochen kam, sie hatte schon im Sinne, Johann zuzurufen, daß er den Wagen umkehre, und wollte zum Schlosse zurückfahren, als Hans, der den Streit von fern gehört hatte, hinzutrat.

Er ergriff Katharina, die mit in die Seite gestemmten Armen noch immer in der Thür des Leibzuchthauses stand, bei den Armen und schleuderte sie mit Gewalt zur Seite, sodaß sie bald zur Erde gefallen wäre, er umarmte seine Anne Marie und führte sie in die Dönze.

Ehe er aber nur ein Wort zur weitern Aufklärung sprechen, das reuige Geständniß, das ihm auf der Zunge lag, von sich geben konnte, brach Anne Marie in einen Weinkrampf aus, und stellten sich infolge dessen Wehen bei ihr ein. Alles rann nun durcheinander. Johann jagte nach Heustedt, um den Leibmedicus zu holen, Lisette wurde nach der Hebamme geschickt, Hans selbst schaffte Anne Marie in die Stube zur Linken auf das für sie bereitete Bett. Katharina bekam den Befehl, sofort den Hof zu verlassen. Der Befehl war in einem Tone von Hans selbst ausgegangen, der sie zittern

machte; Hans, jähzornig, hörte auf ein Mensch zu sein. Katharina ging.

Hülfe kam, ohne helfen zu können. Anna gebar eine Tochter, blieb aber bewußtlos im fieberhaften Zustande. Der Leibmedicus nahm aus der großen hörnernen Freundschaftsdose eine Prise über die andere und schien keinen Rath zu wissen. Johann half auf die Spur, indem er erzählte, daß Anne Marie schon seit mehrern Tagen über heftiges Kopfweh geklagt hätte.

„Ein Nervenfieber im Anzuge", sagte er endlich, und so war es. Anna erstand nicht wieder, kam nicht wieder zum Bewußtsein, in heftigen Fieberphantasien sprach sie unverständliche Dinge. Das Kind, abermals ein Mädchen, blieb am Leben, man fand eine tüchtige Amme für dasselbe.

Die verheiratheten Schwestern Dummeier's kamen, die Brüder und Schwestern Anne Mariens kamen, um Hans zu trösten, dieser aber war jedem Troste unzugänglich; hielt er selbst sich doch für den Mörder seiner Frau.

Das Begräbniß war ein stattliches. Von Heustedt kamen sämmtliche Schloßbeamte, selbst Tante Hulda mit den Kindern, welche die Bedeutung des Todes nur halb begriffen.

Der Prediger hielt eine lange Leichen- und Lob-

rede auf Anna und Hans, die diesem die Röthe der Scham in die Wangen trieb. Neben der Comtesse und der Tochter folgten hinter Hans — Karl Haus, dem Anne Marie immer eine Beschützerin und Freundin gewesen, und die beiden Knaben des neuen gräflichen Schlagtmeisters, die der Verstorbenen ja die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches verdankten.

Hans war wie geistesabwesend. Als man den Sarg ins Grab senkte, hob er die kleine Anna in die Höhe, um ihr den Sarg, der die Mutter umschloß, zum letzten mal zu zeigen. Anna wendete schaudernd den Kopf vom Grabe, umklammerte den Hals des Vaters und schmiegte sich weinend an ihn. Und auch Hans weinte die ersten erleichternden Thränen.

Zwölftes Kapitel.

Jugendleben.

Junge Tage, ohne Sorg' und Plage,
Alte Tage, täglich Sorg' und Plage.

Es war Ende Mai des Jahres 1780, als die Gräfin Melusine eines Tages ihren Gemahl in ihr Boudoir bitten ließ. Ein seltenes Ereigniß das! Sie saß an dem mit Papieren und Briefen bedeckten Schreibtische und schien lange Rechnungen studirt zu haben. Als Graf Wildhausen erschien, nöthigte sie ihn wie einen Fremden, auf einem Fauteuil Platz zu nehmen.

„Mein liebwerther Herr Gemahl", redete sie denselben an — natürlich französisch, denn der deutschen Sprache schämten sich die Deutschen vom Adel damals — „mein Rentmeister schreibt mir, daß seit Jahren schon meine Einkünfte nicht mehr ausgereicht haben, unsere Ausgaben zu decken, es haben von Jahr zu Jahr Hypotheken aufgenommen werden müssen, sodaß die

jährlich zu zahlenden Zinsen die Pachterträge des Tiefwiehes verschlingen. Der alte treue Mann jammert über die Kostspieligkeit Ihres Gestüts."

Der Graf machte Miene sich zu erheben.

„Bitte, bleiben Sie sitzen. Ich stehe erst im Anfange meiner Mittheilungen. Der Mann meint es gut. Er hat einen Plan, mit dem Ihnen und mir geholfen sein wird; es muß aber geholfen werden, denn, Herr Graf, ich freue mich, Ihnen die Mittheilung machen zu können, daß ich die Hoffnung habe, Ihren Lieblingswunsch zu erfüllen und das Geschlecht der Grafen Wildhausen bis an das Ende aller Dinge fortzupflanzen. Wir müssen für den künftigen Stammhalter sparen. Ich weiß, Sie können ohne Ihre Pferde nicht leben, Sie müssen züchten. Das sollen Sie auch in Zukunft wie bisher, ja in noch größerm Umfange, nur nicht auf Ihre Kosten, sondern auf Kosten unsers theuern Landesvaters und natürlich zur Beglückung seiner getreuen Unterthanen.

„Oberhauptmann von Schlump ist gestorben; man kann die Stelle mit einem bürgerlichen Amtmann besetzen, dem man die Vorwerkspacht nicht gibt. Einige Streuparcellen, damit ihm Heu für die Pferde und das Rindvieh nicht fehlt, liegen auch noch da herum, die er benutzen kann. Man nimmt den Heustedtern

die Hälfte des Boswiehes, legt das Herrschaftswiehe hinzu und hat einen herrlichen Weideplatz. Das Vorwerk Kirnberg wird zum Gestüt eingerichtet. Claasing wird Obergestütmeister — Sie befehlen und ordnen an, kaufen auf kurfürstlich-königliche Rechnung, verkaufen das eigene Gestüt an Georg III."

Graf Wildhausen senkte den Kopf, ohne welches Manöver ihm das Denken schwer fiel. Es dauerte lange, ehe er sich in die neue Situation hineindachte. Endlich hatte er sie überschaut. Es war richtig, zwischen einem königlich-kurfürstlichen Gestüt und einem eigenen war nur der Unterschied, daß ersteres dem Könige, letzteres dem Grafen schweres Geld kostete. Sein Verfügungsrecht als Oberstallmeister war dasselbe; ob der König Eigenthümer hieß, war der Sache nach gleichgültig; Georg III. war noch nie in Hannover gewesen und mochte schwerlich je hinkommen. Er konnte seinen Lieblingsplan, die hoyaische Rasse zu veredeln, aus dem Staatsseckel viel eher durchführen. Es ließen sich vielleicht sogar Maßregeln gegen das Decken von Bauer- und Privathengsten von Gesetzes wegen treffen. Der Graf erhob den Kopf, küßte der Gemahlin die Hand und sagte: „Ich bin Ihnen dankbar. Sie sind immer klug und vorsorglich. — Ich hoffe, daß der Preis meines Gestüts hinreichen wird, die Schulden

zu decken, welche Sie haben contrahiren müssen. Ein Graf Wildhausen soll mindestens Ihre Güter unverschuldet haben, das ist nothwendig, den Glanz der Familie zu erhalten, ich sehe das ein. Vielleicht ist es gut, ein Majorat daraus zu machen. Aber wird der König wollen? Wird das Geheimrathscollegium wollen?"

„Wollen? Der König muß wollen", erwiderte Melusine. „Sehen Sie, liebenswürdigster aller Gemahle", fuhr sie fort, „obgleich Georg sein Hannover vernachlässigt, so wird er doch alles thun, was wir wollen, wenn Sie die Errichtung eines Gestütes in Heustedt in Verbindung bringen mit dem Gedanken, der ihn ausschließlich beschäftigt, wie er die Prärogative der Krone ausdehne, die Herrschaft des Parlaments und der Minister einschränke. Sie Geistreicher vermögen das. Ich verlange nicht gerade eine logische Verbindung, es wird genügen, wenn Sie die beiden Dinge in *einem* Athem aussprechen.

„Denken Sie an den Ruhm, den es Ihnen bei der Nachwelt sichert, wenn es heißt: Sr. Excellenz, dem Grafen Wildhausen ist es nach unermüdlichen Bemühungen gelungen, König Georg III. zur Anlage des berühmten Gestüts in Kirnberg-Heustedt zu bewegen und die Umgestaltung der starkknochigen unedeln Rasse

der hoyaischen Pferde in edles Halbblut zu bewerkstelligen.

„Was Claasing anlangt, so war er, wie Sie wissen, der treueste Diener der Schwester des Königs, mit der er von Dänemark herüberkam. Das verdient Belohnung. Sollte wider Erwarten Ihr Wunsch nach Rasseveredlung der hoyaischen Pferde nicht Anklang genug bei dem Könige finden, — er macht sich aber leicht die Ideen anderer zu eigen, — so spielen Sie auf die Summen an, die England Hannover noch aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges schulde, das wird von Nachdruck sein. Sprechen Sie mit allem Enthusiasmus von der Sache, die Ihnen so tief ins Herz gewachsen ist. Lassen Sie sich die Gelder zum Ankaufe englischer Hengste gleich anweisen. Sie haben auf der Reise Zeit, darüber nachzudenken, wie Sie Ihre Worte stellen wollen. Sprechen Sie deutsch mit dem Könige. Richten Sie sich ein, morgen zu reisen, nehmen Sie von niemand hier Abschied und sagen Sie, daß Sie nach Holland gehen. Ich werde Ihre Abwesenheit bei den Collegen entschuldigen. Es ist nothwendig, daß diesen der Plan als ein directer und persönlicher Wunsch Georg's III. dargestellt werde, das wird hier allen Widerstand niederschlagen.“

Der Graf, der noch nie einer Anordnung Me-

lusinens widersprochen, fügte sich auch hier. Er reiste.

Eine Reise von Hannover nach England war damals noch ein langweiliges, ermüdendes Ding, das zehn bis vierzehn Tage in Anspruch nahm, wenn man sich dazu der Extrapost bediente und Nachtquartier machte. Die Reise ging auf zum Theil unwegsamen sandigen Straßen über Osnabrück und Bentheim nach Holland. In Amsterdam schiffte sich der Graf ein und kam am 7. Juni gegen Abend vor London an, indeß erst gegen Nacht am Landungsplatze auf der Surreyseite der Stadt, der Westminsterbrücke gegenüber. Aber was war in London?! Mit Staunen und Verwunderung hatte man vom Schiffe aus in verschiedenen Theilen Londons Feuer aufflackern sehen, welche bei der klaren ruhigen Juninacht die Kirchen und Thürme weithin erleuchteten und über ganz London eine Helligkeit verbreiteten, daß man die ungeheuern Häusermassen besser sah als am Tage. Als man weiter hinauffuhr, sah man das Kings-Bench-Gefängniß in Flammen aufgehen, hörte das Jauchzen wilder Pöbelrotten, das Geschrei von Weibern. Daneben erscholl aber auch von George Fields her und von Mansion House, wie aus der Gegend der Bank Gewehrfeuer.

Was war das? war eine feindliche Armee in Lon-

don eingedrungen, oder war ganz London in Aufruhr? So war es! Lord Gordon, ein halbverrückter Schotte, jüngerer Sohn des Herzogs Cosmus Georg von Gordon, hatte schon seit zwei Jahren, nachdem die Bill zur Erleichterung der englischen Katholiken durchgegangen war, einen sogenannten Protestantenverein gebildet, der, als durch Beschluß des Parlaments vom 29. Mai 1780 diese Bill auch auf Schottland ausgedehnt werden sollte, bei dem Unterhause eine Petition um Zurücknahme der das Papstthum begünstigenden Bill einzubringen beschlossen. Lord Georg erklärte, daß er die Bittschrift nicht einbringen würde, wenn nicht wenigstens 20000 seiner Mitbürger ihm das Geleit gäben. So geschah es. Eine Menge, die man auf 15000 Mann schätzte, zog am 2. Juni, die Pergamentrolle der Bittschrift vorantragend, nach dem Parlamentshause. Dies wurde in Belagerungszustand versetzt und wilde Gestalten mishandelten Erzbischöfe und Bischöfe, Herzoge und Lords. Es gab wenig unzerzauste Perrüken an diesem Tage im Oberhause, und Fässer voll fauler Orangen wurden auf die Herren geschleudert. Das Unterhaus benahm sich ehrenhaft fest, es verweigerte, auf den Antrag Lord Georg's, die Bittschrift sofort zu berathen, einzugehen. Die Begleiter der Bittschrift, die schon in größern Haufen in das

Haus eingedrungen, wurden ausgetrieben, Constabler und Soldaten vertrieben die Massen überhaupt aus der Nähe des Parlaments. Diese rächten sich durch Zerstörung der Kapellen mehrerer katholischer Gesandten und plünderten und zerstörten die Häuser verhaßter Personen.

Am 6. Juni, als das Parlament wegen der Bittschrift zur Tagesordnung übergegangen, stürmte der Pöbel das Newgategefängniß, steckte es in Brand und setzte dreihundert meist gefährliche Verbrecher in Freiheit.

Da der Geheime Rath, an dessen Spitze damals Lord Bathurst stand, nicht wagte, ohne zuvorige Verlesung der Riotact gegen die Aufständischen einzuschreiten, so vermehrte sich der Aufstand. Am Abend, wo Graf Wildhausen auf der Themse vor London ankam, hatte man zunächst die Wohnung Lord Mansfield's geplündert, die Mobilien und die kostbare Bibliothek desselben auf offener Straße verbrannt, dann zündete man die Brennerei des reichen Branntweinbrenners Mr. Longdale an, plünderte dieselbe und berauschte sich in dem stromweise auf die Straße fließenden Branntwein, brannte das Fleetgefängniß nieder und versuchte die Bank zu stürmen. Der frühere berüchtigte Demagoge und Herausgeber des „North-Briton", Wilkens, jetzt Lord-Mayor, schlug den Angriff auf die Bank zurück,

und Georg III. zeigte sich kühner als seine Minister. Er unterzeichnete einen Befehl an den Oberbefehlshaber der Truppen, Lord Amherst, auch ohne Verlesung der Aufruhracte den Pöbel auseinanderzutreiben.

Man hatte 10000 Mann Truppen zusammengezogen, und diesen gelang es, den ohne Plan und Ziel zusammengelaufenen Haufen zu bändigen, der zum größten Theil aus Lehrburschen, liederlichen Dirnen und entsprungenen Verbrechern bestand, und der eine Million Menschen schon acht Tage in Schrecken gesetzt, ihnen die Häuser über dem Kopfe angezündet, das Parlament gezwungen hatte, seine Sitzungen auszusetzen.

Graf Wildhausen fand mit größter Mühe in dieser Nacht ein Unterkommen bei seinem Collegen, dem sogenannten hannoverischen Gesandten, das heißt vortragenden Minister in der deutschen Kanzlei.

Der Aufruhr war rasch gedämpft, aber wie es geht, während man aus dem gemeinen Haufen einige dreißig erhängte, andere dreißig deportirte, ging der Sohn des Herzogs, der Anstifter, frei aus.

Wie ganz London frei aufathmete und eine schwere Last von sich abgewälzt sah, als Lord Georg und einige funfzig Rädelsführer gefangen waren, so befand sich auch der König in einer durchaus freudigen Stimmung. Er hatte dem Aufruhr kühn ins Auge gesehen, und als

der Pöbel auf Saint-James losstürmte, das Schießen verhindert und die Menge mit dem Bajonnet zurücktreiben lassen, er hatte den Kopf nicht verloren, als seine Räthe rathlos dastanden.

Als daher nach zwei Tagen Graf Wildhausen zur Audienz nach Buckinghamhouse, der Residenz der Königin, befohlen war, fand er den König voll Wohlwollen und Gnade.

Georg III. war wie alle Georgs eine stattliche Persönlichkeit; trotz eines übertriebenen Bewußtseins der eigenen Würde, zeichnete er sich doch vor seinen Vorgängern und Nachfolgern durch einen menschenfreundlichen und wohlwollenden Charakter aus. Lange Jahre durch seine Mutter und Lord Bute beherrscht, ohne daß er es zu wissen schien, war sein Streben, von der Mutter angestachelt, darauf gerichtet, die Macht der Krone zu mehren, sich unabhängiger zu stellen von den großen Lords, den herrschenden Adelsfamilien, sei es der Tory- oder Whigpartei, und vom Parlament selbst, das zu jener Zeit der Bestechung zugänglicher war als jemals. Hannover war ihm eine Bagatelle, „ein Meierhof"; dort, wo sein unbeschränkter Wille galt, ließ er andere regieren.

Als daher Graf Wildhausen seinen Glückwunsch zur Bekämpfung des Aufstandes dargebracht hatte und

daneben die Hoffnung aussprach, es werde der hohen Weisheit Sr. Majestät gelingen, auch den Widerstand des Parlaments zu besiegen, überzog ein selbstzufriedenes Lächeln das breite Gesicht Georg's. Excellenz kam denn, der Vorschrift seiner Gemahlin gemäß, sofort auf das Project des kirnberg-heustedter Gestüts, die prächtigen Weiden der Wesermarsch, als dazu vorzüglich geeignet, empfehlend. Der König, ein Feind jeder Neuerung in politischen Dingen, wie was die Gesetzgebung anbetraf, mochte wol Neuerungen in solchen unschuldigen Dingen. Die Wärme, mit der der Graf von dem Project sprach, die Kühnheit, wie er die Sache der Errichtung der Georgia Augusta gleichstellte, ging auf Georg über, er redete sich ein, seinem Lande eine große Wohlthat zu verschaffen, wenn er Voll- und Halbblut dort schaffe. Als später der vortragende Minister der deutschen Kanzlei kam, trug er diesem den ursprünglichen Plan des gräflich Wildhausen'schen Rentmeisters als seinen eigenen vor und fand natürlich keinen Widerspruch. Ein königlicher Stallmeister wurde beordert, dem Grafen beim Ankauf von Hengsten behülflich zu sein. Der Preis des gräflichen Gestüts sollte durch Sachverständige festgesetzt werden, die Anstellung Claasing's fand Beifall, die Besetzung der

Beamtenstelle in Heustedt wurde dem Geheimraths-collegium überlassen.

Nachdem die Familie Schulz nach der Oststadt umgesiedelt, begann für die Knaben ein neues herrliches Leben. Unter den Büchern, die den Kindern geschenkt waren, befanden sich auch solche, die zu besitzen sie niemals gehofft hatten, Gellert's Fabeln und Gedichte, Neukirch's „Telemach", Hagedorn's Gedichte, die ersten zehn Gesänge von Klopstock's „Messiade". Bisher hatte es ihnen oft an Papier gefehlt, um ihre Lieblingsgedichte aufschreiben zu können, und Karl mußte regelmäßig auch mit solchem aus der Schreibstube des Vaters aushelfen, wenn er ein neues Gedichtbuch aufgefunden. Die Forstschreiberin war nämlich in Göttingen geboren und eine Jugendfreundin des damals berühmten Verlagsbuchhändlers Heinrich Dietrich. Dieser versorgte sie nicht nur alljährlich mit seinen eigenen poetischen Verlagswerken, namentlich dem „Göttinger Musen-Almanach", sondern sandte ihr auch andere poetische Werke, die Ruhm erlangten, wie Lessing's Schriften, Goethe's „Götz von Berlichingen" und Werther's „Leiden". Die Forstschreiberin hielt es aber nicht gut für eine Zeit, wo Karl drei fremde Sprachen, griechisch, lateinisch und französisch, erlernte, seine Phan-

tasie auch noch durch Gedichte, Tragödien oder Komödien zu erregen, und hielt ihre Bücher daher unter Schloß und Riegel. Allein Karl hatte ausgekundschaftet, wo der Schlüssel zum Schatze verborgen war, und so wurden denn wenigstens die winzigen Musen-Almanache einer nach dem andern der Bibliothek der Mutter entfremdet und im Park von den Knaben verschlungen, und Karl und Heinrich schrieben ab, was ihnen gefiel.

Jeder der Knaben hatte seine verschiedenen Lieblinge — Heinrich liebte das Schwärmerische, das Elegische, Idyllische, Karl war besessen auf Balladen und Romanzen, die Dinge, die ihn interessiren sollten, mußten einen thatsächlichen Inhalt haben. Friedrich liebte das Bardenmäßige, Kriegerische, die Lobgesänge Gleim's auf seinen großen Namensvetter. Die Schulz'schen Knaben wurden, nachdem der Vater Schlagtmeister geworden, gleichsam als ein Zubehör des Schlosses betrachtet, in dem Karl schon seit Jahren heimisch war. Die Lücke, welche der Abgang und Tod der Mutter Anne Marie verursacht hatte, war für die Kinder schwer zu ersetzen; Tante Hulda fehlte es zu sehr an wirklicher Bildung, die Milchschwestern geistig gehörig zu beschäftigen, sie konnte nicht einmal Märchen erzählen. Als nun nach schönen sonnigen Apriltagen trübe regnerische Maitage kamen, da verlangte Anna

die Spielgenossen ins Schloß. In den langen Corridoren, mit allerlei Aufgängen und Durchgängen, war herrlicher Raum zum Versteckenspielen, und alle freien Stunden, die dem Exercitienmachen und Vocabelnlernen von den Knaben entzogen werden konnten, wurden hier verbracht. Bei einer solchen Gelegenheit ging einmal Friedrich ganz verloren, er hatte sich versteckt und wurde nicht wiedergefunden. Man suchte zwei Stunden lang. Endlich kam man auf den obersten Mansardengang. Hier saß Friedrich in einem großen Zimmer, in dem eine Menge alter Bücher ungeordnet herumlagen, in eins derselben vertieft. Man hatte, als Melusinens Vater von England zurückkehrte, um in der Bibliothek Raum für die neu mitgebrachten Bücher zu schaffen, ganze Fächer von des Großvaters Büchern in das Mansardenzimmer gebracht, ohne den Inhalt zu untersuchen.

Das war eine Entdeckung, das war ein Fund! Die Knaben machten sich darüber her, die Bücher zu untersuchen, und ließen die Gespielinnen unbeachtet. Da fand man Folianten mit alten Städtebildern und Schlachten, Chroniken aller Art, einen Orbis-pictus, Reisebeschreibungen, namentlich Lord Anson's „Rei[illegible] um die Welt". Was aber dem Funde die Krone a[illegible]: man entdeckte „Robinson Crusoë" und „Die [illegible] Felsenburg".

Karl schlug nun vor, den „Robinson“ vorzulesen. Man kauerte auf die Folianten, und Karl begann. Stundenlang saß man still und stumm mit Andacht und der höchsten Spannung, dem Schicksal des Verschlagenen lauschend. Die Knaben beschlossen, von dem Funde zu schweigen; Friedrich, in allerlei Arbeiten geschickt, versprach einen Schlüssel anzufertigen, damit man das Zimmer verschließen könne. Das war das erste Geheimniß, das die Mädchen hatten, und sie freuten sich kindisch darüber.

Als die Witterung wieder besser wurde, als man wieder im Park herumtollen konnte, war es die Comtesse Olga, welche darauf drang, daß man hier „Die Insel Felsenburg“ weiter lese und dann Anson's „Reise um die Welt“. Man wählte dazu das geheimste Plätzchen im reservirten Park, den Raum vor dem chinesischen Pavillon. Hier kauerte man am Rande des Hügels unter dichtem Akaziengebüsch. Karl und Heinrich lasen vor, Friedrich flocht kleine Körbe und andere Sachen aus Binsen, die er Olga und Anna verehrte.

Die Kunst, so schöne Geschichten aus Büchern lesen zu können, interessirte Olga so, daß sie gegen Heinrich den Wunsch äußerte, lesen zu lernen, und ihn bat, ihr Unterricht zu ertheilen. Das erregte dann zum ersten mal die Eifersucht Karl's. Er weigerte sich

mehrere Tage, weiter vorzulesen, Heini, so nannte man Heinrich, möge es thun, der könne es ja besser. Anna, die bisher nichts vom Lesenlernen wissen wollte, weil sie meinte, dazu sei es noch früh genug, wenn die gefürchteten Gouvernanten kämen, stellte den Frieden her, indem sie Karl umschmeichelte und ihn um Unterricht bat. Jedoch machte sie zur Bedingung, daß sie nicht aus einer dummen Fibel unterrichtet sein, sondern aus der „Insel Felsenburg“ selbst das Lesen lernen wolle.

Während Heini nach einer Fibel, die er beim Unterrichte seiner jüngern Geschwister gebrauchte, die Comtesse Olga systematisch unterrichtete, ließ Karl Anna aus der „Insel Felsenburg“ erst alle großen, dann alle kleinen A aufsuchen, und so das ganze Alphabet hindurch. Es entspann sich bald unter den beiden Lehrern ein Wettstreit, welcher von beiden seine Schülerin am ersten dahin brächte, eine ganze Seite im „Robinson“ oder der „Insel Felsenburg“ laut vorlesen zu können. Olga machte bei der Methodik des Unterrichts offenbar schnellere Fortschritte, zumal Anna den Unterricht durch hunderterlei Späße und Neckereien unterbrach. Als erstere schon fertig syllabirte, kannte die andere noch nicht sämmtliche Buchstaben, und versuchte ihr Lehrer das Kunststück, ihrer Phantasie da-

durch zu Hülfe zu kommen, daß er den schwer zu erlernenden Buchstaben besondere Namen gab, k war z. B. Kankelbein, a Anfang, b Brot u. s. w. Als nun aber die Comtesse schon anfing, ganze Sätze aus der Fibel zu lesen, während Anna das Syllabiren dadurch erschwert war, daß sie bei dem k nicht an k, sondern an Kankelbein dachte und damit fortsyllabiren wollte, überkam dieselbe ein solcher Neid, daß sie die „Insel Felsenburg" aus der Hand schleuderte, sodaß sie beinahe in die Graft gefallen wäre. Karl wußte sie durch Liebkosungen zu beruhigen, durch Schmeicheleien ihren Ehrgeiz anzustacheln, sodaß, als die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, Anna der Comteß bald nachkam, indem sie richtig errieth, was sie nicht wußte.

Der Jüngste machte sich indeß mit hohen Sandhaufen, die zum Zweck der Wegeverbesserung in den Geheimpark gefahren waren, zu schaffen. Er baute nach Plänen, die er sich aus der europäischen Chronik des Mansardenzimmers abgezeichnet hatte, ganze Städte mit Festungswerken, mit Parallelen und Laufgräben davor, und durchlebte einen Theil des Dreißigjährigen Krieges.

Als der Sommer kam, gab es für die Knaben mancherlei Neues. Das Amt des Vaters als Schlagt-

meister erforderte eine öftere Inspection der Weserufer des gräflichen Terrains; um rasch von einem Orte nach dem andern kommen zu können, hatte man ein auf dem Kiel erbautes, mit Segel versehenes Schlagtschiff angeschafft.

Die Knaben ruderten nun den Vater, so oft die Schulstunden kein Hinderniß waren, die Weser hinauf und hinunter. Bei günstigem Winde bediente man sich bei der Bergfahrt auch wol des Segels. Beide Schulz waren bald tüchtige Ruderer und geschickte Segler und fanden an ihrem Freunde einen tüchtigen Gehülfen. Die Hauptlust kam abends, dann kam der Adjunct des Forstschreibers, Oskar, und ließ sich durch die Knaben zum Bade, nahe dem kleinen Schlut, fahren. Zur Belohnung ertheilte er diesen doppelten Unterricht, im Schwimmen wie im Pistolenschießen. Friedrich fertigte Scheiben an, die in einem alten hohlen Weidenbaume befestigt wurden. Er war der geschickteste Schütz, Karl bemühte sich, ihm nachzueifern, aber ihm fehlte die Ruhe, Heinrich war und blieb ungeschickt im Laden wie Schießen, diente dagegen als Zielscheibe aller Witze, die bei diesen Uebungen nicht fehlten.

Der Umgang mit den jungen Mädchen im Schlosse litt natürlich unter diesen ritterlichen Uebungen, allein das Mansardenzimmer verlor seinen Reiz nicht, und

bei Regentagen vereinte man sich dort nach gewohnter Weise. Als der Herbst kam, wurden regelmäßig die freien Nachmittage des Mittwochs und Sonnabends zur Lektüre im Mansardenzimmer, auf das man in aller Stille Feldsessel aus dem geheimen Park geschafft hatte, benutzt.

Tante Hulda bekümmerte sich um ihre Pflege-befohlenen wenig, sie war froh, wenn sie die Plage-geister einen Nachmittag los war, denn waren sie bei ihr, so gab es ein unaufhörliches Fragen. Sie pflegte dann im Kamin ihrer Stube ein leichtes Kohlenfeuer anzünden zu lassen, sich in den Lehnstuhl zu setzen und einen der alten französischen Romane aus dem Koffer hervorzuholen und sich darin, wie in Rück-erinnerungen an ihre Jugend in Versailles, zu ver-tiefen.

Die jungen Leute wechselten untereinander im Vor-lesen, zu welchem der Lesende dann den Stoff selbst wählte. Olga las am liebsten Verse und las mit etwas tragischem Pathos. Anna hielt sich an die „Insel Felsenburg“ oder den „Robinson“, konnte es aber nicht lassen, etwas vorzulesen, was gar nicht da stand, und ganze Episoden hinzuzudichten. Da die Knaben aber ihren „Robinson“ und die „Insel Felsenburg“ auswendig kannten, so ward Anna sofort ertappt. Sie leugnete

dann freilich und behauptete, das stände da, und schlug dem, der nach dem Buche griff, um ihr das Gegentheil zu beweisen, auf die Finger.

Wenn solche Unterbrechungen sich wiederholten, war es mit dem Lesen vorbei, und man ging dann auf das Versteckenspielen in den weitläufigern Räumen des Schlosses, oder zum Räubereinfangen im Park über. Bei schlechtem Wetter spielte man auch wol im Eßsalon mit Federbällen oder Reifen.

Die Gräfin war in den Jahren 1778 und 1779 nicht ein einziges mal in Heustedt gewesen, der Sommer 1780 sollte der letzte in froher Kindheit verlebte sein, denn für den Herbst stand die Ankunft der Gräfin, für den Winter sogar die gefürchtete Ankunft zweier Gouvernanten bevor.

Die Ankunft der Gräfin zögerte sich jedoch noch bis Anfang November hin. Nun war es aber auf einmal, als wenn alle im Schlosse andere Leute geworden wären, jede Unbefangenheit schwand, alle Gesichter, die sich bisher menschlich natürlich gegeben, nahmen einen feierlichen Ausdruck an, die alten freundlichen Herren, der Rentmeister, Haushofmeister und Verwalter machten ernste steife Mienen und wehrten jede Zutraulichkeit der kleinen Mädchen ab. Fremde Dienstbotengesichter mit goldbetreßten Livreen und

Hedeperrüken erschienen. Die Honoratioren machten Aufwartung und empfingen Einladungen. Auch der Graf kam, allein er hatte so vielerlei anzuordnen, daß ihm für die Kinder keine Zeit blieb. Das Gestüt wurde abgenommen und nach Kirnberg übergesiedelt, die Füllen kamen aus dem gräflichen Hochwiehe am rechten Weserufer auf das den Heustedtern zur Hälfte aus der Pacht entzogene Boswiehe am linken Ufer, wo die adelichen, jetzt sogar königlichen Pferde das bürgerliche Rindvieh, von dem sie nur durch Schwapen getrennt waren, vornehm ignorirten. Claasing siedelte als königlich-kurfürstlicher Obergestütmeister nach Kirnberg über. Fand er dort auch eine große Menge Wohnräume, so doch nur leere Wände, und er verweilte, bis er eingerichtet, im Schlosse. Tante Hulda zog sich in ihre Gemächer zurück, und dahin folgten die Mädchen gern; die Knaben mieden das Schloß.

Als gegen Weihnachten die Gräfin Melusine ihrem Gemahl zum zweiten male eine Tochter gebar, die auf den Namen Heloise getauft war, hätte sie die erstgeborene beinahe verloren. Es war die Weser infolge anhaltenden Regens über ihre Ufer getreten und hatte das gräfliche Hochwiehe wie Tiefwiehe, sogar einen Theil des Parks überschwemmt. Dann trat Frost

ein und schaffte auf dem Hochwiehe eine prächtige Schlittschuhbahn. Olga und Anna waren schon im vorigen Winter von den Knaben in die Kunst des Schlittschuhlaufens eingeweiht. Jetzt wurde das Wochenbett der Mutter benutzt, dem Vergnügen nachzugehen. Es war am zweiten Weihnachtstage, als ein Bedienter das Heuthor des Parks öffnete und der Comteß Olga wie der Milchschwester auf dem Hochwiehe die Schlittschuhe anschnallte. Die Knaben kunststückten, mit sehnsüchtigen Blicken nach dem Heuthore, schon auf dem Eise herum und empfingen die Spielgefährtinnen mit Jubel. Man hatte einen weiten Spielraum und tummelte sich nach Herzenslust. Anna, die immer etwas Neues suchte, war von der glatten Ebene des Hochwiehes an das Ufer der Graft gegangen, denn Schlittschuhlaufen konnte man hier nicht, da dieses etwas höhere Ufer mit Windeis bedeckt war. Infolge des Frostes war das Wasser in der Graft gesunken, und das Eis bildete nun eine Curve, sich in der Mitte tief senkend. Oben an beiden Rändern war das Eis aber hohl, ohne Wasser. Anna begann sich hier mit den Schlittschuhen bergunter und bergauf zu lassen, und rief Olga herbei, das Hinunter- und Hinaufsichtreibenlassen zu versuchen. Karl und Friedrich jagten sich in der Richtung nach der Weser zu,

Heinrich Schulz war ihnen gefolgt, kehrte aber um, als er die Mädchen vermißte; der Bediente, der zur Aufsicht der Comteß von Tante Hulda mitgeschickt war, hatte es vorgezogen, einer hübschen Viehmagd im Park, da, wo er überschwemmt gewesen und jetzt übergefroren war, Unterricht im Schurren *) (Glitschen) zu ertheilen, wobei er sie überzuschurren und zum Fallen zu bringen versuchte. So war niemand da, die unbedachtsamen Mädchen zu warnen. Die Comteß Olga, die sich bei dem Herunterfahren den gehörigen Schwung nicht gegeben hatte, erreichte das hohe Ufer der gegenüberliegenden Seite nicht, wo Anna sich an den Palissaden festzuhalten und sich dann umzudrehen pflegte, sie fuhr, oben noch nicht ganz angekommen, von hinten zurück, verlor, da sie dieses Rückwärtsfahren nicht kannte, das Gleichgewicht, und fiel da, wo das Eis sich wieder in die Höhe hob, aber hohl war — nieder. Das Windeis brach unter dem Falle, und bei dem Versuche, sich emporzuraffen, fiel Olga durch das Eis hindurch in die Graft. Das Hülfegeschrei Anna's rief den schon in der Nähe befindlichen Heinrich herbei und trieb Karl und Friedrich

*) Schurren ist eben Provinzialismus in Norddeutschland, wo man unter Glitschen schon Schlittschuhlaufen versteht.

zur Umkehr. Heinrich zermalmte mit eigener Lebensgefahr das Windeis, um nur entdecken zu können, wo Olga war. Zum Glück stieß er hier auf einen der Palissadendurchbaue durch die Graft. Dieser Durchbau hatte gehindert, daß Olga vom Wasser fortgetrieben war, jetzt gab er Gelegenheit, festen Fuß zu fassen und mit Hülfe des herbeigekommenen Bruders und Karl's die leblos scheinende Olga aus dem Wasser hervorzuziehen. Erst im Schlosse, unter den Bemühungen des zufällig anwesenden Arztes, kam Olga wieder zur Besinnung.

Als die Gräfin später von dieser kühnen That Heinrich's durch Anna das Nähere erfuhr, setzte sie ihm ein Stipendium aus, von dem er die Domschule in Verden und später die Universität beziehen konnte.

Nach Neujahr kamen auch die beiden Gouvernanten. Die Engländerin Mistreß Eleonore Tabolt war schlank, lang, blond, blaß, schweigsam, ernst. Schwere Leiden schienen schon früh auf sie eingestürmt zu sein. Mademoiselle Julie, die Französin, war klein, mager, brünett, hatte wundervolle kleine Füße und war äußerst gesprächig und beweglich. Mit einer ihren französischen Ursprung nicht einen Augenblick verleugnenden Lebhaftigkeit versuchte sie im Sturme die Zuneigung und das Vertrauen der beiden jungen Mädchen für

sich zu erobern, wobei sie, klug genug, doch ganz besonders Olga, als die eigentliche Herrin und Hauptperson, im Auge behielt. Diese schien auch anfangs Gefallen zu finden an dem sprudelnden Humor, der nimmer versiegenden Unterhaltungsgabe der lustigen Französin; sie ging auf den scherzenden Ton, mit dem dieselbe über alle Vorkommnisse des täglichen Lebens, ernste wie gleichgültige, so tändelnd und graziös hinwegging, ein, und schien den etwas pathetischen Ernst, der ihr ganzes Wesen schon von früh auf charakterisirte und sie oft anders erscheinen ließ, als sie war, ablegen zu wollen.

Die Gräfin hatte ihre Heloise einer Amme übergeben und war nach der Hauptstadt zurückgekehrt; sie konnte ohne Gesellschaft, ohne Intriguen und Beschäftigung mit Staatsdingen nicht leben. Im Schlosse zu Heustedt ging es jetzt lustig zu, denn die Französin beherrschte bald die schwache Tante Hulda und wußte sich Haushofmeister und Rentmeister, Verwalter und Dienstpersonal unterthänig zu machen. Die Knaben, die durch die Rettung Olga's schon bei Anwesenheit der Gräfin als Spielgefährten der Comteß officiellen Zutritt erhalten, brachten alle Zeit, welche die Schule nicht in Anspruch nahm, im Schlosse zu, wo die Französin neue Spiele anordnete, Unterricht im Tanzen

ertheilte, und ein bisher gänzlich unbekanntes Leben um sich verbreitete. Von Anna und der Französin dazu angeregt, hatte Olga den Knaben, die sie als ältere Spielgenossen und Lehrer liebte, und für die sie nach ihrer Rettung eine gewisse Verehrung und herzliche Dankbarkeit fühlte, oft recht muthwillige und nicht immer gutmüthige Streiche gespielt, die ihr aber jedesmal bald leidthaten und die sie dann durch verdoppelte Freundlichkeit gern wieder vergessen zu machen suchte. Die ernste Engländerin konnte unter solchen Verhältnissen moralischen Einfluß auf die jungen Mädchen nicht geltend machen, und mußte sich damit begnügen, die festgesetzten englischen Unterrichtsstunden zu ertheilen. Diesen wußte sie aber dadurch einen Reiz zu geben, daß sie die Knaben mit hinzuzog, um dadurch den absoluten Widerwillen, den Anna gegen das Englische wie gegen die Lehrerin desselben äußerte, zu beseitigen.

Der leichtfertige Charakter letzterer, ihr ewig schäkerndes, neckisches, plauderndes, launenhaftes Wesen paßte ganz und gar zu dem Wesen der Französin, an die sie sich daher immer enger anschloß, infolge dessen sie neben französischer Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit sehr bald eine große Gewandtheit und Fertigkeit in der französischen Sprache erlangte, mit der sie

ihre ehemaligen Spielkameraden, die es ihr in dieser witzigen und geistreichen Conversation nicht gleichthun konnten, nicht wenig neckte und bespöttelte.

Indeß war es gerade dies, was in Olga einen Umschlag hervorrief. Sie, die selbst sich diese leichte Conversation nicht in gleicher Weise zu eigen gemacht hatte, konnte nicht dulden, daß man die tüchtigen, aber unbeholfenen Knaben, die in ihrer Rectorschule nie Anleitung zu französischer Conversation gehabt hatten, unaufhörlich neckte, sich vor ihnen spreizte und sie, die ältern, als dumme Jungen behandelte. Namentlich hatte sie Mitleid mit ihrem Lebensretter Heinrich, der Anna trotz alles Spottes, den sie über ihn ausschüttete, schwärmerisch verehrte und anbetete. Die junge Gräfin wurde des ungewohnten, lauten, leichtfertigen Treibens bald müde, sie fühlte sich mehr und mehr angezogen von dem ruhigen, sich gleichbleibenden Wesen der Engländerin. Der englische Unterricht wurde ihr lieber als der französische, die Sprache schien ihr leichter. Es kam darob zu manchem Kampfe mit Anna, welche das Englische für eine abscheuliche Sprache erklärte, und zu öfterm Erzürnen. Aber wer konnte der lustigen Anna, namentlich wenn sie sich mit schwesterlicher Zärtlichkeit an Olga anschmiegte, lange zürnen?

Die Tage der glücklichen Kindheit eilten rasch dahin, und plötzlich war die Zeit da, wo auch Friedrich confirmirt war und zur Hauptstadt geschickt wurde, um Schlosser zu werden, während Heinrich und Karl die Domschule in Verden zu besuchen sich anschickten.

Selbst für Anna war die Trennung von den Spielgenossen eine schwere, und Olga trauerte viele Wochen.

Dreizehntes Kapitel.

Die bremer Firma.

Man schrieb 1787 nach Christi Geburt. Es waren in Heustedt mit unsern Bekannten mancherlei Veränderungen vorgegangen. Wildhausen hatte das Gestüt Kirnberg-Heustedt eingerichtet und zum Nutzen und Frommen der Hoyaer eine ad mandatum regis erlassene Verordnung erwirkt, wonach ausschließlich Hengste aus diesem Gestüte fortan hoyaische Stuten beglücken sollten. Die Summen, die er für das eigene Gestüt erhalten, reichten hin, die Schulden, welche auf die Güter der Gräfin in den letzten Jahren gemacht waren, zu tilgen, nicht aber die Verschuldung der eigenen Güter zu heben. Als er im Jahre zuvor gestorben war, sahen sich die Vormünder der Comtessen Olga und Heloise, die Mutter dieser und der Geheimrath Graf Schlottheim veranlaßt, seine Allodialerbschaft auszuschlagen. Die Lehnsgüter fielen der Krone anheim, da aber schon Expectanzen darauf ertheilt

waren, kamen sie in die Hände einer der herrschenden Adelsfamilien, die durch erkannten Concurs seit funfzehn Jahren ruinirt war, jetzt aber wieder aufblühte, während ein Concursverfahren über den Allodialnachlaß des Grafen Wildhausen entstand.

Concurse über Lehns- und Allodialgüter mit großem Grundbesitz versehener Adelicher waren bei der großen Verschwendung, der man sich hingab, an der Tagesordnung.

Claasing war wohlbestallter Obergestütmeister in Kirnberg. Sein Verhältniß zu Melusine hatte schon seit längerer Zeit gänzlich aufgehört, da diese die Veränderung liebte und jüngere Nebenbuhler von der Garde oder aus dem Marstalle ihn verdrängt hatten. Von Dänemark bezog er nach wie vor seine Einkünfte, aber er hatte dem Spiele entsagt, dem Hazardspiel wenigstens, und sogar angefangen, sparsam zu werden und Geld zurückzulegen. Er hatte Achtung vor dem Werthe des Geldes bekommen. Mit Reitpferden, Equipagen auf das glänzendste versorgt, auf königliche Rechnung natürlich, pflegte er beinahe jeden Abend in Heustedt zuzubringen, und nichts war natürlicher, als daß er, der das Leben des Cavaliers in den größten Hauptstädten Europas und am Hofe von Kopenhagen, der Göhrde, Celle durchgekostet, bald die erste Rolle

unter den Kleinstädtern spielte, Amtmann und Beamte, Landrath und den Baron von Bardenfleth verdunkelte. Er war in Abwesenheit der Gräfin die alleinige Sonne, die für die Gesellschaft der kleinen Stadt schien, und selbst die Baronin von Bardenfleth nahm Claasing, den vierzigjährigen noch immer schönen Mann, mit Vergnügen in die Zahl ihrer Courmacher auf.

Die Oberhauptmännin von Schlump war mit dem Kinde Adele nach Hannover gezogen. Es wollte ihr weder glücken, einen Mann für das Kind zu finden, das freilich noch immer in den Zwanzigen zu sein behauptete, wie es nicht gelingen wollte, einen Klosterplatz in einem adelichen Stift für dasselbe zu erhalten, da die sechzehn Ahnen fehlten.

Der Forstschreiber Haus hatte das Zeitliche gesegnet, er war eines Tages todt im Bette gefunden worden. Ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. Die Witwe erhielt eine spärliche Pension; aber ihr Stiefbruder, ein reicher Kaufherr in Bremen, verpflichtete sich, ihr gegenüber für Karl zu sorgen, ihn auf der Domschule wie auf der Universität zu unterstützen. Das war alles, was sie verlangte, für sich selbst brauchte sie sehr wenig, sie lebte allein dem Sohne.

An Haus' Stelle war Oskar Baumgarten durch die Protection der Gräfin wohlbestallter Forstschreiber

mit erhöhtem Gehalte geworden. Herr von Teufel hatte sich pensioniren lassen und einen tüchtigen Forstbeamten zum Nachfolger erhalten, dem die Nachlässigkeiten seines Vorgängers viel Arbeit machten.

Georg und Marie Schulz lebten ein glückliches Leben in bescheidener Einfachheit und Zurückgezogenheit, sie lebten glücklich in dem Gedanken, daß es ihren Kindern besser ergehen würde auf Erden, als es ihnen ergangen war. Zwei Töchter wuchsen ihnen heran, von denen die eine schöner war als die andere. Klara, die älteste, jetzt erst sechzehn Jahre, war vollkommen ausgewachsen und zeichnete sich durch musikalisches Talent und eine wundervolle Stimme aus, schade nur, daß es an einem tüchtigen Lehrer zu ihrer Ausbildung fehlte; Marianne, vierzehn Jahre alt, war ganz das Ebenbild der schönen Mainzerin in ihren jungen Jahren; der jüngste Sohn Otto war früh gestorben.

Die einzige Sorge machte Friedrich. Er hatte seine fünfjährige Lehrzeit als Schlosserlehrling in der größten Werkstatt Hannovers nicht ausgehalten, sondern den Aeltern geschrieben, er könne da nichts mehr lernen, er wolle die Welt sehen. Deshalb ließ er sich denn bei einem Regiment Dragoner als Hufschmied annehmen, von dem es hieß, es solle nach Ostindien, um Hyder-Ali zu bekämpfen. Im Streit gegen Nord-

amerika kaufte Georg III. Hessen und andere Unterthanen deutscher Kleinfürsten, Hannoveraner nahm er nur in Sold, er brauchte da kein Kaufgeld sich selbst zu zahlen, um sie in Ostindien, Minorca, Gibraltar für England kämpfen zu lassen. Zum Troste der Aeltern ging das Regiment, in welchem Friedrich diente, nicht nach Ostindien, sondern nach Flandern.

Hans Dummeier betraf das Unglück, daß das zweite Töchterchen, das ihm Anne Marie geboren hatte, nur ein halbes Jahr alt wurde. Trotz aller Pflege unterlag es den damals noch heftig grassirenden Blattern.

Moses Hirsch aber erhielt die Erlaubniß, den Bauplatz von Lenchen's Hause anzukaufen, er riß das Schulz'sche Haus nieder und errichtete an der Stelle beider Häuser einen wahren Prachtbau, das schönste Haus an der Langenstraße damals. Zwei Zimmer der Mitteletage und Stallung waren an Claasing vermiethet, „aus purer Freindschaft“ natürlich.

Im Schlosse zu Heustedt waren Olga und Anna längst in aller Stille confirmirt und zu Damen herangewachsen, die trotz des abgeschlossenen Lebens, das sie führen mußten, ganz die Tournure der großen Welt hatten. Die Gräfin hielt streng das Gebot aufrecht, daß Tante Hulda sowol als ihre Tochter und deren Gespielin jeder Geselligkeit in Heustedt und allen Be-

ziehungen zu Personen im Orte fern bleiben sollten. Claasing war im Schlosse zugelassen, er mußte den jungen Damen Unterricht im Reiten ertheilen.

Anna's Phantasie war durch die Erzählungen der Tante Hulda von ihrer Jugend in Versailles und die Berichte der Gouvernante von dem Leben in Paris, auch einige leichte Lektüre, welche die Französin eigenthümlich besaß, entflammt, ihr hübsches leichtfertiges Köpfchen war mit tausend ritterlichen Gestalten erfüllt, von denen sie gar zu gern einige ins Leben und ganz speciell in das ihrige hätte treten sehen, sie sehnte sich nach Abenteuern und hätte, wer weiß was, darum gegeben, wären die Grenzen ihres täglichen Verkehrs nicht gar so eng und streng gezogen worden. Die Reitstunde war noch das Einzige, was ihr Vergnügen machte. Während Olga zu der bestimmten Stunde ungern und nur um den Befehlen der Mutter zu genügen, von ihren englischen Schriftstellern sich losriß, in deren tieferes Verständniß Eleonore sie bereits eingeweiht hatte, konnte Anna, die im Reitkleide und dem koketten Federhütchen sich allerliebst fand, kaum die Zeit erwarten, bis auch Olga die nöthige Toilette machte. Oft fand Olga die Milchschwester schon ungeduldig mit der Reitgerte um sich schlagend auf dem Platze vor dem Marstalle, den man zur Reitbahn

zugerichtet, indem man die Steinplatten für Fußgänger entfernt und Kies aufgefahren hatte, auf- und abgehen oder sogar schon hoch zu Roß liebliche Blicke und Worte mit Claasing wechselnd, der dagegen keineswegs unempfindlich schien. Es war ganz natürlich, daß Claasing mehr Interesse an der muntern, gelehrigen, kühnen und gewandten Schülerin fand, die ihn an die schöne Zeit zurückerinnerte, da er der Königin Mathilde noch Unterricht ertheilte, als an ihrer ernsten Gefährtin, welche ihr eigenthümlich würdevolles Wesen auf alles übertrug, was sie that.

Anna trat durch Claasing zum ersten mal mit der Männerwelt in Verkehr; denn die Knaben — pah! wie sah sie auf die herab — waren nur Knaben. Ihre leichterregte Phantasie stattete den Lehrer mit all den schönen Eigenschaften aus, welche die Helden der heimlich genossenen Romane so verführerisch und begehrenswerth machten.

Ihr Bild, das pfirsichsammtene mit dem neckischen Grübchen, den immer lustigen Augen, dem kindlichen Uebermuth, schwebte um dieselbe Zeit, da Anna's Phantasie Claasing zu ihrem Helden ausschmückte, vor der Seele des treuen unschuldigen Heinrich, der mit Karl Haus in Verden ein gemeinsames Zimmer bewohnte und die Domschule nun schon vier Jahre besucht hatte. Jahre

voll Fleiß waren das gewesen. Beide waren aber auch Lieblingsschüler des Rectors, Johann Christoph Meier, eines derben originellen Mannes und guten Heiden. Sie hatten viel gelernt, aber ihr ganzes Trachten und Hoffen ging dahin, mehr zu lernen. Ihr Wissensdrang war mächtig und die Zeit eine gärende, danach angethan, nach allen Seiten anzuregen. Meier war kein Pedant, der von weiter nichts als von den Classikern wußte und wissen wollte; er, der in seiner Jugend ein begeisterter Anhänger Basedow's gewesen, schwärmte noch für eine Neugeburt der Menschheit durch Erziehung und Schule, er kannte jede neue Erscheinung der Literatur und interpretirte in der deutschen Stunde in Prima Lessing so gut wie Aeschylus und Sophokles. Meier war auch ein gründlicher Kenner der französischen und englischen Sprache, und obgleich letztere nicht zu den Gegenständen gehörte, in welchen öffentlich Unterricht ertheilt wurde, hatte er sich zu Privatstunden um so lieber bereit finden lassen, als die Stubengenossen von der Engländerin her schon eine gute Vorbereitung mitbrachten. Karl wendete den größten Fleiß an, es zu einem gründlichen Verständniß der englischen Sprache und Dichter zu bringen, Heinrich wollte bei Spaziergängen und in Freistunden zu Hause dagegen nur französisch conversiren. Warum? In

Heustedt lebte eine junge blasse Schönheit, die das Englische zu ihrer Lieblingslektüre gemacht hatte, und sie lebte in dem Herzen Karl's, und Heinrich dachte nur daran, wie ihn Anna das letzte mal, als er in den Ferien zu Hause war, geneckt hatte, daß er noch immer französisch nicht so plappern konnte, als es ihr selbst vom Munde floß.

Der Schwarzhaarige setzte all sein Thun, sein ganzes Dichten und Trachten mit dem Bilde Olga's in Verbindung. Er fragte sich nicht, ist das, was du thust, gut, sondern er fragte, was würde Olga dazu sagen, daß du das thust?

Alles, wovon er voraussetzen durfte, daß es Olga lieb sein würde, wurde ihm leicht, machte ihm Vergnügen. Er hegte keinen Gedanken an eine künftige Lebensvereinigung mit der Geliebten, wie hätte er, der Arme, der von der Gnade eines Onkels existirte, an eine reiche Gräfin denken dürfen? Armuth zeugt Demuth bei gutgearteten, Bosheit und Neid bei schlechtgearteten Menschen; den Gedanken auch nur an Gegenliebe hatte Karl nie gehegt, wenn er aber überhaupt an Olga dachte, hörte das Denken bald auf, Gefühl und Phantasie behielten die Oberhand, in der das Bild einer verklärten Olga, schöner noch, als sie in Wirklichkeit war, die ganze Jünglingsseele füllte.

Anders der blonde Heinrich, er hatte sich ein Leben an der Seite Anna's als Frau Pfarrerin in einem schönen Dorfe ausgemalt, nach Voß'scher Idyllenart. Daß das neckische, vor Uebermuth sprudelnde Wesen nicht zur Pastorin passe, kam ihm nicht in den Sinn. Die Freunde hatten sich nun zu Vertrauten ihrer Liebe gemacht. Sie corrigirten und kritisirten gegenseitig die unzähligen Sonette und Oden, in welchen sie ihre Göttinnen verherrlichten. Waren sie aber in den Ferien daheim, so spielten sie, um es gerade herauszusagen, die stummen dummen Jungen den Angebeteten gegenüber. Keins der unzähligen Gedichte kam Olga oder Anna zu Gesicht, und welches Mädchen sähe sich nicht gern besungen und vergäße nicht über den Dichter den Schüler?

Die Beziehungen der Gräfin Melusine zu der Gesellschaft in Heustedt waren dieselben; auch die jungen Damen blieben dieser fern; nur auf Spazierritten mit Claasing, meist nach Kirnberg, wurde die Schönheit derselben von den paar Husarenoffizieren, die in Heustedt Quartier hatten, den einzigen jungen Leuten, nach denen Anna etwa das Köpfchen drehte, bewundert. Zu den steifen Diners der Mutter kamen nur ältere Leute, und diese traten den jungen Mädchen aus Ehrerbietung und Furcht vor der Mutter auch nie näher.

Anknüpfungen, welche die Baronin Bardenfleth gesucht, die von gemeinsamen Spazierritten gesprochen, waren mit großer Kälte abgelehnt. Die Französin, welche es einmal gewagt hatte, der Gräfin gegenüber das Wort Ball auszusprechen, bekam eine Strafrede, daß sie der Gräfin auswich, wo sie dieselbe nur sah.

So geschah es, daß die jungen Damen sich mehr mit Literatur beschäftigten, als es unter andern Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Die Bibliothek des höchstseligen Grafen von Alvensleben, die sich vor denselben erschlossen hatte, bot in dieser Beziehung das reichste Material, was englische wie französische Classiker anbetraf, die in verschiedenen Ausgaben in reichen Lederbänden mit Goldschnitten vorhanden waren. Auch Memoiren, Briefwechsel, Reisebeschreibungen standen in großer Anzahl in den bestäubten Fächern, und Anna hatte eine ganze Bibliothek guter und schlechter, aber doch so decenter Romane, als man sie im vorigen Jahrhundert für die gute Gesellschaft schrieb, vorgefunden.

Deutsche Literatur gab es in der Bibliothek, abgerechnet einige gelehrte Schmöker und erbauliche Predigtsammlungen, von den Verfassern in tiefster Ehrerbietung und Unterthänigkeit der Excellenz Graf Alvensleben zu Füßen gelegt, gar nicht, weil es zur Zeit des

Großvaters deutsche Dichter im Lande Hannover wenigstens noch nicht gab, und weder Graf Wildhausen noch Melusine jemals Geschmack an Literatur gehabt und etwa Lessing's, Wieland's, Klopstock's, Gleim's und andere Werke angeschafft hatten.

Erst die jungen Gymnasiasten hatten aus der Bibliothek des Rectors Meier die angebeteten Damen mit einigen deutschen Literaturerscheinungen, namentlich den ersten Dramen von Lessing und dem Lustspiel „Minna von Barnhelm" bekannt gemacht. Der Comteß Olga, die unter Anleitung der englischen Gouvernante sich dem ernsten Studium Milton's und Shakspeare's mit Eifer hingegeben und Geist und Phantasie mit den großartigen Schöpfungen beider genährt hatte, blieb freilich eine Sara Sampson unverständlich, aber Emilia Galotti war ihre Heldin und Minna von Barnhelm regte ihr patriotisches Gefühl auf; hatten doch Engländer und Hannoveraner auf seiten des Großen Fritz gekämpft.

Anna wollte von dem deutschen Zeuge nichts wissen, sie konnte höchstens Gefallen finden an der muntern übermüthigen Franziska und dem das Deutsche radebrechenden Riccaut de la Marlinière. „Wie kann ein so schönes reiches Mädchen wie Minna", sagte sie zu Olga, „einen so steifleinenen pedantischen Helden wie Tellheim, dem seine soldatische Ehre über alles geht,

ihre Liebe und Treue nur so, so nachwerfen?! Sie kann ja hundert andere, Bessere, Liebenswürdigere haben."

Olga schüttelte den Kopf zu solchen leichtfertigen Reden, hielt sie aber nur für den Ausdruck augenblicklicher übermüthiger Laune, während sie der Ausdruck einer schon ausgeprägten Gesinnung waren.

Doch zurück zu unsern Gymnasiasten. Die lange erwarteten Michaelisferien waren gekommen. Karl und Heinrich hatten vom Rector Meier die Bescheinigung erhalten, daß sie reif zur Universität seien. Aber die Vorlesungen in Göttingen begannen erst Ende October. Ehe Karl zu seiner Mutter, Heinrich zu seinen Aeltern zurückkehrte, sollte ein großer Wunsch beider, der, eine größere Stadt zu sehen, Befriedigung finden. Eine solche Sehnsucht kennt unsere heutige Jugend nicht mehr, ein Knabe von vierzehn Jahren hat heutzutage in der Regel mehr von der Welt gesehen als damals ein Greis von achtzig Jahren. Viel Poesie, aber auch viele Illusion ist mit den Eisenbahnen und Dampfschiffen von der Erde verschwunden; Reisen war damals eine große Lust, heute ist es der Jugend o schon eine Last.

Karl's Onkel in Bremen hatte diesen eingeladen, ihn zu besuchen, ehe er die Universität bezöge, und

ihm erlaubt, seinen Freund und Stubengenossen Heinrich, dessen Karl in jedem Briefe Erwähnung that, mitzubringen. Die Reise ward jetzt angetreten; sie sollten die erste größere Stadt sehen, eine Stadt, wenn nicht an der See, doch mit seestädtischem Verkehr. Früh am Morgen, ehe noch die Sonne aufgegangen, waren die jungen Burschen wach, banden sich gegenseitig die Zöpfe auf und frisirten sich, aßen ihren Teller Warmbier, steckten die frischen Semmeln, wie sie unten im Hause aus dem Ofen ihres Hauswirths, eines Bäckers, kamen, in das Ränzel zu der wenigen Leibwäsche, und fröhlich ging es durch die Sandwüsten nach Achim hinauf, wo man sein Frühstück einnahm, zum ersten mal den Lauf der Weser längere Zeit überschaute und in nordwestlicher Ferne die Thürme von Bremen wahrnahm. Man marschirte tapfer darauf los und war gegen Mittag in der Nähe der Stadt.

Bremen hatte damals noch nicht das freundliche und heitere Aussehen wie heute, es war wie beinahe sämmtliche größere Städte noch in die mittelalterliche Form der Festungen eingezwängt, mit hohen Mauern und Wällen, Festungsgräben und Basteien umgeben. Man sah von der Stadt nur die Thürme und die verschiedenen Zwinger und Windmühlen auf den Wällen. Man trat durch den Zwinger des Osterthors in

die Stadt, deren Längenstraßen von Nord nach Süd nur eine mäßige Breite hatten, während die von Ost nach West führenden Straßen, mit einziger Ausnahme der zur Großen Weserbrücke führenden Wachtstraße, meistens so eng waren, daß zwei Wagen sich nicht ausweichen konnten. Karl's Onkel wohnte in einem der dem Hochstift ursprünglich zugehörenden Häuser am Domhofe und war halb hannoverischer, halb bremischer Unterthan. Die alte erzbischöfliche Besitzung, das Stift, war nämlich mit allem Zubehör, der Domkirche, den Diensthäusern, Schulgebäuden, Gottesbuden und etwa hundertsechsundzwanzig Häusern und verschiedenen Meierleuten im Stockholmer Frieden an Hannover abgetreten worden. Dieses hatte innerhalb der Stadt, die Georg II. bei seiner Belehnung mit dem bremisch-verdenschen Herzogthume als eine freie reichsunmittelbare anerkannt hatte, einen eigenen Staat, der durch einen Oberhauptmann, welcher in der Intendantur am Domplatze (Palatium) wohnte, regiert wurde. In diesem Staate wurde Recht nach hannoverischen und schwedischen Verordnungen von der Stadt fremden Gerichten gesprochen, die Bewohner der Stiftshäuser u. s. w. beanspruchten Befreiung von bremer Steuern und Abgaben, obgleich sie die Vortheile und den Schutz der Freien Stadt genossen; diese Wohnungen bildeten Asyle, hinter denen sich ver-

steckte, wer sich vom Stadtgerichte bedroht sah. Der Amtmann, oder wie er sonst hieß, der hier die hannoverischen Hoheitsrechte ausübte, war natürlich beständig bestrebt, die Rechte des Königs-Kurfürsten auszudehnen. Daß es unter solchen Verhältnissen täglich zu Conflicten zwischen der Intendantur und der Weisheit der bremischen Rathsversammlung kam, kann nicht wundernehmen. Ganz eigenthümlich gestaltete sich aber noch das Verhältniß für solche, die, wie die Firma Junker, ein Haus bewohnten, für das an die Intendantur ein Kanon bezahlt werden mußte, während das an die Katharinenstraße grenzende zweite Hinterhaus auf rein städtischem Gebiete dem Rathe contribuirte.

Der Inhaber der Firma war bremischer Großbürger und zugleich hannoverischer Unterthan.

Johann Karl Junker, so hieß der Onkel und Pathe Karl's, war als armer Knabe von Göttingen nach Bremen gekommen und hatte sich mit unsaglicher Anstrengung und noch größerer Sparsamkeit vom Kaufmannslehrling zum Commis emporgeschwungen, von da zum Krämer und endlich zum Kaufmann und Großhändler. Zu seiner Zeit, während und nach dem Siebenjährigen Kriege, trieb Bremen noch keinen eigenen Seehandel und sehr wenig eigene Schiffahrt (nach Norwegen), es trieb nur Zwischenhandel und betrachtete die Thäler

der Weser, der Werra, Fulda, Leine, Aller und der dreihundertneunundzwanzig sich in diese ergießenden kleinen Flüsse und Bäche als sein Handelsgebiet. Junker hatte dieses Gebiet als Commis zu Schiffe, zu Pferd und zu Fuß nach allen Richtungen durchstrichen, und als er eine Specialität Kaffee und später Taback auf eigene Rechnung zu verkaufen anfing, hatte er die Reise noch einmal für sich gemacht und sich an kleinen und großen Orten sichere Abnehmer gewonnen.

Als im Anfange der achtziger Jahre der Schiffsbaumeister Cassel die Fregatte Asia ausrüstete und eine Actiengesellschaft zum directen Handel mit China und Ostindien zu Stande brachte, unter Begünstigung und Mitwirkung des preußischen Staatsministers von der Horst, drang Junker schon darauf, statt mit Ostindien, mit Nordamerika anzuknüpfen. Er ward nicht gehört, das ostindische Unternehmen scheiterte und führte große Entmuthigung herbei.

Junker aber hatte durch seine klugen Abmahnungen die Gewogenheit eines Actionärs sich gewonnen, der ohne seine Einrede das Zehnfache von Actien genommen haben würde. Dadurch entspann sich ein näheres Verhältniß an, und Junker heirathete die Tochter des Kapitalisten, die ihm eine sehr ansehnliche Aussteuer, einen reichen Brautschatz und das Haus auf der Katha=

rinenstraße zubrachte. Der Anfänger war von nun an ein Mann, der an der Börse eine Stimme hatte. Als die Unabhängigkeit der nordamerikanschen Staaten durch den Frieden von Versailles 1783 bestätigt war, bewog er seinen Schwiegervater und einige Freunde desselben, bei Herrn Cassel ein Schiff bauen zu lassen zum directen Handel mit Nordamerika. Seine Verbindungen mit den Thalländern der Weser benutzte er, um an Geldesstatt von seinen Kunden Leinwand aller Art einzutauschen und auf Credit anzukaufen, wobei er in das Gebiet der Elbe und das der Haase und Ems hinüberschritt. Er charterte das neue Schiff, nach seiner Frau Luise getauft, und führte eine wohlversicherte Ladung Leinwand nach Amerika, die er gegen Taback umsetzte. Den Kaffee bezog er von Holland. Das Unternehmen warf ein glänzendes Resultat ab, er selbst hatte die Reise nach Nordamerika gemacht, sich dort ein halbes Jahr aufgehalten, Bekanntschaften und Handelsverbindungen angeknüpft, und er war es, welcher für Bremen die Goldgrube eröffnete, die aus der directen Verbindung mit Amerika seit jener Zeit erstand.

Junker hatte seit seiner Verheirathung die Firma Johann Karl Junker und Comp. angenommen, indem er seine Frau als stillen Compagnon ansah und ihr

in seinem Hauptbuche den Gewinnantheil an seinen neuen Unternehmungen nach der Summe ihres Eingebrachten gewissenhaft anschrieb. Er hatte seitdem die stehende Redensart angenommen: „Alles für die Firma, nichts über die Firma.“ Diese Redensart wiederholte er täglich ein Dutzend mal nicht nur im Comptoir, sondern gegen jedermann, natürlich in Platt, denn Hochdeutsch wurde in den wenigsten Familien Bremens gesprochen.

Junker's Haus war leicht zu finden, es stand unmittelbar neben dem alten Palatio. Es war nur schmal, aber sehr hoch, hatte unten nur zwei Fenster und einen geräumigen, ebenfalls für Wagen passirbaren Eingang. Unten in vorgebauter Laube diente das Zimmer als Comptoir. Die Fenster waren mit Eisen vergittert. Zu den obern Etagen des Hauses, das aus einer großen Diele zu bestehen schien, gelangte man durch eine Freitreppe, die zu einer ganz im Innern des Hauses herumlaufenden Galerie führte. In diese mündete die Thür des in der Ausluchts über dem Comptoir befindlichen Visitenzimmers und der danebenliegenden Wohn- und Fremdenzimmer. Außer Küche und Eßzimmer in den Parterreräumen und einigen dunkeln Zimmern nach der Nachbarseite war alles im Hause Lagerraum. In den obern Räumen bis zum Giebel war Leinwand

vollauf gethürmt, von Packleinwand, Segeltuch und Sackleinwand bis zu dem feinsten Gespinst, welches Handarbeit hervorbringen kann, während unten im Hintergebäude die dickbäuchigen Fässer mit Taback neben schlanken Kaffeesäcken und kleinen Fässern mit sehr starkem Essig, für Südamerika bestimmt, friedlich nebeneinander lagerten. Hier war hinten ein halbes Dutzend Arbeiter beständig mit Auf- und Abladen, Herunter- und Hinaufwinden der Waaren beschäftigt, während im Comptoir neben dem Kaufherrn nur drei Comptoiristen an hohen Pulten schrieben. Ein Lehrling war im Hintergebäude beschäftigt, die ankommenden und abgehenden Fässer und Säcke zu zählen, sie wiegen zu lassen und die Zahlen anzuschreiben.

Herr Junker selbst war ein Mann nach der alten Mode, er hatte noch nie ein seidenes Kleid, noch nie ein Kleid mit Tressen getragen; war noch nie, wie andere seiner Collegen, mit Chapeaubas auf der Börse erschienen; er trug die schwarze Tracht, wie sie vor dem Siebenjährigen Kriege Mode gewesen, gleichwie seine Frau das Regentuch so lange beibehalten hatte, bis es nicht einmal mehr die Dienstmädchen und die Fischerweiber trugen. Doch geschah dies bei letzterer nicht aus löblicher Einfachheit und Sparsamkeit, sondern aus Geiz, bis zu welchem Extreme sie ihre

Sparsamkeit trieb. Erst beim Kirchgange zur Taufe des Johann Karl junior war sie zu bewegen, eine Enveloppe umzunehmen, und dieser Gang erfolgte erst einige Jahre später als das hier Erzählte.

„So! so! so“, empfing Junker die beiden mit dem Ränzel in das Comptoir tretenden Jünglinge — „so so, so, das wäre also mein Pathe, der Karl Haus und sein Freund Heinrich Schulz! Brave Burschen werden, immer festhalten an dem Worte: alles für die Firma, nichts über die Firma. Immer fleißig und sparsam; habe die Firma Johann Karl Junker, auch ohne einen Groten zu besitzen, hoch gekriegt. Jeden Schwaren dreimal umwenden, ehe man ihn ausgibt, ist probat, glaubt's mir. Müßt die Firma Haus und die Firma Schulz hoch bringen, geht alles in der Welt, wenn man es nur recht anfängt. Doch werdet hungerig sein, habt einen tüchtigen Marsch gemacht. Folgt mir zu meiner Altschen.“

Er führte sie zu einem kleinen Garten, welcher den Zwischenraum zwischen Haus und Hinterhaus füllte, hier saß in einer Laube von türkischen Bohnen, die noch immer einzelne Blüten trieben, die Frau vom Hause.

„Hier mein Pathe Karl, und hier sein Freund Heinrich Schulz, haben schon einen tüchtigen Marsch

gemacht! laß eine Tasse guten Kaffee kochen, das übrige wird sich am Abend finden."

Kaffee und Semmeln, geschrotenes Brot und gelbe Butter wurden in der Laube aufgetragen, und Karl wie Heinrich zeigten einen tüchtigen Appetit. Als der Kaffee getrunken war, zeigte Junker den Gästen sein Haus, seine Waarenvorräthe, sogar seine Bücher, und wiederholte dabei zum öftern sein Lieblingswort.

Abends sieben Uhr wurde das Comptoir geschlossen. Die Comptoiristen begaben sich in das Familienzimmer zwischen dem Comptoir und der Küche; dort nahm man eine gebraunte Mehlsuppe, Butter, Brot und holländischen Käse als Abendmahl ein, auch schenkte die Hausfrau, aber nur auf Verlangen, Dünnbier aus einer dickbäuchigen Kruke.

Während des Essens brachte ein Mädchen einen Gruß von Herrn Brauer, und der Herr Schwiegersohn möge doch in die Pröhlte kommen, Herr Brauer habe einen Studenten aus Hoya zum Besuch.

„Das trifft sich ja vortrefflich", sagte Junker, „da können die jungen Herren die zwölf Apostel anschauen und kommen dann am Abend noch rechtzeitig zu Haus, um ein neues Schauspiel ansehen zu können, das stille Begräbniß des Senators Meier."

Man begab sich zum Rathskeller, wo man nicht

in einer kleinen Koje, sondern in einem größern Cabinet, in welchem sich allabendlich eine bestimmte Gesellschaft zu einem Trunke Wein einzufinden pflegte, Platz nahm.

Herr Brauer, der Schwiegervater Junker's, liebte ein Gläschen Wein, und Junker selbst verschmähte es außer seinem Hause niemals. Herr Brauer hatte einen Vetter bei sich, einen Studiosen der Medicin. Erich Justus Bollmann aus Hoya, der mit seinem Tressenhut, seinem betreßten Kleide, der langen Weste und dem Degen an der Seite keck und von oben herab auf die eintretenden jungen Männer schaute. Nach gegenseitiger Vorstellung, nachdem man einige Gläser getrunken, sagte der junge Bollmann zu dem Vetter Brauer: „Aber Vetter, Ihr Bruder in Karlsruhe hat mir so oft den Wein des Rathskellers gerühmt, daß ich schier deshalb herübergekommen bin, mich zu überzeugen, wie es mit den zwölf Aposteln und dem Bacchuskeller beschaffen sei. Was ihr uns da vorsetzt, ist wahrer Krätzer, ich versichere Euch, mein Landwein von der Bergstraße ist mir lieber."

„Der Junge hat Geschmack", sagte Herr Brauer — „ist nicht umsonst drei Jahre bei meinem Bruder in Karlsruhe gewesen. Nun, weil du Rheinwein zu würdigen weißt, sollst du zwischen jungem fünfundacht=

ziger Rüdesheimer und altem achtundfünfziger die Wahl haben, und damit der Wein nicht in den leeren Magen kommt, eine Unterlage von Austern, die dir mein Bruder nicht vorsetzen konnte."

„Brav, alter Bursche", erwiderte keck der Studiosus, „ich ziehe den jungen vor, mögt Ihr den alten trinken. Ihr sollt sehen, Vetter, daß ich kein Kostverächter bin." Ein hundert Austern und mehrere Flaschen Wein mit neuen Römern wurden herbeigebracht. Die jungen Heustedter wurden eingeweiht in die Kunst, Austern zu essen. Karl mochte von seinem Vater, der eine unglaubliche Menge dieses Gethiers vertilgen konnte, die Kunst ererbt haben, mit Heinrich wollte es nicht gehen, er sah das Schneckenzeug, wie er sagte, zum ersten mal und seine Miene beim Verschlucken des ersten Thieres erregte allgemeines Gelächter. Als aber einige Gläser des feurigen Rüdesheimer getrunken waren, griff er von selbst zu.

Der Hoyaer schenkte sich fleißig ein und ermuthigte die blöden Heustedter zum Trinken; „sollt beide meine Leibfüchse in Göttingen werden, kommt, stoßt an!" Bollmann hatte den Burschenton inne, er wollte absolut ein Burschenlied singen und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, indem Herr Brauer auf die sich mehrenden ehrsamen Gäste hinwies, welche voll

Verwunderung auf die jungen Genossen der Herren Brauer und Junker sahen.

Diese wurden zu einem Gespräche unter sich veranlaßt, Bollmann erzählte von seinem Aufenthalte in Karlsruhe und am Rheine, von dem Leben und Treiben auf der Georgia Augusta, Karl und Heinrich wußten nur von dem zu erzählen, was sie in Verden „tractirt“.

Noch ehe man aufbrach, hatte die Jugend aber Gefallen aneinander gefunden und Brüderschaft getrunken, und der „Heuer“, wie man in Platt aussprach, hatte versprochen, die neuen Freunde nächstens im benachbarten Heustedt zu besuchen.

Etwas weinselig verließ man den Keller, auf den Straßen war es ziemlich lebhaft und namentlich in der Nähe der Wohnung des Kaufherrn, denn der Senator Meier, dessen stille Beerdigung heute stattfinden sollte, hatte im Schlüsselkorbe gewohnt, und es drängte schon jetzt das Volk aus Stadt und Vorstädten, um dem Schauspiele zuzusehen.

Der Schwiegervater wurde mit seinem Begleiter eingeladen, bei Junker einzukehren, weil man da den Zug, der über den Domshof ging, abwarten könne. Man betrat das Visitenzimmer, das von so viel Männertritten auf einmal noch nie entheiligt worden war, und unterhielt sich von der Unsitte der Nachtbegräb-

nisse. „Ich erinnere mich noch recht wohl“, sagte Junker, „daß alle Begräbnisse mittags stattfanden — allein es war ein ungeheuerer Luxus eingerissen und das Zurerdebringen eines Großbürgers kostete mehrere hundert Thaler. Da verordnete ein Senator, ich glaube gar, es war der Vater des jetzt Verstorbenen, in seinem Testamente, daß er abends ganz still und ohne Pomp begraben sein wolle. Man lobte das sehr und es fand allgemeine Nachahmung. Damals verstand man aber unter Abend sieben bis acht Uhr. Es ist noch kein Menschenalter verstrichen und schon ist abermals ein viel größerer Luxus vorhanden als damals, aus Abend ist Nacht geworden, aus einem stillen Begräbniß ein möglichst geräuschvolles.“

„Seht, da wird der Dom schon erleuchtet, nun da wird eine schöne Lobrede gehalten werden, möchte wetten, daß so ein vierzig Louisdor hineingeflogen sind in das Superintendentenhaus.“

Der Zudrang wurde immer größer, der Schaulustigen immer mehr, alle Fenster am Domshofe waren, mit Ausnahme des Junker'schen Hauses, mit Frauenköpfen garnirt, selbst nebenan in der Intendantur schien Frau Oberhauptmännin Dankwerth ihre ganze weibliche Bekanntschaft zum Besuch eingeladen zu haben. Das Volk auf den Straßen fing schon zu

murren an, die Sache dauerte ihm zu lange. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Zwölf Männer in langen, schwarzen Mänteln mit weißem, langflatterndem Flor auf den dreieckigen Hüten, große Stangen, an denen Laternen befestigt waren, in der Hand, gingen voran. Es folgte der Leichenwagen mit vier Pferden, in schwarzes Tuch bis zur Erde eingehüllt, schwarze Straußenfedern auf dem Kopfe. Der Sarg war reich mit Silberplatten verziert, neben ihm gingen abermals zwölf Träger mit Stocklaternen, eine ebensolche Anzahl folgte hinter dem Wagen. Dann kam die Trauermusik; hinterher Leidtragende aus allen Ständen, dann zwei Drittel aller Equipagen von Bremen, die damals nicht drei Dutzend betrugen. Neben den Leidtragenden gingen die Laternenträger, wie jeder Wagen von zwei Laternenträgern begleitet war. Vor der Thür des Doms hielt der Zug, dort stand eine Grenadierwache aufgestellt. Der Sarg wurde vom Wagen genommen und in die Kirche getragen, dahin folgten die Leidtragenden und eine große Menge des Volkes. In der Kirche ward eine erbauliche Todtenrede, d. h. eine Lobrede auf den Verstorbenen und seine gesammte Sippschaft gehalten und dieselbe zugleich, auf das splendideste und prächtigste gedruckt, vertheilt. Diese Leichenreden aus jener Zeit sind zum Theil wahre ty-

pische Kunstwerke. Nachdem die Rede beendet, ging der Zug an der andern Seite des Domshofes zurück, durch die Bischofsnadel dem Bischofsthore zu. Das Volk lärmte und folgte der Leiche bis zum Thore hinaus.

„Nun Gute Nacht", sagte Brauer zu Tochter und Schwiegersohn, „der Vetter ist ganz still geworden, scheint müde zu sein. Morgen früh nach dem Frühstücke hole ich die jungen Herren ab, um ihnen Bremens Merkwürdigkeiten zu zeigen."

Wir wollen Brauer und die jungen Leute auf ihrer Wanderschaft begleiten, aber nur die Dinge hervorheben, die sich jetzt gänzlich verändert haben. Der Roland vor dem Rathhause, dieses selbst und das hochgegiebelte Haus der Altermänner, der Schütting gegenüber, sind noch heute so, wie sie damals waren. Durch die Wachtstraße ging es der großen Weserbrücke zu, zu welcher der Zugang durch ein festes Thor vertheidigt werden konnte. Die Brücke war von Holz, ohne jedes Geländer. Gleich rechts an der Brücke, wo jetzt etwa das von Kapff'sche Haus steht, stand ein großer kupferner Kasten, funfzehn Fuß lang, breit, hoch und tief, davor in der Weser war ein großes Rad, so groß, wie die jungen Männer noch nie ein solches gesehen, es hatte funfzig Fuß im Durchmesser,

mit sehr breiten Schaufeln, an diesem hingen Kannen, die unten in der Weser sich voll Wasser füllten, und sich oben in eine Rinne leerten, welche das Wasser in den erwähnten Kasten führte, der ziemlich hoch über der Wachtstraße auf einem Pfahlwerke stand.

„Dat ist dat Waterrad", erläuterte Brauer, „dat ist all 1394 fundeert, und wie da schreben steit in — in —"; „in publica commoda ducit", las Bollmann, da der Vetter nicht weiter kommen konnte. „Dat Rad ist toulezt 1710 ny upgebuet", fuhr Brauer fort, „und gript 9 Tunnen Water, wenn et einmal rum geit. Dat Rad geit aber in einer Stunne 51 mal umher, bringt also in 24 Stunnen 10800 Tunnen à 125 Stübchen."

„Wozu denn aber?" fragte Bollmann.

„Me düssen Water wert de gemeinen Woltgoten speiset, und uter den groten gemeinen Rören gift et vor jedes Hus Privatnebenrören, dei öhre Abstecher von den gemeinen Goten hebbet. So krigt jedes Kirchspeel und jedes Hus sin Water."

Die große plumpe Maschine, über welche eine hohe Breterbude geschlagen war, bewegte sich langsam herum, man sah es ihr an, daß sie so ziemlich noch in der Ursprünglichkeit des 14. Jahrhunderts be-

stand, nur hatte sie im Laufe der Zeit eine eiser Welle bekommen.

An der Brücke nach unten lagen damals noch zwölf Schiffsmühlen.

Am jenseitigen linken Ufer der Weser, da, wo jetzt das Armenhaus steht, auf einer durch die Kleine Weser gebildeten Insel, erhob sich das Castell, Die Braut. Dasselbe war nach Norden mit dem Bauhofe, nach Süden mit dem Werder durch Zugbrücken in Verbindung gesetzt. Das Castell wurde durch einen runden, festen Thurm gebildet, der drei Etagen enthielt und mit Wall und Graben versehen war. Die Mauern von sechzehn Fuß Dicke konnten schon eine Kanonenkugel, wie sie im Dreißigjährigen und im Siebenjährigen Kriege geschleudert wurden, aushalten. Die „Braut" war ursprünglich hundertfünfundsechzig Fuß hoch, bei einem Durchmesser von neunzig Fuß. Vor jetzt etwa funfzig Jahren, im September 1739, hatte der Blitz in das zugleich als Pulvermagazin dienende Castell geschlagen und den obern Theil zerstört, der neuern Ursprungs war. Man leitete den Namen „Braut" daher ab, weil die Stadt dem Castell wie ein huldigender Bräutigam gegenüberliege; dem war so, man hatte schon vom Walle des Castells, der allein betreten werden durfte, eine kostbare Aussicht.

Gegenüber an den Schlagten, welch reiches Leben! Eine große Anzahl Schiffe, welche die Waaren von und bis Elsfleth, Brake und der Rhede in der Gegend von Lehe brachten, bis wohin die Seeschiffe selbst herauffuhren, wurden da aus- und eingeladen, oder in oberländische Schiffe umgeladen. Der große Kran, die rothe Wuppe, die gelbe Wuppe, die bunte Wuppe und die grüne Wuppe waren in Thätigkeit, Lasten auf die Schlagt zu heben. Kähne fuhren ab und zu, und am Lande schwere Lastwagen.

Weiter hinunter unter der letzten Schlagtpforte machte sich das hochdachige neue Kornhaus bemerkbar, darunter, da, wo bisher etwa der Anlegeplatz für die Unterweserdampfschiffe war, der jetzt wegen der Eisenbahnbrücke verlegt ist, sprang die Assenburg in die Weser hervor, noch weiter nach Norden trat die Stephanikirche hervor. Dann sah man die Wichtenburg; darunter schloß die Stadt mit dem Armenhause, Waisenhause, Zuchthause ab, hinter welchem die Stephanibastei sich erhob. Von den Schlagten ab war die ganze Weserseite mit einer hohen Mauer eingefriedigt, die nur verschiedene verschlossene Pforten hatte.

Der markige Domthurm, der noch höhere der Sanct-Ansgariikirche, die Thürme von Martini, Lieben-

frauen, der Stephans- und der Klosterkirche gaben der Stadt ein gar stattliches Aussehen.

Man ging dann wieder zur Altstadt und die Tiefer- und Holzpforten entlang zum Osterthorzwinger, der damals schon als Gefangenenhaus diente, besah sich auch dieses alte Castell im Innern, und kam durch eine Menge kleiner Gassen, die Lauf- und Dreckstraße, zu dem Platze, wo jetzt die neue Börse steht, damals aber der Wurstmarkt und die kleine Wilhaldikirche sich befanden.

„Nun, Jungens, ich bin müde", sagte Herr Brauer, „ihr könnt euch jetzt erst unter die Erde, dann über dieselbe begeben. Durch diesen Kreuzgang kommt ihr zur Bleikammer; die Frau des Küsters, die euch dieselbe öffnet, hat auch die Schlüssel zum Domthurme, da könnt ihe hinaufsteigen und euch das ganze bremer Gebiet ansehen. Mich trefft ihr im Rathskeller, den mein werther Vetter schon zu finden weiß." Wir folgen unsern jungen Freunden weder zu den Mumien des Bleikellers noch zu den Höhen des Domes, obgleich wir kaum glauben, daß von den vielen tausend Fremden, welche Bremen an den Tagen des Deutschen Bundesschießens im Juli 1865 besuchten, ein einziger den Muth hatte, die Hunderte von Stufen hinaufzusteigen; man begnügte sich, Bremen vom Plateau der

Fahnenhalle zu sehen, von wo man damals nichts gesehen haben würde als Stadtgraben und Wälle und die darüber hinwegragenden Thürme.

Der Aufenthalt der jungen Burschen in Bremen dehnte sich nur ein paar Tage aus, Junker war vom Morgen bis zum Abende im Dienste der Firma, die Tante nicht sehr freundlich; sie berechnete fortwährend die Mehrausgaben, welche die Gäste verursachten, und ließ selbst die unbefangene Jugend fühlen, daß es besser sei, wenn sie den Besuch nicht zu lange ausdehnte. Der Onkel hatte Karl eine Unterstützung von 400 Thalern zugesagt und drückte ihm beim Abschiede die erste vierteljährige Rate in die Hand, mit einer Bewegung, die andeutete, daß er jedes Dankes in Gegenwart des stillen Compagnons der Firma enthoben sein möchte. Bollmann hatte sich entschlossen, die neuen Freunde gleich nach Heustedt zu begleiten, und Karl hatte seine Mutter schriftlich davon benachrichtigt, daß er einen Studiosen aus Göttingen mitbringe, der sich seiner dort annehmen werde.

Man verlebte in Heustedt einige höchst vergnügte Tage, machte täglich Ausfahrten auf der Weser, bei denen Klara und Marianne Schulz nicht fehlen durften, welche erstere durch ihre reizende Stimme Justus Erich am ersten Tage schon gefesselt hatte. Dieser

gehörte nicht zu den blöden Schäfern, er hielt es mit dem Goethe'schen: „Und wer keck ist und verwegen", ehe Goethe dieses Wort nur noch ausgesprochen. Er machte der schönen Klara in so unbefangener und dabei liebenswürdiger Weise die Cour, daß diese ihr Herz am ersten Tage verlor. Nachdem sie ihr musikalisches Talent vor ihm entfaltet, nannte er sie nur seine süße Nachtigall.

Die beiden Heustedter hatten halbe Andeutungen von ihrer Liebe, wenn man die Sache so nennen darf, gemacht, und Bollmann war begierig, den Gegenstand der Anbetung seiner Leibfüchse von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Man machte deshalb häufig Promenaden im Schloßpark, und es machte sich wol nicht ganz ohne Veranlassung Anna's, daß man sich traf. Diese hatte nämlich die Ankunft der alten Spielgenossen längst erfahren und wußte auch, daß sie einen Studiosus mitgebracht hatten. Sie redete deshalb der Comtesse am Abende vorher beständig vor, daß sie, koste es was es wolle, den Studenten sehen müsse, sie habe noch keinen Studenten gesehen, sie klagte die Spielgenossen an, daß sie den schuldigen Respect hintansetzten, indem sie noch keine Visite gemacht hätten. Das Verbot der Gräfin wegen des Umgangs mit Heustedtern beziehe sich weder auf den Lebensretter

Olga's, den Stipendiaten der Gräfin, noch auf ihren ersten Lehrer, den Kindheitsgenossen der lieben Schwester.

Am andern Morgen war es Olga, welche die Milchschwester zu einem Spaziergange im öffentlichen Park aufforderte, während man bis dahin nur den reservirten Park zu solchen Gängen benutzt hatte.

So traf man denn zusammen, die angehenden Studiosen und der Brandfuchs hatten schon seit drei Morgen längere Spaziergänge im Park gemacht. Als die Herren gegrüßt hatten und vorüberzugehen im Begriffe waren, redete Anna ihren unvergeßlichen Lehrer, wie sie ihn nannte, an. Nun mußte Bollmann vorgestellt werden und begann sich keck in einigen humoristischen Floskeln zu ergehen. Die Comteß trat zu Heinrich, erkundigte sich theilnehmend nach seinem Ergehen und dem des Bruders Friedrich, man kam ins Gespräch und wandelte in den Kastanienalleen wol eine Stunde auf und ab, bis die kleine Heloise gelaufen kam, zum Lunch zu mahnen.

„Füchse", sagte Bollmann, als die Damen geschieden waren, „euer Geschmack ist gut, aber die Trauben hängen zu hoch für euch. Laßt das Hinaufstarren, wenn ich euch rathen soll, es leben der schönen Mädchen noch viele in der Welt. Vor allem werft eure Oden und Sonette ins Feuer und denkt an wei-

ter nichts, als mir Ehre zu machen in Göttingen. Vivat academia!"

Es war Zeit, daß Bollmann am andern Tage schied, sonst hätte er das Köpfchen der schönen Klara ganz verrückt, und das der Anna, die acht Tage von nichts als dem schönen Studenten redete, noch dazu.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

